Heft 4, Dezember 2007/ 87. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: St. Peter im Winter. Foto: Erich Spiegelhalter.
Mit freundlicher Genehmigung des DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG

Inhalt

Zu diesem Heft und darüber hnaus
Dr. Sven von Ungern-Sternberg . . 548

Ein Vorarlberger Barockmeister in der Ortenau
Vor 250 Jahren starb Johann Elmenreich aus Au im Bregenzerwald
Heinz G. Huber 550

V. K. Jonynas und die Briefmarken
oder: Kunst macht das Leben menschlicher
Elmar Vogt 558

Badener und ihr Drang in die Neue Welt im 19. Jahrhundert
Ein Bericht über ein Auswanderer-projekt in Denzlingen bei Freiburg
Joachim Müller-Bremberger 563

Georg Hauger: ein Student aus Freiburg als Tiroler Freiheitskämpfer
Ein Beitrag zum 550. Jubiläum der Albert-Ludwigs-Universität
Hermann Althaus 573

„Sind wir zerstreut in fernen Auen …“
Die letzten Singspiele von St. Peter als Zeugnisse der Säkularisierung des Stifts 1806
Erich Kaiser 581

Das Wirken der Piaristen in der Rastatter Residenz
Johannes Werner 592

Politische Prominenz auf der Bühlerhöhe
Andreas Klotz 601

Widerständiges Verhalten badischer Juristen gegen das NS-Regime
Detlev Fischer. 606

Liselotte Reber-Liebrich wurde mit der Johann-Peter-Hebel-Gedenk-plakette 2007 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet
Roswitha Frey. 613

Johann Peter Hebels natur-wissenschaftliche Beobachtungen
Liselotte Reber-Liebrich. 615

Von der Gemeinderebellion zur Gemeindereform
Momentaufnahmen aus 750 Jahren Gondelsheimer Geschichte
Thomas Adam. 620

Schönwald – vom Dorf zum Kurort
Nobelhotels passten nicht ins Dorfbild
Heinz Nienhaus 649

Mathias Siedle und die schöne Lodoïska
Otto E. Hoffmann. 657

Heimat, Heimaten, Heimat im Plural
Zur Interpretation des Heimat-begriffs im Zeitalter der Globalisierung
Heinrich Hauß 663

„Straßentumult in Karlsruhe“
Verlauf und Hintergründe des Haber-Skandals 1843
Leonhard Müller. 670

Grünewald und seine Zeit
Große Landesausstellung Baden-Württemberg
8. 12. 2007 – 2. 3. 2008 670

Grünewald – Blicke auf ein Meisterwerk
Exposition d'intérêt national
8. 12. 2007 – 2. 3. 2008 670

Aktuelle Informationen
Redaktion: Heinrich Hauß

Daimler AG:
„Bitter stößt die Entscheidung den Menschen im badischen Landesteil auf“ 687

Neues Schloss in Baden-Baden: ein warnendes Beispiel?
Prinz Bernhard von Baden droht, Salem zu verkaufen 687

Diadem von Stephanie von Baden für Schloss Mannheim 687

„Architektur ist Transfer von Werten“ oder „raumgewordenes Event“? Zur Diskussion um den 1. Preis zur Bebauung der Nordseite des Karlsruher Marktplatzes 688

Rückkehr zur Anfangsphase des Kulturgüterstreites FDP: Kulturgegenstände ohne Bezug zum Land verkaufen 689

Heidelberg: Bundeshauptstadt im Naturschutz 2007 689

Dr. Erhard Richter feierte den 80. Geburtstag Elmar Vogt 689

Rekonstruktion des Hortus Palatinus in Heidelberg 689

Thema der 7. Architekturtage: Architektur lesen – Architecture(s) à lire 690

Brauerei Rothaus plant Freizeitangebot für Touristen 690

Das Reliquiar des Seligen Bernhard von Baden gestohlen H. M. Schwarzmaier 691

„Hebeldank“ des Jahres 2007 für Dieter A. Walz Elmar Vogt 680

Staufermedaille in Gold für Georg Thoma 691

Karlsruher Künstlerin erhält den Kunstpreis Alexander Bürkle. 692

Neues Labor zur Altersbestimmung in Mannheim 692

Künstlerischer Leiter der documenta 12 kommt an Karlsruher Akademie 692

Erlebnispark in Triberg geplant . . 692

Zehn Jahre ZKM | Karlsruhe – eine Erfolgsgeschichte 692

Gedenktage Badischer Geschichte
Redaktion: Heinrich Hauß

125. Geburtstag: Ludwig Marum *(5. 11. 1882 – 29. 5. 1934)* 695

Buchbesprechungen. 696

Vereinsnachrichten

Der Landesverein Badische Heimat e. V.. 702

Einladung zur Mitgliederversammlung in Offenburg am 1. 3. 2008 704

Heinrich Hauß, Adolf Schmid

BADISCHES KALENDARIUM

von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr
Personen und Ereignisse

Ein außergewöhnliches Nachschlagewerk für alle Badener und Baden-Freunde

Buchhandelsausgabe gebunden: 320 S., 166 Abb.
ISBN 978-3-7650-8326-6, € 19,90

„Das Kalendarium soll dem Vergessen entgegenwirken und Identität stiften.“ (BNN)

www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG

Zu diesem Heft und darüber hinaus

Das vorliegende Heft widmet sich einer Vielzahl von Themen. Aber auch die Vielfalt der Orte ist bemerkenswert: Karlsruhe, Gondelsheim, Rastatt, Freiburg, die Ortenau, der Schwarzwald, Gütenbach und Hausen.

Heinz G. Huber beschäftigt sich aus Anlass des 250. Todestages des Barockmeisters Johann Elmenreich mit seiner baulichen Tätigkeit in der Ortenau. Elmar Vogt erinnert an den Graphiker Jonynas, der die Briefmarkenserie 1947 der französischen Zone gestaltet hat.

Ein Thema ganz anderer Art behandelt Joachim Müller-Bremberger, im übrigen als Pressechef des Basler Hofes ein enger Mitarbeiter von mir in meiner Eigenschaft als südbadischer Regierungspräsident, nämlich die Auswanderung aus Baden, ein Projekt der Gemeinde Denzlingen.

Der Aufsatz von Hermann Althaus versteht sich als Beitrag zum 550-jährigen Jubiläum der Universität Freiburg. Althaus stellt den Studenten Georg Hauger als Tiroler Freiheitskämpfer vor. Erich Kaiser stellt die Theatertradition des Klosters St. Peter dar. Einem klostergeschichtlichen Thema wendet auch Johannes Werner seine Aufmerksamkeit zu: Dem Wirken der Piaristen in Rastatt. Mit Hotels im Schwarzwald beschäftigen sich zwei Aufsätze: Andreas Klotz würdigt die politische Prominenz auf der Bühlerhöhe. Heinz Nienhaus beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Schönwald – vom Dorf zum Kurort“ mit den Fehlinvestitionen in den Jahren 1860/70 und weist auf weitere Großprojekte in den 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts hin, die zu dem dörflichen Kern des Ortes nicht passen. Thomas Adam widmet den „Momentaufnahmen“ aus 700 Jahren Gondelsheimer Geschichte“ einen umfangreichen Aufsatz.

Das Buch von Angela Borgstedt „Badische Juristen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ mit verschiedenen Juristenporträts bespricht Detlev Fischer. Leonhard Müller beleuchtet den Verlauf und die Hintergründe des Moritz-Haber-Skandals im Jahre 1843. Schließlich versucht Heinrich Hauß den „Heimatdiskurs“ der letzten zehn Jahre auf dem Hintergrund der Globalisierung aufzuarbeiten. Er stellt gewichtige Veränderungen in der Definition des Begriffes Heimat fest. Heimat im Plural – ist das noch Heimat? Otto F. Hofman erinnert mit seinem Aufsatz an den Spieluhrenmacher Mathias Siedle und geht dem Geheimnis einer Flötenspieluhr im Dorf- und Uhrenmuseum Gütenbach nach.

Natürlich darf Johann Peter Hebel nicht fehlen: Roswitha Frey weist auf die Verleihung der Johann-Peter-Hebel-Gedenkmedaille an Liselotte Reber-Liebrich hin. Ein Vortrag von Reber-Liebrich rundet das Hebel-Thema ab.

Aus der aktuellen Arbeit des Vorstandes möchte ich hervorheben, dass die nächste Mitgliederversammlung im Jahre 2008 am 1. März im historischen „Salmen“ in Offenburg stattfindet. Wir werden uns in Offenburg der Gastfreundschaft von Frau Oberbürgermeisterin Edith Schreiner erfreuen, die uns auch persönlich in ihrer Stadt begrüßen wird. Für die Mitglieder wird nach dem Mittagessen ein kleines kulturelles Programm durch die Stadt geboten. Der neu gewählte Landesvorstand und die Beiräte werden allerdings gebeten, sich für die erste konstituierende Sitzung den Nachmittag freizuhalten, den wir dann gemeinsam in Ortenberg verbringen werden.

Ansonsten laufen die Vorbereitungen für das große Jubiläumsjahr 2009 auf vollen Touren. Eine gemeinsame Aktion mit dem Schwäbischen Heimatbund hat bereits dazu geführt, dass wir zu diesem Anlass einen gemeinsamen Empfang durch die Landesregierung und den Ministerpräsidenten Günther Oettinger in Stuttgart bekommen werden. Darüber hinaus ist in Baden eine Serie von Ver-

anstaltungen im gesamten Jahreslauf geplant. Ganz entscheidend ist, dass es unter Federführung unseres Freundes Dr. Oeschger eine sehr anspruchsvolle Wanderausstellung geben wird, die in der ersten Hälfte des Jahres 2009 für jeweils sechs bis acht Wochen zuerst in Freiburg, dann in Karlsruhe und dann in Mannheim gezeigt werden wird. Die weiteren Stationen in der zweiten Hälfte des Jahres 2009 und auch wohl im darauffolgenden Jahr 2010 in weiteren badischen Städten wird noch im Vorstand und Beirat in Kontakt mit den Regionalgruppen festzulegen sein. Auf jeden Fall wird dies ein besonderer Höhepunkt unserer Bemühungen darstellen, unser Jubiläumsjahr angemessen zu begehen.

Darüber hinaus wird es für das Jahr 2009 eine besondere Chronik geben, die unter Federführung des Chefs des Staatsarchivs in Freiburg, Herrn Dr. Hochstuhl, erarbeitet wird und einen Überblick über die gesamten 100 Jahre der Badischen Heimat geben soll. Und es ist geplant, im Jubiläumsjahr einen Registerband aller Aufsätze der Badischen Heimat vom ersten Jahr bis hin zum Jahre 2009 herauszugeben. Sie sehen, wir haben uns einiges vorgenommen, und ich möchte all denjenigen danken, die sich bereits sehr stark engagiert haben und mögliche weitere Mitarbeiter ermuntern, sich bei uns, d. h. konkret bei mir persönlich oder auf der Geschäftsstelle bei Herrn Bühler, zu melden.

In der laufenden Arbeit spielt weiter die Mitgliederwerbung eine Rolle. Eine Reihe von südbadischen Gemeinden und Städten sind in die Badische Heimat neu eingetreten, und es gibt Bemühungen, in einem Art Netzwerk die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Institutionen, die uns nahe stehen, zu vertiefen. So hat es konkrete Gespräche mit dem Arbeitskreis Heimatpflege, dessen Vorsitz in Nordbaden Herr Regierungspräsident Dr. Kühner führt, gegeben, genauso mit dem Arbeitskreis Alemannische Heimat auf südbadischer Ebene mit Erich Birkle. Hier werden wir ab nächstem Jahr eine engere Verzahnung vornehmen. Zudem stehen Kontaktgespräche mit dem Alemannischen Institut in Freiburg Anfang des Jahres und dem Hegau-Geschichtsverein ebenfalls im Januar des nächsten Jahres an, wo wir einfach nähere und noch intensivere Vernetzungen miteinander besprechen. Solche „Netzwerkgespräche“ mit anderen uns nahe stehenden Institutionen werden weiter ausgedehnt und fortgesetzt.

Hervorheben möchte ich auch ein gemeinsames Schreiben der beiden Vorsitzenden der Badischen Heimat und des Schwäbischen Heimatbundes an Ministerpräsident Oettinger, worin wir eindringlich um Hilfe des Landes für Schloss und Kloster Salem, ein wirklich bedeutendes badisches Kulturgut, gebeten haben.

Was mir bleibt, ist erneut Herrn Hauß, insbesondere für das unverändert hohe Niveau unserer Zeitschrift der Badischen Heimat zu danken. Auch hier werden wir in der nächsten Zeit gewisse Veränderungen vornehmen. Die Buchbesprechungen sollen qualitativ und quantitativ einen breiteren Raum einnehmen. Hier hat sich dankenswerter Weise Herr Dr. Stegmaier bereiterklärt, die verantwortliche Federführung zu übernehmen.

Nun bleibt mir, Ihnen für das Ende des Jahres schöne Festtage zu wünschen und alles Gute für das Neue Jahr 2008 und einen Dank an all diejenigen, die sich engagiert, voller Begeisterung und Idealismus im Bereich des Landesvereins Badische Heimat eingebracht haben. Ich habe aufgrund von vielen Reaktionen das feste Gefühl gewonnen, dass der Begriff Heimat, gottlob nach vielen Jahren, in denen man sich gegen einen Zeitgeist stemmen musste, wieder Konjunktur hat und sogar eine Renaissance erlebt.

In diesem Sinne bin ich mit allen guten Wünschen

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Heinz G. Huber

Ein Vorarlberger Barockmeister in der Ortenau

Vor 250 Jahren starb Johann Elmenreich aus Au im Bregenzerwald

Mit dem Frieden von Baden und Rastatt endete 1714 am Oberrhein eine fast hundertjährige Periode von Kriegen, die 1618 mit dem Böhmisch-Pfälzischen Krieg begonnen hatte. Vor allem die „Devastierungspolitik“ Ludwigs XIV. im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697) hatte am Oberrhein eine systematische Zerstörung von Dörfern, Städten, Kirchen und Herrschaftssitzen zur Folge. Das 18. Jahrhundert wurde zu einer Zeit des Wiederaufbaus. Im Bereich der Sakralarchitektur waren es vor allem Architekten und Bauhandwerker aus Vorarlberg, die tätig wurden und die barocke Kulturlandschaft um Rhein und Schwarzwald prägten.

Denkmal für Bauhandwerker und Baumeister in Au

Viele Baumeister, Maurer, Steinhauer und Stuckateure kamen aus dem Gebiet des hinteren Bregenzerwaldes, den Gemeinden Au und Schoppernau. Zwischen 1670 und 1699 waren dort beispielsweise 95% der männlichen Bevölkerung im Baugewerbe tätig.[1] Zwar war Vorarlberg von kriegerischen Auseinandersetzungen und Pestepidemien nicht verschont geblieben, doch die Bevölkerungsverluste waren im Vergleich zu Süddeutschland gering. Im hinteren Bregenzerwald hatte die Bevölkerung von 1618 bis 1647 von 6400 auf 6000 Menschen abgenommen und nahm dann wegen der hohen Geburtenrate rasch zu.[2] Wegen der freien Teilbarkeit der Güter ernährte die Landwirtschaft die Menschen nicht mehr.[3] Sie mussten auswandern oder sich mit Saisonarbeit in der Fremde ihr Auskommen suchen. Schon die Kinder waren gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und sich zum Viehhüten in Oberschwaben und im Allgäu zu verdingen. Neben den „Schwabenkindern“ zogen im Frühjahr die Bauhandwerker in die Fremde. Das Tätigkeitsfeld der Baumeister und ihrer Bautrupps umfasste das gesamte südwestdeutsche Terrain einschließlich des linksrheinischen Gebietes von Elsass und Pfalz und reichte bis Frankfurt und Saarbrücken. In der Zeitspanne zwischen 1650 und 1780 führten Vorarlberger Architekten über 800 Bauaufträge aus.[4]

Die Vorarlberger Barockbaumeister entwickelten aus den Vorbildern der Jesuitenarchitektur, der Graubündener Wandpfeilerkirche und des italienischen Frühbarock ein eigenes Münsterschema, das sie variierten und stetig weiterentwickelten. Es war gekennzeichnet durch ein tonnengewölbtes Langhaus. Statt Seitenschiffen gliedern Wandpfeiler den Raum rhythmisch auf und ermöglichen den Einbau von Kapellennischen. Darüber befinden sich Seitenemporen. Das Licht, das aus den Seitenfenstern in den Kirchenraum fällt, begünstigt die Inszenierung von Bildhauerkunst, Stuckplastik und Malerei. Als Ausgangsmodell gelten die Kirchenbauten des Auer

Au im Bregenzerwald, Blick auf Dorfkirche und Friedhof (2007)

Zunftgründers Michael Beer (1605–1666), etwa die Basilika St. Lorenz in Kempten[5], und Johann Georg Kuens. Mit Franz Beer und Caspar Moosbrugger gelangten Vorarlberger Baumeister um 1700 zu europäischer Bedeutung.[6] In der dritten Phase etwa bei Peter Thumb lässt sich eine „Rückbildung zu den einfacheren, überkommenen Typen" (Oechslin) feststellen. Die Basiliken von Weingarten, Einsiedeln, St. Gallen und die Wallfahrtskirche von Birnau werden als repräsentative „Hauptwerke" der Vorarlberger betrachtet.[7] Michael, Franz und Christian Beer, Michael, Christian und Peter Thumb, Kaspar Moosbrugger und Johann Georg Kuen und Joseph Greissing gelten als die „großen" Baumeister der Vorarlberger.[8] Mit ihnen hat sich die Forschung ausführlich befasst. Dagegen haben die Baumeister, die nicht an Großprojekten arbeiteten und „nur" schlichte Dorfkirchen schufen, allenfalls lokalgeschichtliches Interesse gefunden.

Zu ihnen gehört auch der aus Au stammende Maurer, Steinhauer und Baumeister Johann Elmenreich[9], dessen Todestag sich am 12. Oktober 2007 zum 250. Mal jährt.[10]

Lehrjahre in Au

Johann Elmenreich wurde am 25. Juni 1695 in Au als Sohn von Michael Elmenreich und Katharina Simma geboren. Ob sein Vater schon als Bauhandwerker tätig war, ist nicht bekannt. Er begann 1708 eine Lehre als Maurer und Steinhauer bei Hans Greußing[11] und wurde in die Auer Zunft aufgenommen.

Die Auer Zunft war um 1650 von Michael Beer gegründet worden; ihre Satzungen wurden 1657 festgelegt. Als „Viertelslade" war sie der Innsbrucker Hauptlade untergeordnet. Die Aufdingung der Lehrjungen fand in einer festlichen Zeremonie am Sonntag nach Dreikönig statt. Das Hauptaugenmerk bei der Ausbildung

Das „Korker Schloss“, heute Teil der Korker Anstalten

wurde auf die Praxis gelegt. „Paliere“ wiesen die Lehrlinge in die praktischen Tätigkeiten ein. In der arbeitsfreien Zeit während der Wintermonate erfolgte die theoretische Ausbildung in Materialkunde, Statik, Bautechnik, Geometrie, zeichnerischer Darstellung und Kostenberechnung.[12] Die sogenannten „Auer Lehrgänge“ vermittelten auch die Grundformen und die Muster der zeitgenössischen Architektur und ermöglichten Einsichten in Architekturtheorie.[13] Diese Auseinandersetzung mit Vorlagen architekturtheoretischer Werke und exemplarischen Bauten erklärt, dass Bauhandwerkern wie Elmenreich der Aufstieg zum Barockbaumeister gelang.

Vermutlich schon als Lehrling hatte Elmenreich seine Heimat saisonal verlassen müssen. Im Frühjahr zogen die Bautrupps wie Landsknechte in alle Himmelsrichtungen zu ihren jeweiligen Baustellen. Johanns älterer Bruder Dominik (1674–1722) war nach einer Maurer- und Steinhauerlehre mit dem Bautrupp Franz Beers nach Offenburg bekommen. Die dortige Pfarrkirche war 1689 wie die gesamte Stadt von den Truppen Ludwigs XIV. niedergebrannt worden. Mit Franz Beer und Leonhard Albrecht, „beeden Maurermeistern von Bregenz“ schloss der Rat der Reichsstadt einen Vertrag zum Wiederaufbau der Hl. Kreuzkirche.[14] Dominik heiratete 1709 die Offenburgerin Anna Maria Kammer und war ein Jahr später Bürger der Stadt geworden. Als verantwortlicher „Baumeister“ leitete er 1714–1717 den Bau des „Königshofes“, des Verwaltungssitzes der Landvogtei Ortenau am Offenburger Stadtbuckel.

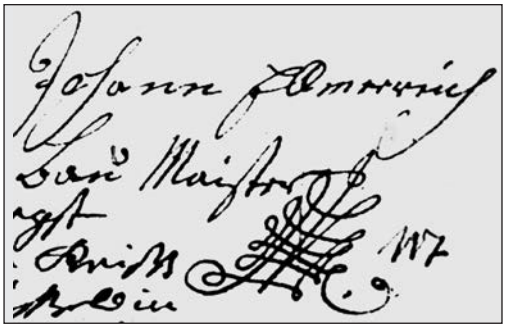
Es lag nahe, dass Johann nach Ende seiner Lehrzeit seinem älteren Bruder in die Ortenau folgte. Namentlich erscheint er 1718/19 in Ettenheimmünster, wo er für das Benediktinerkloster erstmals selbstverantwortlich Steinhaueraufträge ausführt. In Offenburg

Bauwappen an der Kirche in Kork

selbst übernahm er seine erst größere Aufgabe als „Baumeister“: Nach modifizierten Plänen von Franz Beer errichtete Johann Elmenreich 1721–1726 den Kirchturm der Offenburger Stadtkirche Hl. Kreuz.[15] Wie sein Bruder Dominik war Johann 1720 Bürger von Offenburg geworden und hatte eine Offenburgerin, Anna Maria Siebert, geheiratet. Da sein Bruder schon 1722 starb, übernahm er für dessen Kinder die Pflegschaft.

Bauaufträge in der Ortenau

Mit der Entscheidung für die bürgerliche Niederlassung in der Reichsstadt Offenburg beschränkte Johann Elmenreich seinen künftigen Wirkungskreis auf die Ortenau. Im Jahr 1727 wurde der Neubau des Langhauses der Nußbacher Kirche ausgeschrieben. Die mittelalterliche Kirche war in einem „ruinösen Zustand“, dunkel und obendrein für die Zahl der Gläubigen zu klein.[16] Johann Elmenreich übernahm am 26. Februar 1728 für die Summe von 355 Gulden alle Steinhauerarbeiten an Fenstern, Portal, Gesims sowie die Herstellung der Fußplatten.



Unterschrift und Monogramm Johann Elmenreichs

Im gleichen Jahr vollzog Elmenreich endgültig den Aufstieg zum selbstständigen Bauunternehmer und Architekten. Er erhielt den Auftrag für den Bau des Korker Schlosses in der Herrschaft Hanau-Lichtenberg. Wegen Baufälligkeit wurde 1729 das alte Amtshaus „bis auf den Boden“ abgebrochen und ein Neubau erstellt.[17] Da man mit Elmenreich zufrieden war, wurde ihm auch der Auftrag für den Neubau der Korker Kirche erteilt. Die alte Kirche wurde 1731 bis auf den Chor aus dem Jahr 1450 abgetragen. Dieses Mal leitete Johann Elmenreich als Baumeister und Architekt den Bau, während Maurermeister Balthasar Hartmann den Bau ausführte. Am 4. August 1732 wurde die neue Kirche, deren Bau ohne Komplikationen verlaufen war, eingeweiht.[18] An Elmenreichs Wirken in Kork erinnert heute eine „Elmenreichstraße“. Derer Vorarlberger Baumeister hatte bewiesen, dass er auch einen Kirchenbau für die Bedürfnisse einer evangelischen Gemeinde realisieren konnte. Deshalb erhielt er auch den Auftrag für den Bau der Kirche in Legelshurst, die zwischen 1743 und 1747 errichtet wurde.

Im Jahr 1748 wurde Elmenreich in Appenweier tätig. Der Plan für den Neubau der Pfarrkirche St. Michael stammte allerdings vom badischen Hofbaumeister und Balthasar-Neumann-Schüler Franz Ignaz Krohmer.[19] Elmenreich übernahm die Maurer- und Steinhauerarbeiten bei Chor, Langhaus und Turm. Für die Arbeit am Langhaus erhielt er 3100 Gulden und am Chor 791 Gulden. Im Akkord für den Turmbau verpflichtete sich Elmenreich, den Turm auf dem alten Sockel 22

Schuh hoch achteckig aufzumauern und die Mauer 2½ Schuh dick aufzuführen und die Steine auf eigene Kosten zu brechen. Für die Arbeiten am Turm wurde Elmenreich entsprechend dem Baufortschritt in Raten bezahlt.[20] Die Appenweierer Pfarrkirche mit ihren Stuckarbeiten des Wessobrunner Meisters Johann Schütz und den Deckenfresken und Altarblättern von Benedikt Gambs und Johann Pfunner gilt heute als eine der schönsten Rokokokirchen Badens.

In Griesheim bei Offenburg, dem Sitz eines Landgerichts der Landvogtei Ortenau, konnte Elmenreich 1749 nach eigenen Plänen den Neubau der dortigen Pfarrkirche verwirklichen. Die mittelalterliche Chorturm war zu klein geworden. Elmenreich musste ältere Bauteile einbeziehen: Die Decke zum ersten Obergeschoss des Turmes wurde durchbrochen, der Chor erhöht, das Langhaus verbreitert und erweitert.[21] Mit dem Bau der Griesheimer Dorfkirche bewies Elmenreich, dass er mit großer Flexibilität aus der Synthese von Altem und Neuen, der Umgestaltung eines mittelalterlichen Chorturms und dem Neubau eines spätbarocken Langhauses, einen homogenen Bau gestalten konnte.

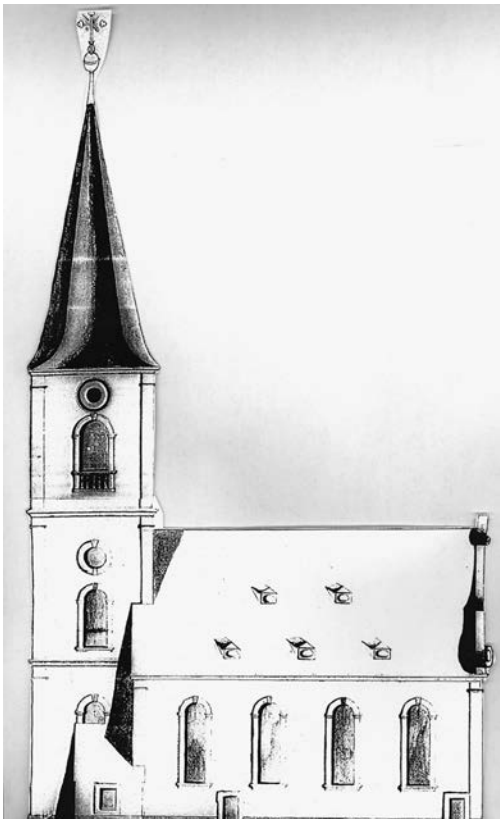
Die Katastrophe von Willstätt

Im Jahr 1753 erhielt Johann Elmenreich seinen bisher lukrativsten Auftrag, den Neubau der Pfarrkirche Willstätt. Die alte Pfarrkirche von 1657 war dreimal gebrandschatzt und jeweils notdürftig instand gesetzt worden. Sie befand sich in „baufälligen und schlechten Umständen“ und war überdies viel zu klein: 130 Personen aus der Gemeinde ohne die ledigen Personen fanden darin keinen Platz.[22] Der Entscheidung zum Neubau ging ein heftiges Ringen um die Finanzierung voraus. Ursprünglich hatte das Konsistorium in Buchsweiler gefordert, dass die Gemeinde Willstätt das Eichenholz stellen, die Fuhren übernehmen und überdies 2500 fl. von den Baukosten übernehmen sollte. Die Willstätter machten geltend, dass die Bürgerschaft „von Geld entblößt“ sei und sich nicht in der Lage sehe, den geforderten Beitrag zu übernehmen. Nach mehr als zwei Jahre dauernden Verhandlungen war Willstätt schließlich bereit, 2000 fl. Eigenbeitrag zu akzeptieren, als angedroht wurde, das Bauprojekt einzustellen.[23]

Evangelische Pfarrkirche in Legelshurst

Elmenreich hatte im Januar 1753 einen Kostenvorschlag eingereicht, dessen Gesamtvolumen sich auf 9901 fl. 32 ß. belief.[24] Er erhielt den Zuschlag und konnte am 5. März 1753 mit dem Abbruch der Kirche beginnen. Am 11. März wurde zum letzten Mal Gottesdienst in der alten Kirche gehalten. Die Kirchenstühle wurden in die Zehntscheuer geschafft und die Glocken dort an Balken aufgehängt. Am 21. April wurde mit den Ausschachtungsarbeiten begonnen. Der Grundstein zum neuen Bau wurde feierlich in Anwesenheit des Superintendenten, des Amtsschultheißes und der Bürgerschaft am 16. Mai 1753 gelegt: *Man ging processionsweise aus dem Pfarrhaus auf den Platz, wo eine zahlreiche Menge Menschen versamlet war, alle Glocken wurden geläutet. Als man auf den Platz gekommen, wurde das Lied gesungen; Es wolle uns Gott gnädig seyn'*. In den Grundstein wurde ein Dokument eingelassen, auf dem sich neben den Namen des Landesherren Landgraf Ludwig von Hessen, der Räte, der Kirchenbehörden und der Gemeindevertreter der

Pfarrkirche St. Michael, Appenweier



Plan der Kirche zu Willstätt von Johann Elmenreich

Name des Baumeisters „Johann Elmerich Offenburg“ findet.[25]

Am 2. August konnten die Zimmerleute schon damit beginnen, das Kirchendach aufzuschlagen. Nach drei Tagen war die Kirche ohne einen Unfall unter Dach und Fach. Zu Weihnachten wurden zum ersten Mal Gottesdienste in dem neuen Gebäude gehalten. Am Dienstag nach Pfingsten war die erste Taufe in der neuen Kirche vorgenommen worden, ein Jude wurde in der Kirche getauft. Auch zwei Paare wurden 1754 in der neuen Kirche eingesegnet.

An Pfingsten begann auch der zweite Bauabschnitt, die Aufmauerung des Turms, der bis zum 30. Oktober 1754 fertig gestellt sein sollte: *Aber leider ach leider dieses war der unglückseligste und fatalste Tag für dieses Gebäude,* schrieb der Pfarrer in sein Bautagebuch. Am 20. Oktober wurde noch Gottesdienst in der Kirche gehalten. Am Dienstag darauf ließen sich Risse an den Pfeilern des Gewölbes wahrnehmen. Die Handwerker, die auf dem Turm arbeiteten, beruhigten den besorgten Pfarrer. Am Freitag, den 25. Oktober machten jedoch die Bauleute ungewöhnlich früh Feierabend. Amtsschultheiß Städel ließ den Anton Elmenreich, den Sohn des Baumeisters, der auf dem Turm gearbeitet hatte, zu sich kommen. Er fragte ihn, ob der Turm einstürzen könnte. Dieser gab jedoch an, man habe die Arbeiten wegen zu starkem Wind eingestellt, eilte jedoch zu seinem Vater nach Offenburg, um ihn von der drohenden Katastrophe zu unterrichten. Pfarrer und Amtsschultheiß stellten in der Kirche Risse in den Pfeilern fest, die schon eine Handbreit groß waren. Ein Eilbote wurde nach Buchsweiler entsandt, um dem Konsistorium Anzeige zu machen. Die Gemeinde hielt am Sonntag, den 27. Oktober „mit Weinen“ wiederum in der Zehntscheune Gottesdienst,denn man ahnte das Unglück, das kommen sollte. Am 28. Oktober trafen Werkmeister aus Buchsweiler und Straßburg ein, die überprüften, ob die Kirche dadurch noch gerettet werden könnte, indem man den Turm abbrach. Doch wegen „höchster Lebensgefahr“ wurde davon abgeraten, man wollte „keine Blutschuld“ auf sich laden.[26] Am 30. Oktober

Pfarrkirche Willstätt von Laurentius Götz, 1755/56

Wallfahrtskirche St. Wendelin, Oberkirch-Bottenau

Alle Aufnahmen vom Verfasser.

um 7 Uhr erschreckte die Willstätter Einwohner ein dumpfes Getöse. Der Turm stürzte in sich zusammen und zerschmetterte das halbe Langhaus. „Oh du armes Willstätt!“, schrieb der Pfarrer in sein Tagebuch. Zum Glück war niemand durch den Einsturz zu Schaden gekommen, auch kein neben der Kirche stehendes Wohnhaus war bis auf einige zu Bruch gegangene Ziegeln beschädigt worden. Die Trümmer hatten die Landstraße verschüttet.

Die Willstätter mussten zum zweiten Mal ihre Kirche errichten. Dieses Mal wurde der Bauvertrag mit dem Straßburger Baumeister Laurentius Götz geschlossen, der den Bau erfolgreich zuende brachte. Bei der zweiten Grundsteinlegung am 4. August 1755 wurde ein Dokument beigelegt, das Elmenreichs Desaster der Nachwelt überliefern sollte:

Aedificium quod ab aedifice Elmerich coeptum und pene confumatum erat, 30 mo Oct. 1754 proh dolor! Per tamen Dei gratiam sine ullius hominis lasione aut detrimento sua sponte collapso novam hoc ab aedifice Laurentio Götz cive Argentinensi die IV. Augusti 1755 extrui coeptum est.[27]

Götz erkannte schnell die Ursache für den Turmeinsturz: Auf dem weichen Sandboden hatte der Turm keinen festen Stand. Deshalb ließ Götz 20 Eichen zu einem Rost für das Turmfundament fällen schuf damit einen festen Untergrund.[28] Das Konsistorium verklagte den unglückseligen Baumeister Elmenreich auf Schadensersatz.

Fast war es ein Wunder, dass Elmenreich nach diesem Desaster noch einmal einen Auftrag erhielt. Auf dem Bergsattel zwischen Herztal und Bottenau errichtete er 1756 die Wallfahrtskirche St. Wendelin. Aus einer kleinen, zum ersten Mal 1591 genannten Hofkapelle war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein regionales Wallfahrtsheiligtum entstanden.[29] Der Appenweierer Gerichtsvogt Simon Bruder, der den Bau organisierte und Elmenreich als Baumeister der dortigen Pfarrkirche schätzen gelernt hatte, schloss mit ihm „wegen Verfertigung der neuen Kapell“ einen Vertrag über 853 fl. Die Steinhauerarbeiten wurden in Offenburg vorgenommen, wo Elmenreich seine Werkstatt hatte. Während der Bauarbeiten im Sommer 1756 überwachte Elmenreich persönlich die Baustelle und

wohnte beim Rohrbacher Hofbauern und Gerichtszwölfer Benz.

Der Bau, ein einschiffiges Langhaus mit einer Chorapsis und einem Turmaufbau, den weithin sichtbar die Kolossalstatue des Heiligen krönte, fügte sich meisterhaft in die Landschaft ein. Die Apsis malte der aus Schwaz stammende Künstler Johann Pfunner mit der Darstellung der Wendelinuslegende und der Geschichte der lokalen Wallfahrt aus. Die geplante Kapellenweihe konnte jedoch 1756 nicht vorgenommen werden. Wegen des Streits des Klosters Allerheiligen, dem die Renchtalpfarreien inkorporiert waren, und dem Straßburger Fürstbischof um die Abtswahl konnte die feierliche Weihe erst am 19. Oktober 1757 vollzogen werden. Eine Woche vorher, am 12. Oktober 1757, war Johann Elmenreich in Offenburg verstorben.

Anmerkungen

1 Dieter Büchner, Vorarlberger Barockbaumeister in Vorderösterreich, in: Württembergisches Landesmuseum (Hrsg.), Vorderösterreich nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Katalog. Stuttgart 1999, S. 297.
2 Karl Heinz Burmeister, Geschichte Vorarlbergs, München 1980, S. 128.
3 Rudolf Fesseler, Baumeister des Bodensee-Barock, in: Bodensee-Hefte 12/1990, S. 46–51.
4 Fesseler, a. a. O., S. 51.
5 Hugo Naumann, Basilika St. Lorenz Kempten, Passau 1998.
6 Werner Oechslin und die europäische Barockarchitektur, in W. Oechslin (Hrsg.), Vorarlberger Barockbaumeister, Einsiedeln 1973, S. 260.
7 Oechslin, a. a. O., S. 171–256.
8 Norbert Lieb, Die Vorarlberger Barockbaumeister, München/Zürich 1976, S. 21–32 / Werner Oechslin, a. a. O., S. 1–15.
9 Die Schreibweisen des Namens variieren: Ellmenreich, Elmerich, Ellmerich.
10 Stadtarchiv Offenburg, Totenbuch der Stadtpfarrei Hl. Kreuz.
11 Daten nach Norbert Lieb, a. a. O., S. 88.
12 Irmgard Schwanke, Gern gesehene Fremde. Baumeister und Bauhandwerker aus dem Bregenzerwald kamen im 18. Jahrhundert nach Offenburg, in: Momente H. 3/2006 / Norbert Lieb, a. a. O., S. 14 f.
13 Werner Oechslin, Ausbildung – Kontakt mit Architekturtheorie, in: Oechslin (Hrsg.), Vorarlberger Barockbaumeister a. a. O., S. 22 f.
14 Schwanke, a. a. O., S. 27 / Werner Scheurer, Kirchenführer Stadtpfarrkirche Heilig Kreuz Offenburg, Lindenberg 2004, S. 3.
15 Otto Kähni, Die Funde im Turmknauf der Pfarrkirche „Hl. Kreuz“ in Offenburg, in: Die Ortenau 38 (1958), S. 36–49.
16 Heinz G. Huber, Kirchenführer St. Sebastian Nußbach/Wallfahrtskirche St. Wendel Bottenau. Regensburg 2007 / Pfarrakten Kirchenbau Nußbach.
17 Helmut Schneider, Die historischen Gebäude in Kork, in: Hans Hermann, Kork im Hanauerland, Kork 2003, S. 357.
18 Schneider, a. a. O., S. 368.
19 Martina Kitzing-Bretz, Der Markgräflich-Baden-Badische Hofbaumeister und Bauinspektor Franz Ignaz Krohmer (1714–1789), Diss. Phil. Heidelberg 2001, S. 6 / Hugo Schnell/Wilhelm Schäfer, Kirchenführer St. Michael Appenweier, München/Zürich 1973, S. 4.
20 Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLAK) 229/2610.
21 Adalbert Ehrenfried, Kirchenführer St. Nikolaus Griesheim. München/Zürich 1978, S. 6.
22 „Historische Nachrichten“ (Zeitgenössisches Tagebuch des damaligen Willstätter Pfarrers), Pfarrarchiv Willstätt, Kopie in Besitz des Autors.
23 „Historische Nachrichten“, p. 2–5.
24 GLAK 229/114 454.
25 „Historische Nachrichten“, Abschrift der Urkunde, p. 11.
26 „Historische Nachrichten“, p. 14.
27 „Historische Nachrichten“, p. 20 Übersetzung des Textes: *Der Bau, der von Baumeister Elmerich begonnen und fast vollendet war, stürzte am 30. Oktober 1754 – welche Qual – von selbst zusammen, ohne dank göttlicher Gnade einen Menschen zu verletzen oder zu beschädigen. Der neue Bau wurde vom Werkmeister Laurentius Götz, Bürger von Straßburg, begonnen.*
28 „Historische Nachrichten“, p. 17.
29 Heinz G. Huber, Vierhundert Jahre Wallfahrtsheiligtum St. Wendelin in der Pfarrei Nußbach-Bottenau, Oberkirch 1991.

Anschrift des Autors:
Heinz G. Huber
Erbstraße 19a
77704 Oberkirch

Elmar Vogt

V. K. Jonynas und die Briefmarken

oder: Kunst macht das Leben menschlicher[1]

Dieser Beitrag über den vielseitigen Graphiker, Künstler, Professor und Briefmarkengestalter V. K. Jonynas erfolgt als Ergänzung des Aufsatzes *„Johann Peter Hebel in der Philatelie – Ich bin bekanntlich in Basel daheim“,* abgedruckt in: Badische Heimat, Band 3/2004, Seite 340 bis 349.

Zu diesem Beitrag betrieb ich keine Archivforschung, sondern stützte mich lediglich auf die Literatur. Dennoch laufe ich nicht Gefahr, Allzubekanntes für die Leserinnen und Leser zu veröffentlichen.

Kunst ist, so hat es in der Geschichte der Kunstphilosophie unter anderem Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770 bis 1831) betont, eine geistige Angelegenheit. Kunstwerke sind nicht nur Gegenstände der Wahrnehmung und der sinnlichen Auseinandersetzung, sondern auch und in erster Linie des Verstehens.

Es nimmt so nicht wunder, dass seit ihren Anfängen sich auch die Philosophie immer wieder mit Fragen der Kunst befasst hat.[2]

Mein ganzer Name ist Vytautas Kazys Jonynas

Kunstsammlern und Kunstliebhabern ist der Name des am 16. März 1907 in Udrija (Südost-Litauen) geborenen späteren Graphikers wohl nicht unbekannt. Er war nicht nur ein abenteuerhungriger Kosmopolit, sondern auch ein vielseitiges schöpferisches Genie. Nach der Ausbildung an der Staatlichen Kunstschule in Kaunas erwarb er im Jahre 1927 erste Erfahrungen, die er ab 1931 in Paris ausbaute, wo er bis 1935 am *Conservatoire National des Arts et Métiers* studierte und an der *Ecole Boulle* seine Studien beendete. Kaum hatte er eine erste viel beachtete Ausstellung seiner Werke in der Pariser Galerie Zak hinter sich, folgte er einem Ruf nach Kaunas, wurde dort Lehrer für Graphik und Holzplastik an der Staatlichen Kunsthochschule und später deren Direktor. Im Jahre 1936 erwarb er den Titel eines Konservators und wurde Leiter des Staatlichen Dienstes zum Schutze von Kunstdenkmälern.

Paris ließ ihn aber nicht los: Zur Weltausstellung 1937 stellte er seine Werke dort aus.

Der Graphiker V. K. Jonynas bei der Arbeit in seinem Atelier Bildvorlage: Wolfgang Maassen

Sie wurden mit zwei Goldmedaillen ausgezeichnet. Er selbst wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Für seine Illustrationen zu den *„Jahreszeiten“* des litauischen Dichters Kristijonas Donelaitis[3] (1714 bis 1780) wurde ihm der Litauische Staatspreis 1940 verliehen. Vier Jahre später erlebte Riga eine umfang-

reiche Ausstellung seiner Werke. Die Kriegswirren brachten den Litauer nach Freiburg im Breisgau, wo er 1946 die *„Akademie der Schönen Künste“* gründete und auch deren Leiter wurde.

… zum Symbol politikfreier Kunst […]

Im zerbombten Nachkriegsdeutschland wurden seine Werke geradezu zum Symbol politikfreier Kunst, eines Neuanfangs und vielfach in deutschen Städten gezeigt, so zum Beispiel in Tübingen (1947), Baden-Baden, Frankfurt am Main und Konstanz (1948). Auch in Rom und Paris gab es im Jahre 1949 Ausstellungen seiner Werke.

Längst hatten namhafte Museen und Kunsthallen begonnen, Kunstwerke von Jonynas zu erwerben, so die Hamburger Kunsthalle und das Goethe-Museum in Weimar. Eine Künstlerbiographie von Aleksis Rannit aus dem Jahre 1947 mit einem Gesamtüberblick seines bisherigen Schaffens machte ihn noch bekannter als er es zu dieser Zeit bereits war.

Kunstfreunden sagen seine Illustrationen zu Goethes *„Die Leiden des jungen Werther“* oder zu *„Hamlet“* viel: die spielerische Freiheit der Feder, die Eleganz moderner Entwürfe und Umsetzungen klassischer Themen kommt an. So blieb es kaum aus, dass man sich im französisch besetzten Teil Deutschlands an V. K. Jonynas erinnerte, als es 1946 an die Planung und Realisierung eigener Zonen-Briefmarken für Baden, Rheinland-Pfalz und Württemberg ging, mit denen die Allgemeine Ausgabe der drei besetzten und letztgenannten Zonen abgelöst werden sollte.[4]

Die ersten Briefmarkenausgaben für das Saarland im Jahre 1947 wurden ebenfalls nach Entwürfen von V. K. Jonynas gestaltet und ausgegeben.

… zu den schönsten Postwertzeichen Europas zählen […]

Der Graphiker Jonynas ist mit seinen entworfenen und auch verausgabten Postwertzeichen einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden.

Als V. K. Jonynas sich mit dem für ihn neuen Gebiet der Briefmarkenkunst beschäftigt, ist er bereits ein anerkannter Künstler, der weite Gebiete Europas bereist hat. Man hat mit Recht einmal gesagt, Jonynas gehöre zu den Künstlern, *die eine Welt nur mit den Augen des Zeichners sehen und erleben.* Als großer Bewunderer der französischen Meister der Moderne vermag er unter deren Einfluss und zum Teil auch deren persönliche Einführung seine Kunst zu erweitern und vertiefen.

Alles das, was über die allgemeinen Arbeiten von Jonynas gesagt wurde, muss auch über die von ihm entworfenen Briefmarken angeführt werden. Hier sind ihm die verschiedensten Themen gestellt worden: Porträts, Bauwerke, und Landschaftsbilder stellen an ihn mannigfaltige Anforderungen. Zu den insgesamt 136 zur Ausführung gekommenen Briefmarken hat Jonynas 35 verschiedene Entwürfe geliefert. Diese sind nach den Angaben des von Aleksis Rannit bearbeiteten Werkskatalogs im Original in der Höhe von 13,2 cm gehalten. Es scheint für alle Markenausgaben von Jonynas besonders charakteristisch, dass hier ein Künstler nicht nur den Entwurf liefert, sondern dass er darüber hinaus auch die technische Ausführung bis zum letzten Ausdruck leitet und persönlich überwacht. Dies ist vor allem in der Notzeit der ersten deutschen Nachkriegsmarken eine wichtige, keineswegs dankbare und nicht immer leichte Aufgabe.[5]

„Besonders aufschlussreich finde ich die Tatsache, dass es die Franzosen waren, die die erste Hebel-Briefmarke herausbrachten. Der Veranlasser oder wenigstens der Zensor, der die Einwilligung zum Druck geben musste, kann eigentlich nur ein Elsässer gewesen sein, der offensichtlich die integrative Kraft Hebels für die Gegenden am Oberrhein kannte und mit dieser Ehrung des größten alemannischen Dichters wenigstens der französisch besetzten Zone Respekt zu zollen und ihr ein Stück Selbstgefühl zurückzugeben versuchte. Damit hat er geholfen Vorurteile und Vorbehalte abzubauen und eine neue Völkerverständigung über die Grenze einzuleiten. Vor diesem Hintergrund verkündet diese Marke eine politische Aussage, neben der ihre postalische Funktion zur Nebensächlichkeit wird.“[6]

Eine Briefmarkenauswahl von V. K. Jonynas

Französische Zone, Ausgabe Baden von 1947

3 Pfennig, Trachtenmädchen vom Bodensee und Konstanz

10 Pfennig, Hans Baldung, genannt Grien (1484/85–1545), Maler

12 Pfennig, Johann Peter Hebel (1760–1826), Heimatdichter

15 Pfennig, Trachtenmädchen vom Bodensee und Konstanz

20 Pfennig, Hans Baldung, genannt Grien (1484/85–1545), Maler

24 Pfennig, Schloss Rastatt

84 Pfennig, Höllental im Schwarzwald

1 Mark, Freiburger Münster

Französische Zone, Ausgabe Rheinland-Pfalz 1947/1948 (Auswahl)

12 Pfennig, Trier, Porta Nigra („Schwarzes Tor“)

16 Pfennig, Teufelstisch bei Kaltenbach

20 Pfennig, Winzerhäuser St. Martin

50 Pfennig, Dom zu Mainz (1239 vollendet)

60 Pfennig, Ludwig van Beethoven (1770–1827), Komponist

In der „Sammler-Lupe“, Jahrgang 1954, Heft 17, Seite 281, schreibt Sepp Schüller (Aachen):

„Jonynas hat sich im Laufe weniger Jahre zu einem echten Briefmarkenkünstler entwickelt, der unter den bekannten und bedeutenden Briefmarkenschöpfern der Nachkriegszeit und weit darüber hinaus genannt zu werden verdient. In einer Zeit, als vor allem in Deutschland nach dem Kriege *das gesamte Kulturleben wieder neu aufgebaut werden musste,* vermittelte er wertvolle Anregungen und nahm mit ihm die Briefmarke einen verheißungsvollen Aufstieg. Man muss bedauern, dass diese Entwicklung nicht fortgeführt wurde“.

Es ist bemerkenswert, dass dieser begabte Künstler ab 1949 nicht mehr als Entwerfer weiterer Briefmarken in Erscheinung tritt. Vermutlich kam es nicht mehr dazu, weil Jonynas wohl spätestens 1949 Deutschland verließ – und das mit unbekanntem Ziel.

Es gibt Hinweise, dass er im Jahre 1949 in Rom und Paris noch einmal mit Ausstellungen an die Öffentlichkeit trat und in die USA auswanderte, wo er im Alter von 90 Jahren verstarb. Aber noch im Jahre 1989 hatte Jonynas erleben dürfen, dass in der litauischen Stadt Druskininkai eine Galerie mit seinem Namen eröffnet wurde, in der auch heute noch seine Entwürfe, Holzplastiken – und eben auch zahlreiche Briefmarkenentwürfe gezeigt werden und somit an seine Person und an sein vielseitiges Werk erinnern.

Briefmarken als kleine Kunstwerke

Kunstwerke sind Zeichen. Es handelt sich allerdings um Zeichen, die in charakteristischer Weise mit Erfahrungsprozessen verbunden sind. Kunstwerke funktionieren als Zeichen nicht wie Wörter auf einer Gebrauchsanweisung oder Bilder in der Tageszeitung. Das heißt, dass Verstehen bei Kunstwerken etwas anderes bedeuten muss als bei anderen Zeichen.

Somit hat auch V. K. Jonynas deutlich gemacht, dass Briefmarken kleine Kunstwerke sind, die neben ihrer postalischen Funktion auch eine Botschaft in Form eines Zeichens vermitteln wollen, eben: Postwert*zeichen*.

Anmerkungen

1 Diese Aussage (Zitat) stammt von der Keramikerin, Malerin und Lyrikerin Liesa Trefzer-Blum, der ich diesen Aufsatz widme. Siehe hierzu auch der Beitrag von Roswitha Frey, Vieles wäre noch zu sagen … – Oder: Chönnt denn d’ Welt no besser si?, Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2005 für Liesa Trefzer Blum, in: Badische Heimat, Band 3/2005, S. 457 und 458.

2 Vgl. hierzu: Georg W. Bertram, Kunst, Eine philosophische Einführung, insbesondere die Seiten 11 bis 17.

3 Donelaitis, Duonelaitis, Kristijonas, latinisiert Christian Donalitius, war litauischer Dichter, studierte Theologie in Königsberg und war seit 1743 Pastor in Tollmingkehmen. Mit seinem Versepos „Metai“ (hg. 1818; dt. „Die Jahreszeiten“), das realistisch das schwere Leben der leibeigenen litauischen Bauern darstellt, begründete Donelaitis die litauische Literatur.

4 Generell bleibt anzumerken, dass die Briefmarkenausgaben der Französischen Zone durch ihre ansprechende graphische Gestaltung aus der ansonsten doch ziemlich tristen Markenlandschaft Nachkriegsdeutschlands herausragen. An dieser Stelle sei auch auf die Bundesarbeitsgemeinschaft „Französische Zone“ im Bund Deutscher Philatelisten (BDPh) e. V. hingewiesen.

5 Nach der Festlegung der Zonengrenze auf der Potsdamer Konferenz vom 26. Juli 1945 umfasste die Französische Zone die heutigen Bundesländer Rheinland-Pfalz und Saarland im Norden und die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg im Süden.
Zwischen dem Nord- und Südteil der Französischen Zone bestand keine Verbindung. Außerdem wurde der bayerische Landkreis Lindau als Korridor zum französisch besetzten Teil Österreichs der Französischen Zone angegliedert. Das Saarland wurde am 20. November 1946 (die Marken der allgemeinen Ausgabe blieben jedoch bis zum 27. November 1947 gültig) ausgegliedert und wirtschaftlich Frankreich angeschlossen.
In den von französischen Truppen besetzten Teilen Deutschlands bzw. der Französischen Zone war bis zum 31. August 1945 jeglicher zivile Postverkehr verboten (Ausnahme Reutlingen und unter der vorangegangenen amerikanischen Besatzung Ausnahmen z. B. in Neuwied Pirmasens und Koblenz). Zwischen Juli und September 1945 begann – regional unterschiedlich – der Behördenpostverkehr in der Französischen Zone. Bis einschließlich 16. Dezember 1945 fand ausschließlich Barfrankierung bzw. die Verwendung der provisorischen Ganzsachen statt. Die Marken de Französischen Zone konnten ab dem 3. Oktober 1949 im gesamten Bundesgebiet (auch in den beiden anderen Ländern der Französischen Zone) sowie in den österreichischen Zollausschlußgebieten Kleinwalsertal und Jungholz/Tirol verwendet werden. Es gab eine „Allgemeine Ausgabe“ sowie die Briefmarkenausgaben für Baden, Rheinland-Pfalz und Württemberg-Hohenzollern.
Die Französische Zone umfasste als kleinste der

vier Besatzungszonen nur zwölf Prozent der Fläche und zehn Prozent der Bevölkerung Deutschlands. Die Französische Zone war überwiegend ländlich strukturiert mit nur einer Großstadt (Ludwigshafen), wenig industrialisiert und hatte dementsprechend ein vergleichsweise geringes Postaufkommen.

6 Textauszug aus einem Brief (E-Mail) von Herrn Professor em. Dr. Rolf Max Kully (Solothurn) vom 25. Mai 2004 an den Verfasser.

Verwendete Literatur

Bertram, Georg, W., Kunst, Eine philosophische Einführung, Reclams Universalbibliothek Nr. 18379, Stuttgart: Reclam, 2005.

Brockhaus, F. A., Der Brockhaus: Literatur: Schriftsteller, Werke, Epochen, Sachbegriffe, Mannheim und Leipzig: Brockhaus, 2004.

Frey, Roswitha, Vieles wäre noch zu sagen … – Oder: Chönnt denn d' Welt no besser si?, Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2005 für Liesa Trefzer-Blum, in: Badische Heimat, Band 3/2005, Karlsruhe: G. Braun Buchverlag im DRW-Verlag Weinbrenner, 2005, S. 457 und 458.

Maassen, Wolfgang, Künstlerentwürfe der Nachkriegszeit (3): V. K. Jonynas, in: „philatelie", Beilage Philatelie und Postgeschichte Nr. 258, Mitglieder- und Verbandszeitung des Bundes Deutscher Philatelisten, Nr. 337, Juli 2005, Schwalmtal 2005, S. 33 und 34.

Schwaneberger-Verlag, München, MICHEL-Briefmarkenkataloge: MICHEL-Briefmarkenkatalog Deutschland 1989/90, MICHEL-Briefe-Katalog Deutschland 1999/2000 und MICHEL-Deutschland-Spezialkatalog 1992.

Rannit, Aleksis, V. K. Jonynas, Un xylographie Lithuanian – a Lithuanian wood-engraver, Ein lithuanischer Holzschneider, Baden-Baden: Verlag für Kunst und Wissenschaft, Editions Arts et Sciences, 1947.

Schüller, Sepp, Bekannte Briefmarkenkünstler (V), Vytautas Kazys Jonynas, in: Die Sammler-Lupe, Jahrgang 1954, Heft 17, Seite 278 bis 281.

Straub, Wolfgang, 50 Jahre Französische Zone, in: Festschrift zum Briefmarkensalon „Deutsche Postgeschichte 1945–1948" in Weimar vom 30. September bis 3. Oktober 1985, Seite 68 bis 82, Lörrach, o. J.

Vogt, Elmar, „Johann Peter Hebel in der Philatelie – Ich bin bekanntlich in Basel daheim", abgedruckt in: Badische Heimat,Band 3/2004, Karlsruhe: G. Braun Buchverlag im DRW-Verlag Weinbrenner, 2004, Seite 340 bis 349.

Vollmer, Hans, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts, 2. Band, Leipzig: VEB Verlag A. Seemann, 1955.

Dank

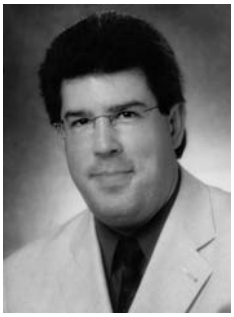
Diesen Beitrag über den Graphiker V. K. Jonynas widme ich Frau Liesa Trefzer-Blum aus Gresgen.

Mein Dank gilt an dieser Stelle Frau Monika Wildner von der Bibliothek der Hamburger Kunsthalle und Herrn Wolfgang Maassen von der Redaktion „philatelie" in Schwalmtal für verschiedene Literaturhinweise.

Herr Hartmut Sutterer hat den Beitrag einer intensiven Kritik unterzogen, wofür ich ihm sehr dankbar bin.

Für die Überlassung der abgebildeten Briefmarken sage ich Herrn Klaus Vollmer herzlichen Dank.

Der Abdruck der Postwertzeichen erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Schwaneberger Verlages in München vom 2. Februar 2006, Herrn Jochen Stenzke.



Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im Wiesental

Joachim Müller-Bremberger

Badener und ihr Drang in die Neue Welt im 19. Jahrhundert

Ein Bericht über ein Auswandererprojekt in Denzlingen bei Freiburg

Vorbemerkung

Am 2. Februar 2007 berichtete die Stuttgarter Zeitung, dass im vergangenen Jahr fast 145 000 Menschen aus der Bundesrepublik ausgewandert sind, das ist seit 1954 ein neuer Höchststand. Die Zahl ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen, auch in Baden-Württemberg: Dort haben im Jahr 2005 rund 22 000 deutsche Staatsbürger den Südwesten verlassen. Die meisten Ausreisenden erhofften sich in den bevorzugten Zielländern, darunter die Schweiz und die USA, bessere Arbeitsbedingungen.

Meist handelt es sich um gut ausgebildete und motivierte Fachkräfte, weswegen dieses Phänomen neudeutsch gerne als „brain drain" bezeichnet wird, also das Trockenlegen von Sachverstand – eine Tendenz, die Sorgen bereitet.

Liegt es auch an dieser neuen Auswanderungswelle, dass die allgemeine Sensibilität für die Historie der deutschen Auswanderung in den letzten beiden Jahrhunderten spürbar zunimmt? Oder ist es die Replik darauf, dass speziell in den USA, in denen die Besiedelung durch die Weißen untrennbar mit Einwanderung verbunden ist, ein zunehmendes Interesse an der Erforschung der europäischen Wurzeln besteht? Wie dem auch sei: Auch die Geschichte Badens, die im Jubiläumsjahr 2002 vielerorts in Ausstellungen und Vorträgen gewürdigt wurde, bliebe unvollständig, wenn man die Auswanderungswellen aus Baden speziell im 19. Jahrhundert als Randerscheinung vernachlässigen würde.

Auch in Denzlingen bei Freiburg hat man sich im Jubiläumsjahr mit Baden beschäftigt und sich dabei eben auf jene Auswanderungswellen konzentriert, die – wie viele badische Gemeinden, auch diese im 19. Jahrhundert erfasste. Motor der lokalen Auswanderungsforschung war und ist Dieter Ohmberger, Kulturpreisträger der Gemeinde, der sich schon seit Jahrzehnten ehrenamtlich und leidenschaftlich den verschiedenen Aspekten der Ortsgeschichte widmet und durch seine fundierten Recherchen und Vorträge mittlerweile über die Gemeindegrenzen hinaus bekannt ist. Sein Bezug zum Thema hat persönlichen Hintergrund, auch aus seiner Familie hat es Vorfahren im 19. Jahrhundert über den „Großen Teich" gezogen. Ohmberger hat in Kirchenbüchern, Gemeindeakten, Briefen und vor allen Dingen im Freiburger Staatsarchiv Hinweise auf hunderte von Einwohnern Denzlingens gefunden, die im 19. Jahrhundert innerhalb weniger Jahrzehnte das Dorf verlassen haben. Dabei traten viele teilweise erschütternde Einzelschicksale zu Tage. Der örtliche Heimatverein beschloss daher im Jahr 2005, diese Forschungsergebnisse einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Das dankenswerter Weise von der Gemeinde Denzlingen unterstützte und von der örtlichen Raiffeisenbank wohlwollend finanzierte Projekt soll hier näher beschrieben werden, denn es zeigt, wie durch eine gelungene und abgestimmte Arten der Präsentation durch Fachleute und dem engagierte Laien Heimatforschung und -geschichte mit beachtlichem Erfolg einem breiten Publikum vermittelt werden kann.

Lokale Auswanderungsbewegung als spannender Teil der Heimatgeschichte

Geschichte kann immer dann anschaulich vermittelt werden, wenn sich beim Betrachter persönliche Betroffenheit einstellt, wenn Zahlen und Fakten mit plastischen Lebensschicksalen, also mit Personen, in Verbindung gebracht werden können und wenn ein Vergleich aktueller Lebenssituation mit der der Vorfahren ermöglicht wird – und wenn direkte genealogische Beziehungen hergestellt werden können zwischen Zeitgenossen von heute und von damals. Bei der Erforschung und Vermittlung der lokalen Auswanderungsgeschichte ist dies alles gegeben. In nahezu jedem Ort gibt es Einwohner, die von Vorfahren wissen, die ihre Heimat verlassen haben; die Familiennamen sind bekannt, sie lassen sich von heute nach gestern bzw. umgekehrt häufig nach verfolgen. Oft sind die Häuser, in denen Auswanderer lebten, noch vorhanden, wenn natürlich auch nicht mehr im Urzustand. Aus Kirchenbücher, Gemeinderatsprotokollen und sonstigen Aufzeichnungen wissen wir um viele Auswanderer, ihre Adresse und Herkunft, ihren Beruf, ihre Konfession, ihre Besitzverhältnisse, vielleicht ihr Grundeigentum, das manchmal heute noch landwirtschaftlichen Zwecken dient oder auf dem heute Häuser stehen. Manchmal sind alte Fotografien vorhanden. Geschichte, verbunden mit der Lebensgeschichte von Individuen, wird also nachvollziehbar. Diese Erkenntnis motivierte den Heimatverein Denzlingen besonders, das Veranstaltungsprojekt „Auswanderung“ aus der Taufe zu heben.

Wie gestaltete sich das Projekt „Auswanderung“ des Heimatvereins Denzlingen?

Der Verein hatte sich bereits in den letzten Jahren durch verschiedene Veranstaltungen einen guten Ruf erworben und profitiert daher von einem spürbaren Wohlwollen in der Öffentlichkeit, von großem Entgegenkommen seitens Bürgermeister und Gemeindverwaltung und von einer interessierten örtlichen Presse. Man entschied sich für folgendes Konzept:

Für mehrere Wochen eine Ausstellung über die Auswanderung in das neue Rathaus zu bringen und einen Einführungsvortrag über die wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten in Baden im 19. Jahrhundert anzubieten; eine Woche später einen Vortrag über die besonderen Denzlinger Verhältnisse anzuschließen, und schließlich zum Abschluss der Veranstaltungstrilogie Theaterszenen über einzelne Schicksale als Laientheater auf die Bühne zu bringen. Einer Sonderveröffentlichung in der Reihe „Denzlingen – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“ sollte Klammer und Schlussdokumentation gleichzeitig sein.

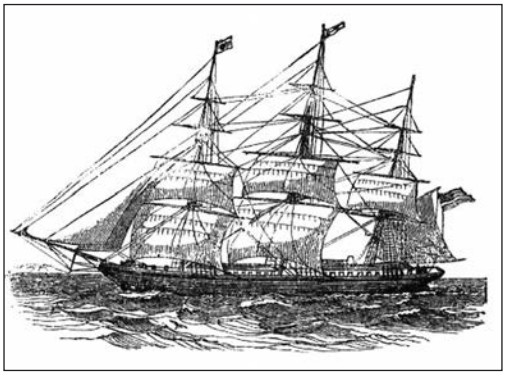
Vorgeschaltet wurde eine intensive Öffentlichkeitsarbeit. Sie begann mit einem Aufruf, den Veranstaltern mit Dokumenten und Informationen zu helfen, und bereitete den Boden für die Werbung für die eigentlichen Einzelveranstaltungen. Der intensiven Berichterstattung sowohl der regionalen als auch der lokalen Presse war es schließlich dann auch mit zu verdanken, dass der Heimatverein Denzlingen mit der Resonanz auf sein Projekt „Auswanderung“ sehr zufrieden sein konnte.

Ausstellung „Wanderungsbewegungen im Umfeld der Revolution 1848/1849“ und Eröffnungsvortrag

Durch Vermittlung von Dr. Kurt Hochstuhl, Leiter des Freiburger Staatsarchives, konnte die Ausstellung „Wanderungsbewegungen im Umfeld der Revolution 1848/49“ nach Denzlingen geholt werden. Mitgliedern des Heimatvereines brachten sie von Bietigheim-Bissingen, wo sie zuvor gastierte, nach Denzlingen zur ihrer bisher südlichsten Station in Baden-Württembergs. Die Ausstellung besteht aus mit Bildern, Texten, Karten etc. versehenen Tafeln, die relativ einfach als selbst tragendes System zu montieren ist und nach Zeiten und Themen variabel gestaltet bzw. aufgebaut werden kann. Hinter dem etwas spröden Titel verbirgt sich eine sehr anschauliche Geschichtsdarstellung der staatlichen Archivverwaltung, der Archivare im Städtetag, der Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchivare beim Landkreistag in Baden-Würt-

Programm zur Veranstaltungsreihe „Auswanderung“ des Heimatvereins Denzlingen

temberg, sowie der Universität (TH) Karlsruhe: Sie zeigt, wie industrielle Revolution, Pauperismus, Missernten und die gescheiterte Revolution 1848/1849 der Auswanderungsbewegung im 19. Jahrhundert im heutigen Baden-Württemberg Vorschub leisteten; der Weg der Auswanderer zu den Transatlantikhäfen, die Fährnisse der Reise in die Vereinigten Staaten, Erfolge und Misserfolge in der neuen Heimat werden dargestellt, auch die politische und/oder militärische Karriere der badischen Revolutionäre, von denen es Carl Schurz zu höchsten Ämtern unter Präsident Abraham Lincoln brachte, wird gewürdigt – kurz, die Ausstellung war eine optimale Einführung in die Thematik und fand viel Anerkennung.



Drei-Mast-Segler, wie er im 19. Jahrhundert auch zum Transport von Auswanderern verwendet wurde

Ergänzt wurde die Ausstellung durch Exponate, die Bürger zur Verfügung gestellt hatten, darunter eine alte Familienbibel, die nach über 100 Jahren wieder den Weg aus den USA zurück in die alte Heimat fand, Gemeinderatsprotokolle und Auswandererlisten eines Ortspfarrers, persönliche Dokumente einer Auswanderin etc.

Zur Ausstellungseröffnung im neuen Rathaus konnten Hausherr Bürgermeister Dr. Lothar Fischer und der Vorsitzende des Heimatvereines, Friedrich Panknin, dann schließlich im November vergangenen Jahres über 120 Interessierte begrüßen. Diese für eine Auftaktveranstaltung äußerst erfreuliche Resonanz war natürlich auch dem angekündigten Vortrag von Dr. Kurt Hochstuhl zu verdanken. Hochstuhl hatte bereits 2 Jahre zuvor in Denzlingen über Baden kurz nach dem Deutsch-Französischen Krieg referiert und war vielen Bürgern in guter Erinnerung geblieben. Den Erwartungen wurde er einmal mehr gerecht. Um die Auswanderung als Massenerscheinung des 19. Jahrhunderts nicht nur abstrakt abzuhandeln, beschrieb er eingangs das Schicksal einer jungen Frau aus Denzlingen, die wegen fahrlässiger Tötung ihres Kindes zu sechs Jahren Einsitzen im Bruchsaler Arbeitshaus verurteilt wurde, die man dann aber in die Neue Welt abschob: Aufgrund eines großherzoglichen Gnadenerlasses im Jahr 1857 und weil Großherzogtum und Gemeinde die Reisekosten übernahmen, wurde sie kurzerhand über Mannheim nach Bremen transportiert und nach New York verschifft. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Ähnliche Vorgänge – wenn auch nicht immer vor dem Hintergrund von abzubüssenden Straftaten – gehörten damals zu den Angelegenheiten, mit denen sich Bürgermeister, Gemeinderäte und Verwaltung zunehmend befassen mussten – Auswanderung war spätestens Mitte der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts, so Hochstuhl, zur Massenbewegung geworden. Den traditionellen Auswandererländern des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, z. B. den Siedlungsgebieten an der mittleren und unteren Donau, hatte Nordamerika, wohin fast 90 Prozent der Auswanderer strebten, den Rang abgelaufen. Die neue Welt schien nahezu unbegrenzte Perspektiven zu bieten, und die ersten Briefe von erfolgreichen Auswanderern weckten bei vielen unzufriedenen Daheim gebliebenen den Wunsch, es diesen Pionieren nachzumachen. Durch größere und bessere Segelschiffe, später durch windunabhängige Dampfer verkürzte sich die Reisedauer zusehends: Während um 1830 mit einer durchschnittlichen Reisedauer von 50 Tagen von Bremen nach New York gerechnet werden musste, waren es zwei Jahrzehnte später noch 3 bis 4 Wochen. Diese Zeitersparnis minderte auch das Reiserisiko: Die nach heutigen Maßstäben unerträglichen Lebensverhältnisse der in Zwischendecks eng zusammengepferchten Familien bei katastrophalen hygienischen Verhältnissen, schlech-

Hintergrundgrafik der Denzlinger Auswanderertage: Auswandererfamilie – Blick nach vorn, Blick zurück (Entwurf: Dirr)

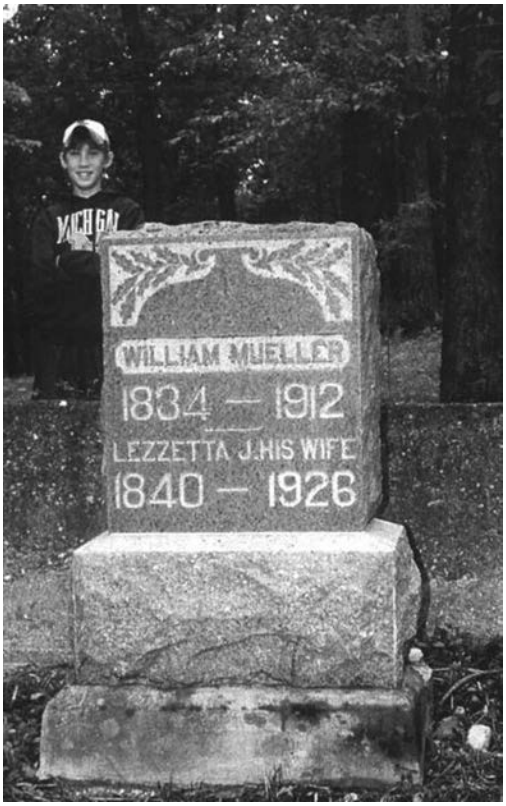
tem Essen und faktisch nicht vorhandener medizinischer Versorgung führten zu einer Sterblichkeitsziffer von anfangs mehreren Prozent, die in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts auch wegen gesetzlicher Vorschriften zu Mindeststandards bei Verpflegung und Wasser etwas zurückging. Leider war, wie der Referent betonte, besonders die Kindersterblichkeit sehr hoch. Kurt Hochstuhl zeigte, dass Auswanderung auch ein lukratives Feld teilweise windiger Geschäftemacher war.

Auswanderungsagenten, darunter leider auch viele schwarze Schafe, vermittelten Reisen, Arbeit in der Neuen Welt, manchmal sogar Grundstücke, sie logen und betrogen und ruinierten Manchen, noch bevor er den Fuß auf die Deckplanken des Schiffes setzen konnte.

Hochstuhl betonte, dass die Erforschung der „zweiten Biografie“ von Auswanderern, also deren Leben nach der Abreise aus dem Heimatort, ein großes Feld zukünftiger Arbeit sei. Über herausragende Persönlichkeiten, die als badische Revolutionäre nach Nordamerika gegangen seien, wisse man viel. Was badische Auswanderer aber als Farmer, Handwerker, Arbeiter geleistet und wie sie zum Entstehen einer amerikanischen Kultur und Gesellschaft beigetragen haben, ist noch nicht erschöpfend erforscht. Hier liege der Wert einzelner Forschungsarbeiten, so auch die von Dieter Ohmberger, einen Stein zu diesem Puzzle beizutragen.

Vortrag von Dieter Ohmberger

Den Gesamtblick auf die Auswanderungswelle(n) des 19. Jahrhunderts fokussierte Dieter Ohmberger eine Woche später im großen Saal des Karl-Höfflin-Hauses der evangelischen Kirchengemeinde vor rd. 170 Zuhörern auf die speziellen Denzlinger Verhältnisse. Ohmberger schilderte die sozio-ökonomischen Randbedingungen in Denzlingen. Am Übergang der Schwarzwald-Vorbergzone in die



Grabstein des Denzlinger Auswanderers W. Müller in den USA

Rheinebene gelegen, war das Dorf überwiegend landwirtschaftlich geprägt. Nennenswerte Gewerbe- bzw. Industriebetriebe entwickelten sich erst im Laufe der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts, als die Tabakverarbeitung insbesondere Frauen die Gelegenheit gab, erwerbstätig zu werden. Auch in den Nachbargemeinden und im 10 km weiter südlich liegenden Freiburg gab es kaum industrielle Arbeitsplätze.

Für einen bescheidenen, aber zeitlich begrenzten wirtschaftlichen Aufschwung sorgte der Bau der Eisenbahnlinie Freiburg – Mannheim und die Begradigung des Elz-Flusses, der die nördliche Gemarkungsgrenze tangiert. Beide Baumaßnahmen wurden, wie damals üblich mangels noch nicht vorhandener Spezialmaschinen, weitestgehend in Handarbeit durchgeführt und zogen Arbeitskräfte auch von außerhalb an. In jenen Jahren brachten aber Missernten Viele an den Rand der Existenz. Die Gemeinde selbst war arm und musste zeitweise dennoch durch Einrichtung einer Suppenküche versuchen, existentielle Not zu lindern. Die Ereignisse in den Jahren 1848/49, insbesondere die Volksversammlung in Freiburg und damit verbundenen Unruhen in der Region erhöhten den Druck der Obrigkeit auf Sympathisanten, die dem aus Frankreich herüberschwappenden revolutionärem Denken aufgeschlossen waren. In jenen Jahre, so schilderte Ohmberger, war es auch die protestantische Geistlichkeit, die Auswanderung als Vehikel zur Lösung sozialer Missstände propagierte.

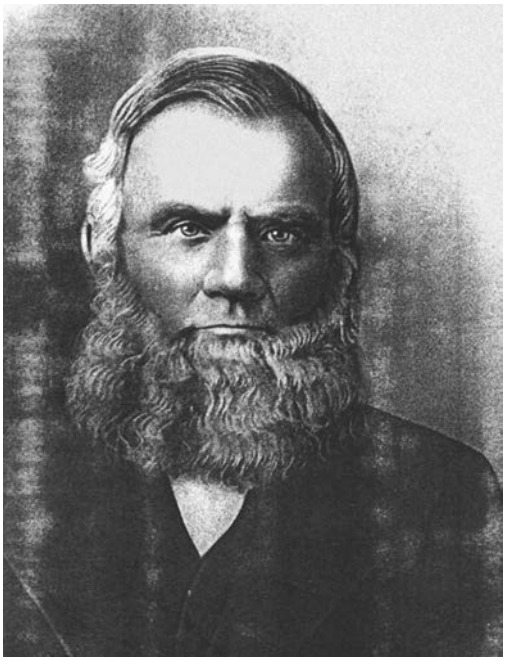
Der evangelische Pfarrer Rupp verfasste nämlich mit Unterstützung des Bürgermeisters eine „schwarze Liste“ mit Namen von Habenichtsen, Freigeistern und aus seiner Sicht sittlich und moralisch zweifelhaften Zeitgenossen, derer sich die Gemeinde mit sanftem Druck entledigen sollte. Dem Pfarrer lag aber nicht nur die Armut weiter Teile der Bevölkerung auf dem Herzen, sondern auch unsittliches Gebaren und eine recht hohe Zahl nichtehelicher Geburten, dem er nicht so richtig beikommen konnte. Diese Liste wurde also abgearbeitet und ist heute noch im Gemeindearchiv erhalten. Ohmberger zitierte aus den Randnotizen des Bürgermeisters. Bemerkungen wie „will nicht“ oder „hat keine Lust“ dokumentieren, dass die Wünsche der örtlichen Obrigkeit und der Betroffenen bezüglich einer Auswanderung nicht immer identisch waren. Ohmberger gelang es, das Bedrückende jener Zeit plastisch zu schildern: Zum einen, dass sich Kommune und Kirchengemeinde der schwachen und unbotmäßigen Zeitgenossen „elegant“ durch Abschiebung entledigen wollte; zum anderen, dass die Zahl der Armen jener Krisenjahre Mitte des 19. Jahrhunderts, ins Verhältnis gesetzt zur Gesamteinwohnerzahl, etwa bei 25% lag. Dieser Teil der dörflichen Bevölkerung war also ohne Hilfe kaum in der Lage, sich das täglich Brot zu verschaffen. Wenn wir uns bewusst werden, dass Ernährung damals auf bescheidenerem Niveau erfolgte als heute und Genussmittel entweder noch nicht erhältlich oder kaum erschwinglich waren, können wir uns ein plastisches Bild von der Situation machen – ein Bild, das grundsätzlich auf viele der

badischen Landgemeinden in jener Zeit übertragen werden kann.

Ein vermeintlicher Störer, der mitten aus dem Publikum in Ohmbergers Vortrag platzte, erwies sich als inszenierter „Pfarrer Rupp“: Im Gewand eines damaligen Landpfarrers verwahrte er sich energisch gegen Kritik an seinem Denken und Handeln und brandmarkte die damalige lockere Moral vieler Dorfbewohner. Namen wollte er allerdings aus Gründen der Diskretion keine nennen, denn „es könnten noch Nachfahren von denen unter Euch weilen“, wie er meinte.

Ohmberger schilderte des weiteren ausführlich, welche amtlichen Hürden zu überwinden waren, bevor das Großherzogtum seine Bürger aus seiner Obhut entließ. Dabei ging es weniger um bürokratische Schikanen, als vielmehr um die nüchterne Regelung von Steuer- und anderen Schulden, um die notwendige finanzielle Grundausstattung für die Reise, um Erbangelegenheiten, Pflegschaften, um die Veräußerung und Verpachtung von Grundbesitz etc. Im Zuge einer so genannten „Tagfahrt“ prüften die Beamten des Oberamtes Emmendingen, ob der Antragsteller gehen durfte oder nicht. Entzog er sich seinen privaten und öffentlichen Pflichten und reiste bei Nacht und Nebel ab, zog das die Ausschreibung zur Fahndung, eine Strafbesteuerung zurückgebliebenen Vermögens und ggf. den Verlust der Staatsbürgerschaft nach sich.

Es waren aber hauptsächlich die von Ohmberger geschilderten Einzelschicksale, die die Zuhörer bewegten: Das Ehepaar, das partout nach Algerien auswandern wollte, weil Werber in Colmar eine rosige Zukunft als Aufseher in der Viehzucht versprachen, und von dessen 7 Kindern 4 in Nordafrika starben; Jahre später kehrte das Ehepaar mit seinen 3 Kindern resigniert zurück; der junge Mann, dem wegen Mittellosigkeit die Heirat verweigert wurde, und der dann mit seiner Freundin drei uneheliche Kinder hatte; er wanderte alleine in die USA aus, ließ später seine Familie nachkommen, wobei das Reisegeld nicht für jedes der Kinder reichte – eine Tochter blieb in der Obhut der Großmutter zurück und kam später mit einer anderen Familie nach. Aber auch „Gutbürgerliche“ und relativ wohlhabende



Ein markantes Gesicht:
W. Müller auf einer Photographie aus den 1890-er Jahren

Denzlinger machten sich auf den Weg in die USA, ausgestattet mit ausreichendem Reisegeld, darunter ein „gelernter“ Barbier und Chirurg, der auf Einladung seines Vetters in die USA reist. Und dann nannte Ohmberger auch Beispiele Denzlinger „Revolutionäre“, die ins Visier der Polizei gerieten, in einem Fall ohne Frau und Kind flüchteten und diese Jahre später nachholten. Ironie des Schicksals: Auch ein Sohn jenes Pfarrers Rupp, Student in Freiburg, war in die Unruhen verwickelt und floh in die USA. Ob sein Vater ihn jemals wieder sah?

Einzelschicksale auf der Bühne

Mit den Vorträgen von Dr. Kurt Hochstuhl und Dieter Ohmberger war die Grundlage geschaffen für den letzten Teil des Veranstaltungszyklus: Szenische Darstellungen von einzelnen Auswandererschicksalen, festgemacht an Personen, die tatsächlich existierten und deren Biographie zumindest in groben Zügen aus den Archiven rekonstruiert werden können, geschrieben von Dieter Ohmberger

Theaterszene: Ein auswanderungswilliger Familienvater ersucht die Gemeinde um einen Reisezuschuss

und Joachim Müller-Bremberger. Diese traten auch als Schauspieler auf, unterstützt von weiteren Mitgliedern des Heimatvereines bzw. der Denzlinger Theatergruppe des CVJM unter der Regie von Marianne Rappold. Zu Wort kamen Pfarrer Rupp und der damalige Bürgermeister Rappold, die gemeinsam die prekäre finanzielle Lage der Gemeinde und vieler Einwohner analysieren, aus der nur eines heraushelfen kann: Die Gemeinde muss sich der Hungerleider und Habenichtse dadurch entledigen, dass sie jene zur Auswanderung ermuntert und ihnen dazu einen finanziellen Anreiz bietet – bei einem Glas Wein wird Sozialpolitik gemacht. Szenenwechsel zum Emmendinger Oberamt: Der Amtmann empfängt den Denzlinger Bürgermeister, um einen Altfall und gleichzeitig eine Altlast zu regeln. Ein Jahre zuvor untergetauchter und nach Amerika ausgewanderter Bürger, der ein uneheliches Kind zurückließ, bittet um abschließende Vermögensliquidation, damit er in der neuen Heimat seine Verhältnisse und sein Erbe regeln könne. Oberamt und Bürgermeister einigen sich darauf, diesem Ansinnen nachzugeben, damit dieser Fall einer illegalen Auswanderung abgeschlossen werden kann – durch Strafsteuern auf dem Grundvermögen des Antragstellers sei dem Gesetz bereits genüge getan, die badische Staatsbürgerschaft habe man ihm ohnehin sofort entzogen, für das Kind sei die Pflegschaft gesichert. Der Pfleger verhandelt mit Erfolg um eine Sonderzuwendung in Form eines Stückes Ackerland aus dem Grundvermögen. „Der Gerechtigkeit ist Genüge getan“, so der Amtsvorstand befriedigt.

Weniger zufrieden ist dieser Vorstand in der nächsten Szene: Bei einer Dorfvisitation muss er hören, dass der Gemeinderechner mit veruntreutem Geld aus der Gemeindekasse flüchtig ist und Frau und Familie verlassen hat. Er und der Bürgermeister verhören die weinende Frau erfolglos und schrieben den Flüchtigen dann zur Fahndung aus, um sich aber resignierend eingestehen zu müssen: Der ist längst weg und auf dem Weg nach Amerika.

Ebenfalls nach Amerika geht Carolina, die wegen Kindesaussetzung mit Todesfolge in der Arbeits- und Zuchtanstalt in Bruchsal einsitzt. Die badische Landesregierung verfügt, dass zur Entlastung der Justiz und der Gefängnisse solche Personen, die nach Aktenlage und Stand der Erkenntnis gesellschaftlich keinen Fuß mehr auf die Erde bekommen und auch nach ihrer Entlassung möglicherweise wieder straffällig werden, abgeschoben werden sollen. Der Gefängnisdirektor stellt sie vor die Alternative: Straferlass, vom Staat bezahlte Auswanderung und Chance auf Neuanfang ohne schlechten Leumund in den Vereinigten Staaten, oder Absitzen der mehrjährigen Reststrafe und dann Rückkehr nach Denzlingen in Schimpf und Schande. Carolina unterschreibt – auch auf den Rat des Assistenten des Direktors, der selbst aus politischen Gründen mit einer Auswanderung liebäugelt.

Nicht nach Amerika, sondern in das französische Nordafrika will ein Familienvater, der mit seiner Landwirtschaft kaum seine Familie durchbringen kann. Ihm haben Werber in Colmar dort eine aussichtsreiche Stelle in der Viehzucht versprochen. Er ersucht die Gemeinde um Bewilligung eines Reisezuschusses, da er aus eigenen Mitteln das Geld nicht vollständig aufbringen kann. Er muss sich den Fragen des Bürgermeisters und der Gemeinderäte stellen, die anschließend dem Vorschlag des Bürgermeisters zustimmen: Bald haben wir ein paar Hungerleider weniger, und Nordafrika dafür ein paar mehr, heißt es am Schluss der Szene.

Mit den Nachkommen deutscher „Achtundvierziger“ beschäftigte sich der letzte Auftritt der Theatergruppe: Während des amerikanischen Bürgerkrieges erkennen sich nach

Paß Nr. 163

Gültig für 1 Jahr

September 1859.

CONTROL-STEMPEL FÜR 6 K No 2

Großherzogthum Baden.

Mannheim Kreis. Amt Emmendingen.

Kennzeichen:

Alter 19 Jahre
Größe { Schuh 5. Zoll 5.
Statur schlank
Gesichts { Form rund Farbe gesund
Haare braun
Stirne frei
Augenbraunen braun
Augen braun
Nase klein
Mund mittel
Bart —
Kinn rund
Zähne gut

Besondere Kennzeichen:

—

Persönliche Verhältnisse:

Verheirathet nein
Ledig ja
Conscription erfüllt

Unterschrift des Paß-Inhabers:

Johann Lipp.

Alle in- und ausländische Civil- und Militär-Behörden werden geziemend ersucht den Vorzeiger dieses

Johann Lipps, Landwirth

gebürtig aus
wohnhaft in Kenzingen
welcher nach

Nordamerica

in der Absicht Amerika zu besuchen

reiset, frey und ungehindert hin und her passiren zu lassen, auch nöthigenfalls Schutz und Hülfe zu gewähren.

Gegenwärtiger Paß ist auf gestohlenen amtl. Verfügungen

ausgefertigt worden.

Gegeben zu Emmendingen d. 17. September 1859.

Unterzeichnet

Der Großh. Bad. Oberamtmann

Jungen

GR. BAD. OBERAMT EMMENDINGEN

Dr. Kurt Hochstuhl beim Eröffnungsvortrag im Denzlinger Rathaus

einem Gefecht zufällig zwei junge Unionssoldaten wieder, deren Wege sich bereits etliche Jahre zuvor gekreuzt hatten: Ihre Familien waren sich schon auf einem Auswandererschiff begegnet, das Schicksal hat sie anschließend in verschiedene amerikanische Bundesstaaten geführt. Nun dienen sie in Einheiten, die überwiegend aus Einwanderern oder Nachkommen von Einwanderern aus Deutschland, Irland, Skandinavien bestehen. Fast streiten sie sich über Sinn und Unsinn ihres Armeedienstes, am Ende bricht jedoch der Patriotismus der Einwanderer der zweiten Generation durch: Was wären wir und unsere Familien ohne Amerika? Bei dieser Szene stellte der Denzlinger Bürger, Freiburger Lehrstuhlinhaber und erfahrene Laiendarsteller Prof. Dr. Wolfgang Hochbruck nicht nur die Ausrüstung zur Verfügung; er lieferte auch die notwendigen Hintergrundinformationen für eine wirklichkeitsnahe Wiedergabe einer zwar nicht historisch verbrieften, jedoch nicht unwahrscheinlichen Begebenheit.

Fazit

Das Projekt „Auswanderung“ des Heimatvereines Denzlingen ist zur Nachahmung empfohlen. Man wird zwar nicht immer auf derart günstige Ausgangsvoraussetzungen durch persönliches Engagement einer Handvoll Begeisterter bauen können, aber alleine schon die beschriebene Ausstellung ist ein geeigneter Nucleus für ergänzende Aktivitäten. Es darf auch als sicher gelten, dass ein lokaler Aufruf mit der Bitte um das Beisteuern von Briefen, Fotos und Dokumenten zum Erfolg führt und Vorträge, Lesungen etc. auf großes Interesse stoßen werden. Die speziellen Denzlinger Verhältnisse sind, davon darf ausgegangen werden, damals so speziell nicht gewesen. Vieles dürfte sich andernorts ebenfalls entdecken lassen, sei es die bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnisse, die Missernten, die Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen – und der Mut, der alten Heimat Adieu zu sagen und mit Mut und dem damals weit verbreiteten, echten Gottvertrauen in der Fremde einen neuen Anfang zu wagen.

Anschrift des Autors:
Joachim
Müller-Bremberger
Kaiserstuhlstraße 19
79211 Denzlingen

Hermann Althaus

Georg Hauger: ein Student aus Freiburg als Tiroler Freiheitskämpfer

Ein Beitrag zum 550. Jubiläum der Albert-Ludwigs-Universität

Da steht man jahrelang im Zentrum Freiburgs am Bertoldsbrunnen, wartet auf die Straßenbahn, schaut den vorbeieilenden Menschen zu, prüft die Auslagen der Geschäfte, achtet auf das Stimmengewirr der vielen ausländischen Studenten – und übersieht über so lange Zeit eine an der Hausmauer des Kapfererhauses in der Salzstraße angebrachte Tafel, auf der es heißt:

Hinweis am Kapfererhaus in Freiburg auf Georg Haugers Gerburtsstätte Foto: H. Althaus

In diesem Hause verbrachte seine Jugend Georg Hauger (1792–1859), ein Mitkämpfer von Andreas Hofer, dessen Gebeine er 1823 aus Mantua nach Innsbruck entführte, wo er in der Hofkirche heute neben ihm ruht.

Andreas Hofer, der Sandwirt aus dem Passeiertal? Gebeine entführt? „Zu Mantua in Banden 1810“. Ein Freiburger Student? Georg Hauger?

Die Neugier des historisch interessierten Bürgers ist geweckt.

Wer in dieser „Salz-Straße“ Freiburgs um das Jahr 1800 gewohnt hat, kann wohl kein armer Mann gewesen sein. Genau hier hatte 1770 Maria Antonia auf ihrer Brautfahrt nach Paris im Hause der Freiherrn von Kageneck einen Rasttag eingelegt, dort war auch Beatrix von Kageneck, die Mutter des späteren Wiener Staatskanzlers Metternich groß geworden, gegenüber hatten die Äbte von St. Blasien ihr Stadthaus, einige Meter weiter bewohnten die Herren von Sickingen bis 1809 ihr Stadtpalais – also, sicher eine bevorzugte Wohngegend für Leute, die in Vorderösterreich oder mindestens in Freiburg etwas galten bzw. etwas gegolten hatten.

Dort also wohnte auch Georg Hauger – offensichtlich ein „Sohn aus gutem Hause“.

Den Akten kann man entnehmen, dass Georg Haugers Vater aus Fridlingen an der Donau stammte und in Freiburg das Amt eines Registrators innehatte, zunächst noch in vorderösterreichischen und dann badischen Diensten.[1]

Gerade noch war Freiburg vorderösterreichisch gewesen, aber die Umbruchzeit hatte sich durch die Person Napoleons massiv ausgewirkt, und Freiburg im Breisgau war durch den Frieden von Pressburg (1805) über den Umweg Modena jetzt badisch (und evan-

Der Student Georg Hauger als jugendlicher Leutnant und Freischärler. Original Kaiserjägermuseum Innsbruck

Nach der verlorenen Schlacht an der Lienzer Klause flüchtet der franz. Marschall Lefebre zu Fuß durch Mauls.

gelisch) geworden, ein Faktum, das nach so langer Verbundenheit mit den Habsburgern bei der Bevölkerung, in der Universität und in den Klöstern nur schwer zu verkraften war. Die Bevölkerung hatte den Übergang an das Haus Baden mit seinen Auswirkungen noch nicht recht begriffen, es gab keine innerlichen Beziehungen zum evangelischen Fürstenhaus, zumal die gegen Österreich gerichtete allgemeine Wehrpflicht verschärft eingeführt worden war. Die vom Karlsruher Architekten Weinbrenner veranlasste Aufstellung eines Ehrenbrunnens für Bertold III. – gerade mitten im Zentrum Freiburgs durch den Bildhauer Franz Anton Xaver Hauser errichtet, – nennt Abt Ignaz Speckle von St. Peter eine Anbiederung und charakterlose Anpassung an das Haus Baden. Immer wieder erhoffte man eine Rückkehr zum katholischen Hause Habsburg, und sogar 1814 noch prägte man im Vorgriff darauf *„eine hochverrätherische Medaille auf die Wiedervereinigung“*[2] zum angestammten Herrscherhaus Österreich. Auch die Studenten legten sich mit den „badischen“ Soldaten der hiesigen Garnison häufig an.

Vermutlich wurde auch im Hause Hauger über diese politischen Veränderungen lebhaft diskutiert, und der junge Student war dabei. Georg Hauger war mit 17 Jahren als Student an Freiburgs Albertina in der philosophischen Fakultät eingeschrieben, hatte sich als unauffälliger und lerneifriger Schüler erwiesen, gute Noten bekommen, sich, vielseitig veranlagt, auch für die Medizin interessiert.

Und dann war er auf einmal weg, fortgelaufen von daheim, ein politischer Aussteiger. Das war am 18. Juni 1809.

Die Universitätsakten berichten Ende Juni 1809, *„dass einige Akademiker sich während des Sommerkurses ohne Vorwissen ihrer Älteren und Anverwandten wie auch ohne Vorwissen der Hohen Schule von hier an unbekannte Orte wegbegeben und ihre akademische Laufbahn unterbrochen hätten“*,[3] Und erst am 22. Juli berichtet der Prorektor Schinzinger pflichtgemäß an die Großherzoglich Badische Regierung des Oberrheins, *„dass sich neuerdings einige Akademiker von hier entfernt und zu den Tirolerinsurgenten begeben hätten – ohne dass jemand bestimmt anzugeben weiß, warum sie sich entfernt oder wohin sie ihren Weg genommen hätten.“*

Die Studenten wussten offensichtlich, warum sie geflohen waren und wohin sie wollten, hatten sie doch noch bei der Immatrikulation geschworen, nichts gegen die Ehre des erlauchten Hauses Österreich in der Zeit ihres Aufenthaltes an der Albertina zu unternehmen. Und darum ging es ihnen ja: Der von Napoleons Gnaden vom Markgrafen zur Würde eines Kurfürsten und späteren „Großherzogs“ aufgestiegene badische Herr-

scher Karl Friedrich hatte sich und seinen Enkel so an den großen Korsen binden lassen, dass er jetzt gezwungen war, mit badischen Truppen gegen den langjährigen Landesherren der Freiburger zu Felde zu ziehen und an Napoleons Eroberungszügen teilzunehmen. Das wollten mehrere Freiburger Studenten nicht mitmachen. Deswegen entzogen sie sich, flohen über Konstanz nach Innsbruck zu den Tiroler Bauern, die mit Wohlwollen Wiens, unter Andreas Hofer ihre Freiheit und ihr Land gegen Napoleon und die auf seiner Seite kämpfenden Bayern verteidigten.

So opferten die jetzt steckbrieflich Gesuchten ihre studentische Karriere zugunsten einer unbestimmten politischen Zukunft. Aus Patriotismus? Aus Abenteuerlust?

Georg Hauger wird Freischärler

Mit seinen etwa sieben Kommilitonen erkundete Georg Hauger auf seinem Weg nach Tirol zunächst die Situation in Konstanz, wo eine kleine badische Mannschaft zusammen mit anderen Rheinbundtruppen die alte Bischofsstadt gegen österreichische Truppen verteidigen sollten. Man plante einen nächtlichen Überfall und bemächtigte sich im Handstreich der zur Verteidigung dort aufgestellten 6 Kanonen. Eine in der sympathisierenden Bevölkerung belustigende Einlage!

Ein gelungener Einstieg und auch ein wertvolles „Mitbringsel“ auf dem Weg zu den Freischärlern des Baron von Fuxheim, mit dem sie sich zu Andreas Hofer nach Tirol durchschlagen. Der beordert sie zur „Lienzer Klause“ ins Pustertal, wo die von Kärnten und längs der Drau auf Toblach und Brixen anrückenden Franzosen unter General Rusca und Marschall Lefebre durchzubrechen drohen. In diesem schon fast verlorenen Kampf ist es *„der 17-jährige Milchbart“* Georg Hauger, der seine bereits flüchtenden Kameraden wieder zusammenfasst, von einer Hütte ein Kreuz abreißt und sich, es hoch in den Händen haltend, mit einigen Getreuen erneut in den Kampf stürzt, die Feinde zur Flucht zwingt und so den Durchbruch der Franzosen nach Brixen verhindert.

Diese Tat verschafft ihm die uneingeschränkte Anerkennung seiner Tiroler Mitstreiter, lässt ihn zum Unterleutnant aufsteigen, macht ihn später zum Volkshelden.

Georg Hauger; der Sieger an der Lienzer Klause: „In hoc signo vinces“ Bronzestatue von Jos. Kassin, KaiserjägerBergiselmuseum

Lange auf der Flucht

Das Schicksal des Tiroler Volksführers Andreas Hofer ist allgemein bekannt. Er wurde verraten, gefangen genommen und am 20. Februar 1810 in der Festung Mantua nahe der Bastei Porta ceresa erschossen. Georg Hauger dagegen musste vor den Franzosen und Bayern

Kaiser Franz I. besucht das Grab des Andreas Hofer in Mantua, das ihm vom Erzpriester Bianci gezeigt wird

flüchten, in Freiburg wurde der minderjährige Student noch immer gesucht. Während seines Umhergetriebenseins gelangte er über die Schweiz nach Wien, arbeitete zum Broterwerb in einer Wiener Chemiefabrik, kämpfte erneut in Tirol, diesmal gegen die Bayern, die ihn gefangen nahmen und ein Jahr in einem Münchner Gefängnis einkerkerten.

Freiburg für kurze Zeit: Mittelpunkt der Weltgeschichte

Während Georg Hauger noch seine Strafe in Bayern absitzt, ereignen sich wichtige Fakten in Europa:

In diese Zeit fallen die sog. Befreiungskriege (1813/14), der Rheinbund hat sich aufgelöst, nach Napoleons Niederlage an der Beresina haben Bayern und Baden rechtzeitig die Seiten gewechselt, und kämpfen jetzt siegreich auf österreichischer Seite. In Haugers Heimatstadt Freiburg ist um die Jahreswende 1813 bei der Verfolgung Napoleons die europäische Führungsspitze mit 5 gekrönten Häuptern aus Russland und Preußen versammelt[4], Kaiser Franz wird „in seiner Stadt“ bejubelt, Hunderttausende von fremdländischen Soldaten werden durch die Stadt geschleust, Kosaken zelten auf dem Münsterplatz: es geht gegen Napoleon nach Paris. Georg Hauger will mit, denn es geht gegen den besitzhungrigen Kaiser der Franzosen – und vielleicht ist die Bindung an das Haus Baden doch noch rückgängig zu machen, wie es auch der letzte Abt des gebeutelten Klosters von St. Peter, Ignaz Speckle als Bitte dem Kaiser Franz noch einmal vorträgt.

Deswegen schließt Hauger sich nach seiner Entlassung aus dem Militärgefängnis in München sofort einem bayrischen Regiment an und marschiert mit nach Frankreich.

Von den Bayern zu den Habsburger Kaiserjägern

Die Zeit des korsischen Eroberers ist vorbei: Was wird aus Georg Hauger? Noch einmal das Studium wieder aufnehmen? Nach so vielen kriegerischen Erlebnissen ein bürgerliches Leben neu beginnen?

Da bietet sich die Gelegenheit, in das eben entstandene Tiroler Kaiserjägerregiment einzusteigen, wenn auch als einfacher Soldat (1816). Aber auf Grund seiner vorbildlichen Beurteilungen steigt er bald zum Leutnant auf.

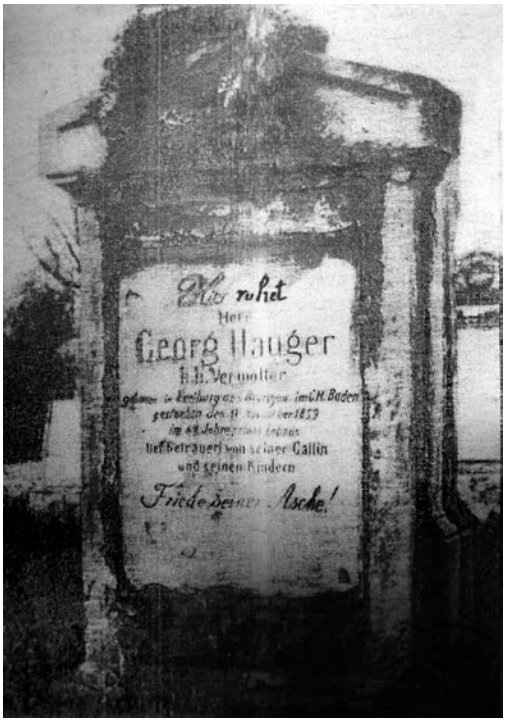
Sein Regiment kämpft an vielen Orten Oberitaliens, Piemonts und der Lombardei. Auf dem Rückmarsch von Neapel zieht Hauger auch durch das winterliche Mantua. Beim abendlichen Umtrunk im Offizierskreis kommt ihm die Idee, dem Grab seines ehemaligen Kommandanten Andreas Hofer auf dem Friedhof der Zitadelle einen Besuch abzustatten. Der Gedanke reift zu einer zunächst nicht geplanten Tat: „Laßt uns ihn doch exhumieren und in die geweihte Erde seiner Heimat Tirol überführen!“ Man findet trotz der Dunkelheit schnell den zuständigen Priester Bianci, hat bald einige Schaufeln zur Hand, legt die aufgefundenen Gebeine in eine Munitionskiste, lässt sich vom ehemaligen Totengräber und dem Pfarrer ein Dokument über die *Enterdigung* des Andreas Hofer ausstellen und sorgt dafür, dass alles nach Innsbruck gelangt, wo der verklärte Tiroler Freiheitsheld am 23. Februar 1823 feierlich unter dem Geläut aller Glocken und der Beteiligung der gesamten Bevölkerung in der Hofkirche bestattet wird.

Die Entführung hat leider ein Nachspiel

Die Offiziere hatten gehofft, für ihre dem breiten Volk ungeheuer imponierende Tat eine

Anerkennung auch in Wien zu finden, zumal sie glaubten, dass der Gedanke einer Exhumierung auch dort diskutiert worden und lediglich aus Kostengründen noch nicht vollzogen worden sei. Aber der erschossene Volksheld und Freiheitskämpfer Hofer war inzwischen in den Kreisen rund um Kaiser Franz beim Adel verdächtig geworden, – schließlich hatte der Wiener Kongress (1815) die Erhebungen aus dem Volke gerade wieder in das „richtige“ Maß gesetzt. Und so wurden die Offiziere beim Hofkriegsgericht angeklagt, weil sie gehandelt hätten *„ganz eigenmächtig und ohne von ihrem Battaillon- oder Regiments=Commando eingeholten Befehl und ohne allem höheren Vorwissen beim Durchmarsch durch Mantua die Gebeine des dort begraben gewesten bekannten Tiroler Andreas Hofer ausgraben zu lassen und solche mit sich zu führen.“*[5]

Georg Hauger und seine Kameraden wurden zwar verurteilt, aber der Hofkriegsrat erwähnte. wie man den Protokollen entnehmen kann, viele Milderungsgründe und kam zum Gesamteindruck, dass die Offiziere *„aus den reinsten Absichten ohne den Willen zu fehlen“* gehandelt hätten.



„Hier ruhet Georg Hauger, k. u. k. Verwalter“, Grab auf dem St.-Marx-Friedhof in Wien.

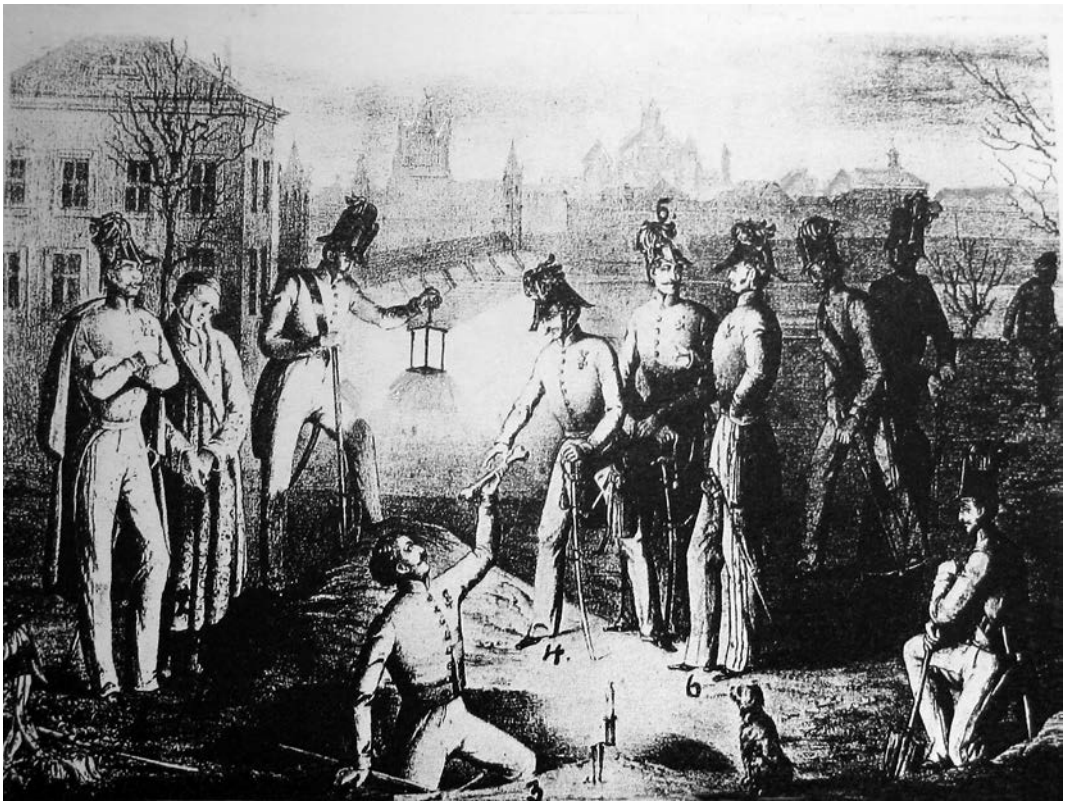
Abschiebung ins Zivilleben

Für Georg Hauger bedeutet das Urteil die militärische Entpflichtung, den Übergang in kaiserlichen Verwaltungsdienst und ein bürgerliches Privatleben. Er bekommt über mehrere Zwischenstationen schließlich die Stellung eines Wiener Strafanstaltsverwalters, heiratet, hat 8 Kinder und stirbt mit 67 Jahren in Wien, wo er am 11. November 1859 auf dem St.-Marx-Friedhof an der Peripherie Wiens bestattet wird.

Noch eine „Enterdigung“

Aber: Da gibt es um 1935 einen Enkel Haugers: Gottlieb Felger in Wien. Er kennt die Stimmung im Offizierscorps der Kaiserjäger und die Begeisterung für den Tiroler Freiheitshelden Hofer, heizt sie immer wieder an und vor allem: – er sammelt alle Urkunden, Protokolle, Akten, persönliche Aufzeichnungen und Kommentare, die seinen Großvater Georg Hauger betreffen. Er betreibt viele Jahre später den Plan, das Grab seines Großvaters Georg Hauger als verdienten Mitstreiter für die Freiheit Tirols ebenfalls zu öffnen und nach Innsbruck zu überführen, damit dieser an der Seite seines verehrten Kommandanten Hofer bestattet werde. Nichts lässt er auch bei den höchsten Stellen unversucht, um diesen Plan in die Tat umzusetzen. Und so erfolgt tatsächlich am 18. Februar 1935 auf dem seit 1874 aufgelassenen Wiener Friedhof St. Marx eine weitere „Enterdigung“ die akribisch in Protokollen festgehalten ist.

An den als Zeugen der Exhumierung Haugers geladenen hohen Gästen sowohl in Wien, von wo die Gebeine Haugers in einem Leichenwagen nach Innsbruck überführt werden, als auch an den in Innsbruck anwesenden Persönlichkeiten (vgl. die einschlägigen Berichte der Innsbrucker und Wiener Zeitungen) erkennt man die nationale Stimmung dieser Zeit und ihre Bedeutung für die nationale Identität der Tiroler, deren Führer Andreas Hofer und seine Mitstreiter zu Symbolfiguren für Freiheit und Widerstands-



Ausgrabung der Gebeine des Andreas Hofer in Mantua durch Georg Hauger in der Nacht auf den 9. Januar 1823.

willen hochstilisiert wurden. Man hat den Zeitpunkt gut gewählt: Vor 125 Jahren (1810) erhoben sich die Tiroler gegen Napoleon und verteidigten ihr Land gegen den Zugriff Bayerns. Am 23. Februar 1823 wurde Hofer in Innsbruck bestattet, 125 Jahre nach seinem Tod (1810) erhält auch sein ergebener Mitstreiter am 23. Februar (1935) einen Ehrenplatz in der Hofkirche neben ihm[6]. Bundespräsident Miklas und Erzherzog Josef Ferdinand, General von Schuschnig und der Landesstatthalter Gerber sind im feierlichen Kondukt vertreten ebenso wie die Nachfahren der ehemaligen Landesverteidiger und die Offiziere der Kaiserjäger. Ganz Tirol ist auf den Beinen.

Das „Freiburger Studentlein“ im Zentrum eines bekannten Bildes

Im „Ferdinandeum“ der Freiburger Partnerstadt Innsbruck befindet sich heute (wenn auch beschädigt[7]) ein bekanntes Bild „Das Kreuz“ des Lienzer Malers Egger. Er hat die oben geschilderte Schlacht von 1809 an der „Lienzer Klause“ dramatisch dargestellt: Breitschultrige Tiroler Bauern mit Dreschflegeln, Sensen und Flinten stürmen den Berg hinab auf die herannahenden Franzosen. In ihrer Mitte „unser“ Freiburger Student Georg Hauger mit dem Kreuz in der aufgereckten Rechten, das Kreuz, in dem die Bauern siegen werden.

Das Andenken an Hofer und seine Mitstreiter ist in Büchern und Statuen, Dramen Filmen und Volksschauspielen vielfach verarbeitet worden. Das im nördlichen Joch der Innsbrucker Hofkirche aufgestellte spätklassizistische Grabmal für Andreas Hofer wurde bereits von Kaiser Franz I. in Auftrag gegeben und von den Bildhauern J. N. Schaller und J. Schärmer als „Fahnenschwur“ gearbeitet. Die Bodenplatten daneben kennzeichnen die Gräber weiterer Freiheitskämpfer z. B.

Speckbacher, Pater Haspinger, und Leutnant Hauger.[6]

Interessant für den Freiburger Leser ist auch, dass – wie W. Eppacher im Tiroler Amtsblatt der Landeshauptstadt Innsbruck 1963[8] schreibt, *die „ehemalige Jünglingsfahne des Freiburger Jungmännerkorps mit den Farben schwarz rot gold“* von den Kämpfern an der Lienzer Klause getragen wurde, dort von Bauern aufgefunden und aufbewahrt wurde und heute im Berg-Isel-Museum der Kaiserjäger *„ihren endgültigen Aufenthaltsort fand“*. Dort befindet sich auch neben vielen photographischen Platten und Tapferkeitszeugnissen Haugers eine 70 cm große Bronzestatue, die Georg Hauger, den jungen Studenten aus Freiburg darstellt, wie er mit dem Kruzifix in der erhobenen Hand seine Tiroler Mitstreiter zur Wiederaufnahme der Verteidigung des Engpasses auffordert.

Den Text des Liedes von Julius Mosen (geb. im sächs. Vogtland 1803 gest. 1867 in Oldenburg, Text von 1831) und die Melodie von Leopold Knebelsberger (1844): – „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war“ übertrug ein Schulmeister mit sechs Strophen in eine lateinische Fassung:

En, Mantuae e vinclis – fidelem Hoferum.
Ad mortem, vae, ducebat – caterva
hostium.
Divulsa est Germania – dolore, ignominia.
Et una Tyrolis, – et una Tyrolis.

Dieses Lied wurde (natürlich in deutscher Sprache) zur Landeshymne des heutigen österreichischen Bundeslandes Tirol, darf aber offiziell im autonomen Südtirol nicht gesungen werden. Obwohl A. Hofer anfänglich nicht die Verkörperung oder Bedeutung eines „Nationalhelden“ einnahm, erklärten ihn später die Deutschnationalen zu einer mythischen Figur des nationalen Widerstandes, den die Nationalsozialisten zum Verteidiger des Deutschtums gegen Italien und Frankreich ausbauten. 1948 wurde ein Landesgesetz erlassen, durch das es verboten wurde, einen geänderten Text zur bekannten Melodie zu singen. In den 50-er Jahren und den Auseinandersetzungen um Südtirol diente es immer wieder als Zankapfel. Bei der Feier zum 175-jährigen Jubiläum (1984) erhielt der

Ehrenmal für Andreas Hofer in der Hofkirche Innsbruck: „der Fahnenschwinger“ Foto: H. Althaus

Andreas Hofer Mythos noch einmal beträchtlichen nationalen Zündstoff dadurch, dass die Tiroler Schützen als Zeichen der Einheit und Zusammengehörigkeit eine mehrere Meter Durchmesser große metallene „Dornenkrone“ in ihrem Festzug vom Brenner nach Innsbruck tragen wollten, wogegen sich eine „Alternativbewegung für ein anderes Tirol“ wandte, aus der schließlich „die Tiroler Grünen“ entstanden seien (Wikipedia).

Zu welchen neuen Erkenntnissen und Nachforschungen doch eine solch kleine Steintafel über den Studenten Georg Hauger am Kapfererhaus in Freiburg verleiten kann!

Anmerkungen

Es lag mir fern, den Freiburger Studenten Georg Hauger zum Helden und Haudegen oder zum Terroristen zu stilisieren oder zu bewundern. Für mich war er lediglich ein sehr junger einheimischer Student, dessen ungewöhnliche Vita ich verfolgen und

festhalten wollte. Sein Kampf für seine politische Überzeugung und die Übernahme der Konsequenzen daraus sind immerhin bemerkenswert.

1 Ob der am 3. März 1810 verstorbene Vater Joh. Georg Hauger den Rang eines Registraturdirektors (so Wiedemann) innehatte, konnte ich nicht belegen. Seine Hinterlassenschaft an seine Frau Maria Anna geb. Müller und die Kinder Georg und Maria Anna Hauger lassen nicht unbedingt auf größere Einkünfte schließen. Die Mutter Anna Hauger stirbt wenige Tage (20. März 1810) nach ihrem Ehemann. So wird die Vormundschaft über die beiden „minderjährigen" Kinder der Schwester der Mutter übertragen. Georg Hauger jun. erhält aus der Hinterlassenschaft eine Sackuhr, seinen Patenlöffel und eine Denkmünze von 1691. Da er die Stadt bereits seit neun Monaten verlassen hatte, dürfte die Erbschaft konfisziert worden sein (vgl. Stadtarchiv; Erbschaften C 1, G. Hauger).
2 Schauinsland Nr. 25: Dr. M. Wibel: Eine hochverrätherische Medaille Freiburgs aus dem Jahre 1814.
3 Vgl. Schauinsland Nr. 37: Hermann Mayer: Freiburger Studenten u. die Tiroler Erhebung im Jahre 1809.
4 Kaiser Franz von Österreich, der Zar Alexander I. von Russland, der Preußische König Friedrich Wilhelm III. und sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., seine königliche Hoheit Großherzog Karl von Baden und viele in Europa wichtige Staatsmänner.
5 Prozessakten: s. Wiener- und Innsbrucker Zeitungen zur 125-Jahrfeier 1935.
6 Die Grabplatte Georg Haugers aus Freiburg, in der Hofkirche links vom Seiteneingang und von der Hoferstatue, ist in jüngster Zeit im Gegensatz zu den Tiroler Mitstreitern durch ein Podest mit Betbänken so zugestellt, dass sich von seinem Namen lediglich noch ein „…ger" erkennen lässt, während die Namen der Tiroler noch voll zu lesen sind. Eine Unachtsamkeit im Zeichen der Partnerschaft Freiburg-Innsbruck?
7 Egger-Lienz, Historienmaler von Kriegs- und Antikriegsbildern. Mitglied der Wiener Secession, Prof. in Weimar. Hier: Schilderung der Wildheit des Kampfes an der Lienzer Klause. Georg Hauger mit dem Kreuz im Mittelpunkt der aufgebrachten Tiroler Bauern.
8 26. Jg. 6/7. Sonderdruck 1963, Amtsblatt der Landeshauptstadt Innsbruck.

Bilder

Alle nicht näher gekennzeichneten Bilder sind genehmigte Reproduktionen aus Zeitungen vom Stadtarchiv Freiburg oder dem Bildarchiv des Landesarchivs / Ferdinandeum Innsbruck. Der größte Teil der Originale dazu findet sich im Bergiselmuseum der Kaiserjäger in Innsbruck. Ich danke für die freundliche Genehmigung zur Herstellung von Kopien.

Literaturangaben

Herbert Wiedemann: Das abenteuerliche Leben des Georg Hauger aus Freiburg, Freiburger Almanach 37, 1985. Den aufgeführten Artikel, den ich mit viel Gewinn las, fand ich allerdings erst, als mein Konzept bereits fertig war. So ließen sich Überschneidungen in der Anlage des Lebenslaufes bzw von Bildern und Zitaten leider nicht ganz vermeiden. Ich bin aber dankbar, diesen fundierteren Artikel noch gefunden zu haben und danke Herrn Wiedemann dafür.

F. R. Kirchner: Georg Hauger und die Ausgrabung der Gebeine Andreas Hofers, Wiener Neueste Zeitung Nr. 17 vom 20. Jänner 1935.

Derselbe: Hier ruht Herr Georg Hauger in „Weltguck". Wiener Zeitung vom 26. Jänner 1935.

Karl Milius: Georg Hauger in: Der Südtiroler. Innsbruck 1935, Folge 4.

Tiroler Anzeiger: Georg Haugers Abenteuer, zur Beisetzung seiner Gebeine Nr. 28 v. 2. II. 1935.

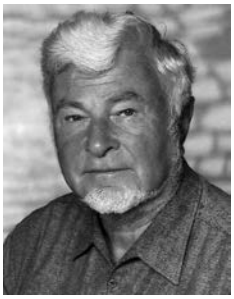
Innsbrucker Zeitung: Treues Gedenken an Tirols Helden von 1809/10, Nr. 44. v. 21. II. 1935 und Nr. 43 v. 20. II. 1935: die Exhumierung der Gebeine Haugers in Wien. Quelle: Wikipedia: Stichwort Andreas Hofer.

Humbert Fink: Zu Mantua in Banden: das Leben und Sterben des Volkshelden A. Hofer. Düsseldorf: Econ-Verlag 1992.

Bernh. Sandbichler: A. Hofer: eine Geschichte von Treue und Verrat. Innsbruck: Tyrolia-Verlag, 2002.

M. Rennhofer: Albin Egger-Lienz, Leben und Werk (1968–1926), Wien, Brandstätter, 2000.

(A. Egger war Mitglied der Wiener Secession; Kriegs- und Antikriegs-Historienmaler; hatte eine Professur in Weimar).



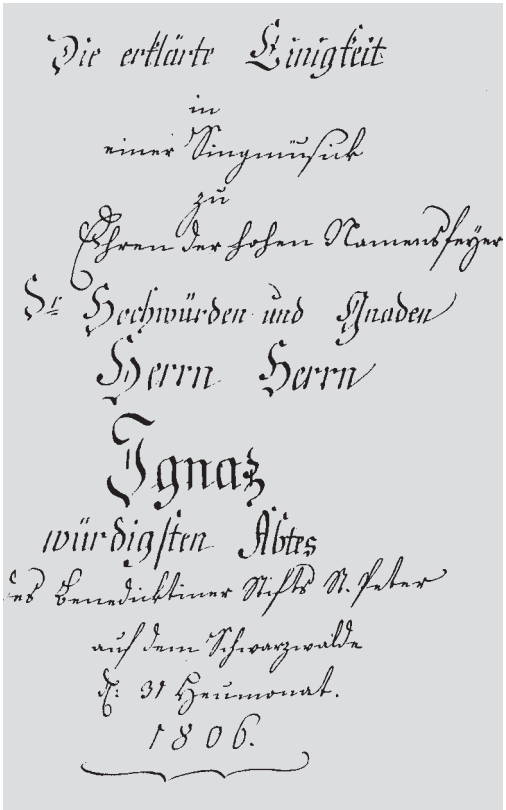
Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

Erich Kaiser

„Sind wir zerstreut in fernen Auen …“

Die letzten Singspiele von St. Peter als Zeugnisse der Säkularisierung des Stifts 1806

Äußerlich unscheinbar – und dennoch eine Rarität! Die Rede ist von dem handschriftlichen Text eines kleinen Singspiels, das unter dem Titel „Die erklärte Einigkeit“ wenige Wochen vor der Säkularisierung der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald 1806 verfasst wurde und unmittelbar die Stimmung des Konventes in den letzten Tagen vor seiner drohenden Auflösung ausdrückt. Mit seiner Pflege der Schulkomödie stand St. Peter in einer Tradition,


Die erklärte Einigkeit
in
einer Singmusik
zu
Ehren des hohen Namenstages
Sr. Hochwürden und Gnaden
Herrn Herrn
Ignaz
würdigsten Abtes
des Benediktiner Stifts St. Peter
auf dem Schwarzwalde
d. 31 Heumonat.
1806.

Titelseite des letzten Singspiels zum Namenstag Abt Speckles am 31. Juli 1806

die in den jesuitischen und den benediktinischen Ordensgemeinschaften geschaffen wurde und dort im 18. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Jedoch dürfte es in der Geschichte des benediktinischen Schultheaters ohne Beispiel sein, dass noch zu einem so späten Zeitpunkt, als die meisten süddeutschen Klöster bereits aufgehoben waren, ein Singspiel entstanden ist und dazu noch die Säkularisierung des eigenen Stifts zum Thema hat.

Als Augenzeuge und als unmittelbar Betroffener hielt Ignaz Speckle, von 1795 bis 1806 letzter Abt von St. Peter, in seinem Tagebuch genau und authentisch fest, wie er die Vorgeschichte, den Verlauf und die Folgen der Säkularisierung seines Stiftes 1806 erlebte.[1] Unter den vielen Beilagen und Materialien zu seinem Diarium, die er in dem sogenannten „Urkundenbuch“ sammelte[2], ist unter anderem dieses Manuskript „Die erklärte Einigkeit“ zu entdecken. Das Werk, ein Geschenk der Patres zum Namenstag ihres Abtes am 31. Juli 1806, ist eines der sprechendsten Beispiele dafür, wie eng die Geschichte der Abtei St. Peter und die ihrer Schulkomödie miteinander verflochten sind. Da die Aufführungen des Schultheaters in St. Peter wie auch in anderen Klöstern nicht zu beliebigen Zeiten stattfanden, sondern an bestimmte, für das Leben der Ordensgemeinschaft wichtige Anlässe gebunden waren, lassen sich am St. Petriner Theaterleben, an der Form und den Themen der Stücke innere und äußere Entwicklungen des Klosters ablesen, die Glanzzeiten ebenso wie die Krisen. Neben dem Tagebuch Abt Speckles, der wichtigsten Quelle für die Säkularisierung St. Peters, ermöglichen somit die letzten Singspiele einen intimen, bisher nicht beachteten Einblick in die emotionale Verfassung des Konventes in seiner Endphase. Gegenüber den

früheren Stücken zeichnen sie sich durch eine Reihe formaler und inhaltlicher Besonderheiten aus, die erst im Vergleich mit der älteren Tradition der St. Petriner Schulkomödie deutlich werden.

Die Theatertradition im Kloster St. Peter[3]

Die erste hier bezeugte theatralische Darbietung war Teil des mehrtägigen Festes, mit dem die Vollendung und Weihe der von Peter Thumb unter Abt Ulrich Bürgi (1719–1739) erbauten barocken Klosterkirche gefeiert wurde: Am 30. September 1727 wurde das Musikdrama „Opus grande, Non Homini, sed Deo praeparatum“ [Ein großes Werk, nicht für den Menschen, sondern für Gott geschaffen] aufgeführt, dem am Vortag ein komisches Vorspiel vorausgegangen war.[4] Der Textdichter war P. Laurentius Neidinger aus St. Peter, der Komponist der bekannte Freiburger Musiker Franz Anton Maichelbeck.

Zur festen Einrichtung wurde das Theaterspielen in St. Peter unter dem jungen Abt Philipp Jakob Steyrer (1749–1795), der zu Beginn seiner Amtszeit 1749 mit der Gründung des Klostergymnasiums zugleich auch das Schultheater ins Leben rief. In der kulturellen Blütezeit, die das Kloster unter diesem seinem bedeutendsten Abt erlebte, vermochte sich auch die hiesige Schulkomödie zu ihrer höchsten Form zu entfalten; ihre meisten und zugleich ihre anspruchsvollsten Werke und Aufführungen wurden in seiner Epoche hervorgebracht, manchmal vier oder fünf in einem einzigen Jahr! Als unermüdlicher Bauherr schuf Steyrer mit dem festlichen großen Speisesaal der Gäste und dem Refektorium im neu erbauten Konventsgebäude auch die räumlichen Voraussetzungen für repräsentative Theatervorstellungen, zu denen gelegentlich mehr als hundert geladene Besucher aus der näheren und weiteren Umgebung anreisten. Erstaunlich zahlreiche Angehörige des kleinen Konventes[5] wurden in diesem schöpferischen Klima angeregt, ihre dichterischen und musikalischen Talente zu entwickeln und als Textautoren, Komponisten und Regisseure an den Theaterproduktionen mitzuwirken. Die Dichtungen wurden ausnahmslos von St. Petriner Konventualen verfasst. Ihre Vertonung erfolgte indessen nur zum Teil durch die eigenen Klosterkomponisten, zum andern Teil jedoch durch Musiker, die entweder aus dem nahen Freiburg stammten, in der Klosterverwaltung tätig waren, als ehemalige Schüler oder Novizen St. Peter verbunden blieben, oder die sich als durchreisende Musikstudenten, als Gäste oder als Musiklehrer im Kloster aufhielten. Als Darsteller, Sänger und Musiker agierten Studenten aller Klassenstufen des Klostergymnasiums, gelegentlich auch einzelne Novizen. Regie führte der Textautor (genannt „Pater Comicus“), der zugleich Lehrer der Klosterschüler war. Einen eigenen Theatersaal besaß St. Peter nicht. Für die Aufführungen wurde eine zerlegbare Bühne aufgebaut, und zwar für die festlichen öffentlichen Vorstellungen vor auswärtigem Publikum im prunkvollen großen Speisesaal der Gäste, bei klosterinternen Anlässen im Refektorium.

Im Verlauf eines Klosterjahres boten sich mehrere, in den verschiedenen Abteien sich gleichende Gelegenheiten zum Theaterspielen. Zu den regelmäßig wiederkehrenden Spielanlässen gehörten der Neujahrstag sowie die von Fastnachtssonntag bis -dienstag dauernden „Bacchanalien“. Höhepunkte im kulturellen Leben des Stiftes St. Peter waren Jahr für Jahr die Theateraufführungen, die vor zahlreichem Publikum am Namenstag des Abtes stattfanden, sowie am Ende des Schuljahres die sogenannten „Endskomödien“ zur feierlichen Prämienausteilung an die Klosterschüler. Einzelne aktuelle Anlässe für Theaterinszenierungen ergaben sich aus internen Ereignissen des Klosterlebens (z. B. ein Ordensjubiläum oder der runde Geburtstag des Abtes oder eines Konventualen) und auch von außen her durch den Besuch hoher Gäste (z. B. am 11. August 1773 die Anwesenheit des Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach mit Familie zum 700jährigen Bestehen des Stiftes St. Peter). Insgesamt lassen sich zwischen 1750 und 1806 rund siebzig in St. Peter entstandene und aufgeführte Dramen und Singspiele nachweisen, von denen 1797 im „Catalogus Musicalium“[6], dem Notenverzeichnis des Klosters, noch ein Dutzend aufgelistet werden. Heute sind von den fast sechzig Dramen der Ära Abt Steyrers

Im großen Speisesaal der Gäste (dem heutigen „Fürstensaal") fanden die repräsentativen Theateraufführungen des ehemaligen Klosters St. Peter statt. Postkarte um 1920.

lediglich noch zwei „Periochen" (gedruckte Theaterprogramme mit dem Text der gespielten Stücke) überliefert: „Apollo Pastor" aus dem Jahre 1755 und „Das Opfer Abrahams" von 1782; aus der Epoche Abt Speckles existieren noch zwei Texthandschriften: Das im Herbst 1800 aufgeführte „Singspiel, abgesungen bey der Austheilung der oeffentlichen Belohnungen für die studierende Jugend" und „Die erklärte Einigkeit" von 1806. Noten sind in keinem Falle erhalten.

Schulkomödien in Zeiten der Not

In den ersten Jahren nach der Wahl des neuen Abtes Ignaz Speckle (1795–1806), denen die Drangsal der Koalitionskriege gegen Frankreich den Stempel aufdrückte, musste das klösterliche Theaterleben zwangsläufig den Kriegsunruhen und Wirren der politisch brisanten Zeit zum Opfer fallen: Die Abtei war in ihrer Existenz gefährdet, der Konvent diente zeitweilig als Spital, französische Soldaten wurden einquartiert und errichteten auf dem Platz vor dem Kloster einen Freiheitsbaum. Einen Eindruck von dieser Atmosphäre vermittelt die Tagebucheintragung Abt Speckles vom 31. Juli 1796 zu seinem Namenstag, der unter normalen Umständen mit vielen Gästen und einer Theateraufführung gefeiert worden wäre: „Ich verbot vorläufig allen Aufwand und Gepräng, der den itzigen Zeiten ganz und gar nicht anpassete. […] Unter dem Tische machten die Patres eine kurze Musik; allein um fröhlich zu werden, sind die Zeitumstände zu traurig."

Der jahrelange Überlebenskampf der Abtei St. Peter in der Säkularisationszeit zog sich – unter verzweifelten Bemühungen Abt Speckles um Rettungsmöglichkeiten – mit einem ständigen Auf und Ab an Hoffnungen und Enttäuschungen bis 1806 hin.[7] Dass er vielfache direkte und indirekte Spuren auch in der ausklingenden Geschichte des St. Petriner Schultheaters hinterlassen hat, zeigt bereits ein Blick auf die Aufführungsdaten der Stücke: Während es in der Blütezeit unter Abt Steyrer bis zu vier oder fünf Inszenierungen in einem Jahr geben konnte, weist der „Theaterspielplan" der Speckle-Ära große Lücken auf. Der Namenstag des Abtes und die Prämienausteilung am Ende des Schuljahres – also die traditionell wichtigsten Spielanlässe – wurden entweder gar nicht oder auf ganz bescheidene Weise gefeiert. Im gesam-

ten Zeitraum von 1795 bis 1798 sowie von 1802 bis 1804 wurde kein einziges Stück gespielt. An die Stelle von Theaterinszenierungen traten wissenschaftliche, literarische und künstlerische Geschenke der Studenten an den Abt, ferner kleine, teils dilettantische musikalische Unterhaltungen und gelegentlich scherzhafte halbszenische Einfälle. Bei der Neujahrsfeier 1802 hörte Abt Speckle eine von P. Clemens Rössler getextete und von P. Philipp Jakob Weigel komponierte Tischmusik der Fratres „mit lauter Blasinstrumenten, welche sie ohne weitere Instruktion erst seit einigen Wochen selbst gelernt hatten", und am Fastnachtsmontag desselben Jahres (1. 3. 1802) beobachtete er mit freundlich ironischer Distanz einen Auftritt der Studenten und Fratres: „Am Montag produzierten die fratres und Studenten allein eine türkische Musik, worin sie sich unter Anleitung des fr Jakob seit einiger Zeit mit einem kindischen Eifer vereint hatten und es doch ohne anderweitige Instruktion soweit darin gebracht hatten, daß sie einige Stücke ganz artig produzieren konnten. Sie übertrieben zwar in der Hitze ihren Eifer einige Male, doch mußte ich ihnen die Freude lassen."

Eine jugendlich naive Widerspiegelung der militärisch und politisch unruhvollen Zeitatmosphäre kann man in einem Studentenulk sehen, den sich die Scholaren zum Namenstag des Abtes am 31. Juli 1804 ausgedacht hatten: Zum Abschluss eines Instrumentalkonzertes der Scholaren und Konventualen vor der Abtei, bei dem u. a. der „hymnus musicus" eines Studenten aufgeführt wurde, zogen die jungen Leute in Form eines spaßhaften militärischen Exerzierens („militare aliquod exercitium") mit Instrumenten und Fahne zum Speisesaal der Gäste.[8] Diese anspruchslosen Darbietungen in der Phase der Säkularisierung lassen den gewaltigen Abstand zum gesellschaftlichen, geistigen und künstlerischen Niveau der einstigen Bühnenproduktionen ermessen, die häufig in wochenlanger Probenzeit mit hohem Aufwand an Geld und Arbeit und unter Einbeziehung auswärtiger Kulissenmaler, Komponisten, Sänger und Musiker vorbereitet worden waren.[9]

Unter solchen Bedingungen konnte die Musikpflege, ein Herzstück benediktinischer Klosterkultur, nur noch mühsam aufrechterhalten werden, und es wurde zunehmend schwieriger, den Schülern den üblichen Musikunterricht zu erteilen. Dies alles konnte nicht ohne Folgen für das Schultheater bleiben, das vornehmlich Musiktheater war. Umso bemerkenswerter ist es, dass noch bis zur Aufhebung des Klosters 1806 weitergespielt wurde: Noch am Fastnachtsdienstag (28. Februar) dieses Schicksalsjahres produzierten die Studenten ein kleines Schauspiel, und zum Namenstag des Abtes am 31. Juli entstand das eingangs erwähnte Singspiel „Die erklärte Einigkeit".

Wiederbelebung des Theaterbetriebs

Ungeachtet der ungünstigen Zeitverhältnisse bemühte sich der neue Abt schon bald, die organisatorischen Grundlagen des Komödienspiels wiederherzustellen (28. 7. 1797): „RP Philippum ernannte ich zum Vestiarius. Da seit langem dieses Amt gar nicht besetzt war, geriet alles in Unordnung, besonders die Meubles in den Zimmern, die Komödienkleider etc. Ich hatte schon vor einiger Zeit Instruktionen für einige dieser Ämter, für den Kustos, Kellermeister, Vestiarius und Gartenmeister entworfen, welche ich denselben bei dieser Veranlassung übergab." Im folgenden Jahr ließ er dann an Fastnacht (20. 2. 1798) mit dem Singspiel „Esther" zum ersten Mal wieder eine Aufführung der Studenten zu. Doch die große Zeit der St. Petriner Schulkomödie war vorüber. Außer der Wiederholung eines erfolgreichen größeren Stückes aus der Zeit Abt Steyrers – „Das Opfer Abrahams" von 1782 wurde 1798 ein zweites Mal auf die Bühne gebracht – kamen jetzt nur noch einzelne bescheidene Aufführungen kleiner Singspiele zustande. Die existentielle Bedrohung des Klosters durch Krieg und Säkularisierung ist diesen Werken wie auch den Schicksalswegen ihrer Schöpfer anzumerken.

Letzter „Pater Comicus" in der Reihe der St. Petriner Komödienautoren ist P. Placidus Schick (12. 1. 1770 Muggensturm bei Rastatt – 18. 1. 1814 St. Peter). Er lehrte im Klostergymnasium Theologie, Rhetorik und Poesie, war Bibliothekar und nahm sich als Pfarrkooperator besonders der Volksschule von St. Peter an. Nach der Auflösung des Klosters übernahm er als „Rektor" die Pfarrei St. Peter.

Im Alter von 44 Jahren erlag er einer Typhusseuche, die sich von einem im Klostergebäude untergebrachten Militärspital aus im Dorf ausgebreitet hatte. In der Endphase des Stifts zwischen 1800 und 1806 hat er die Texte für mehrere Singspiele verfasst, zu denen sein Mitbruder P. Philipp Jakob Weigel und der Schweizer Benediktiner P. Ambros Stierlin aus Mariastein die Musik komponierten.

P. Ambros Stierlin (21. 4. 1767 Säckingen – 21. 9. 1806 Mariastein) war einer der Schweizer Benediktinermönche, die in der Revolutionszeit aus dem Kloster Mariastein vertrieben wurden und in den Jahren 1799 bis 1804 als Emigranten in St. Märgen Zuflucht fanden. In seinem Heimatkloster wirkte er als Professor der Philosophie und Theologie. Er genoss einen Ruf als vorzüglicher Musiker, besonders als Organist, und als produktiver Komponist; in Mariastein werden noch zahlreiche Messen und andere geistliche Kompositionen Stierlins aufbewahrt, aber auch verschiedene Instrumentalwerke sowie eine „Operette".[10] Für das Kloster St. Peter, in dem er von St. Märgen aus oft zu Gast war, komponierte er mehrere Singspiele, davon eines zum Namenstag Abt Speckles 1800. Im Titel dieses Werkes heißt es über ihn: „Die Musik von R. P. Ambrosio Stierlin Petra-Mariano Benedictino exulante in St. Märgen".

P. Philipp Jakob Weigel (12. 1. 1752 Windach/Bayern – 30. 8. 1826 Kirchhofen bei Freiburg), war nach Abt Speckles Urteil ein von seinem unsteten Wesen umgetriebener Mensch, der nirgendwo zur Ruhe kam. Als letzter Klosterkomponist von St. Peter schuf er zahlreiche geistliche und weltliche Werke, von denen der größte Teil, darunter auch seine Singspiel-Kompositionen für das Kloster St. Peter, in den Unruhen während und nach der Säkularisierung verlorenging. Lediglich die Instrumentalstimmen einer „Missa solemnis" und eine 1805 im Druck erschienene Klavierschule sind noch erhalten. Von den anderen Kompositionen wissen wir nur noch durch ihre Nennung im Notenverzeichnis des Klosters von 1797[11] und in Abt Speckles Tagebuch. Mit seinen Stücken für Spieluhren, die er für die Uhrmacher schrieb, machte er sich um die Förderung und Verbesserung der Schwarzwälder Spieluhrenherstellung verdient. Zu seinen Aufgaben im Kloster gehörten die Leitung der Klosterschule, die Instruktion der Sängerknaben und – wie der oben zitierten Tagebuchnotiz Abt Speckles zu entnehmen ist – das Amt des „Vestiarius", der u. a. die Komödienkleider zu verwalten hatte. Nach der Säkularisierung des Klosters wirkte er zunächst als Chorregent in der neu eingerichteten Pfarrei St. Peter, zuletzt hatte er die Pfarrstelle in Bollschweil inne.[12]

Grabstein des letzten Singspieldichters des Klosters, P. Placidus Schick (1770–1814), auf dem Friedhof von St. Peter

Die beiden erhaltenen Schultheaterstücke von 1800 und 1806 sind in deutscher Sprache geschrieben, wie dies in St. Peter bereits seit 1771 üblich war, während zuvor in lateinischen Versen gedichtet wurde. Schon in der äußeren Aufmachung bleiben ihre schmucklos handschriftlichen Texte hinter den älteren, repräsentativ gedruckten Ausgaben zurück. Dem entspricht auch ihre formale Schlichtheit, die weit von der kunstvollen und komplizierten Struktur der lateinischen Schul-

dramen der Steyrer-Zeit entfernt ist (z. B. sind in der 1755 gespielten Komödie „Apollo Pastor“ zwei selbständige, aber thematisch verwandte Handlungen – ein Schauspiel und ein Singspiel – ineinander verzahnt, von denen jede wiederum in sich streng symmetrisch angelegt ist: Die zwölf Szenen des Schauspiels sind in zwei Sechsergruppen als Zwischenspiele in die Fugen zwischen den drei Musikteilen des Singspiels eingeschoben).[13] Die beiden Singspieltexte von 1800 und 1806 liefern im Folgenden die Eckdaten für die Endphase der Klostergeschichte von St. Peter, die durch die Koalitionskriege und die Säkularisation geprägt ist.

Als erste Endskomödie der Speckle-Ära wurde bei der Prämienausteilung im Jahr 1800 ein von P. Placidus Schick verfasstes und von P. Ambros Stierlin vertontes Werk aufgeführt: „Singspiel, abgesungen bey der Austheilung der oeffentlichen Belohnungen für Die studierende Jugend in dem Gotteshause St. Peter auf dem Schwarzwalde Benediktiner-Ordens, den 3ten Herbstmonat 1800“. Trotz des überwiegend heiteren Tons dieses Singspiels lassen sich hier Hinweise auf die politischen Unruhen und Unsicherheiten der Zeit vor der Säkularisierung St. Peters entdecken.

Auch wenn diese Endskomödie von 1800 die Gattungsbezeichnung „Singspiel“ als Titel trägt, charakterisiert Abt Speckle sie in seinem Tagebuch nicht zu Unrecht als ein „kleines Gedicht“, welches „zum Gesang verfaßt“ und „in Musik gesetzt“ wurde. Die Abfolge der Rezitative, Arien, Duette, Terzette, Quartette und Chöre fügt sich zu keinem dramaturgischen Gesamtaufbau, die gereimten, meist jambischen Verse haben das handwerkliche Niveau schlichter Gelegenheitsdichtung. Der Text besitzt weder gestische noch dramatische Qualitäten; er ist eigentlich kein Theaterstück, eher eine kleine Kantate, die zur Aufführung keiner Bühne bedürfte. Es gibt keine fiktive Bühnenhandlung und keine Theaterrollen; in heiteren, romantischen Genreszenen schildern die Klosterschüler ihre augenblickliche eigene Situation und Stimmung, nämlich den Rückblick auf die Arbeit des vergangenen Schuljahres („So sitzen wir bey Büchern / Die Weisheit uns zu sichern“) und die Freude auf die beginnenden Herbstferien, in denen sie die buntgefärbten Wälder durchwandern wollen. Die Anrufung von mehr als zwanzig griechischen Göttern, Göttinnen und Musen, die Namen antiker Stätten (Pindos, Helikon, Parnass, Kastalische Quelle) und der Dichter Homer, Virgil, Horaz und Pindar sollen den Zuschauern, nicht zuletzt den Eltern, vorführen, was die Knaben im Unterricht gelernt haben. Als „Musensöhne“ und „der weisen Pallas treue Diener“ huldigen die Schüler ihrem Abte, dem „großen Musengönner“. Die griechische Mythologie liefert keine Theaterhandlung mehr wie noch in den lateinischen Schulkomödien des 18. Jahrhunderts (z. B. „Apollo Pastor“ von 1755, „Castor et Pollux“ von 1758, „Ulysses in Patriam redux“ von 1764 u. a.), sondern dient als schulischer Lernstoff. Die klassisch-antike Sphäre siedelt der Dichter auf reizvolle Weise in der den Studenten vertrauten heimischen Umgebung des Schwarzwaldklosters an, die er samt Klostergarten mit Brunnen skizziert: Die Schüler sind von „der Musen Schaar“ dort umgeben, „wo im Garten nächst den Buchen der Springquell zwischen Bäumen schwätzt“, wo „trüber Herbst die Blätter pflückt, der Äpfel reifes Gold Vergnügen haucht“ und „bunte Meisen uns umfliegen“; hier tritt der Weingott Dionysos als Sorgenbrecher Lyäus auf „und füllt das Faß mit Most, nach dem sich jeder sehnet“. Das Singspiel führt also keine szenisch-dramatischen Geschehnisse vor, sondern ermöglicht den Schülern die Selbstdarstellung ihrer Welt vor ihren Lehrern und Eltern. Mit dem Aufruf zu Pflichtbewusstsein, Fleiß und Weisheitsstreben fehlt auch hier nicht die traditionelle moralisch-erzieherische Funktion der Schulkomödie, doch überwiegt die jugendliche Lebensfreude. Diese studentische Fröhlichkeit überdeckt aber nur notdürftig die Sorgen und Ängste der Erwachsenen, die sich und ihre Welt von Krieg, politischen und sozialen Umwälzungen bedroht sehen: „Die Fröhlichkeit bei dieser Veranlassung ward freilich sehr gehemmet durch die Nachrichten, die immer wahrscheinlicher werden, daß der Krieg nun aufs neue werde anfangen.“ Was Abt Speckle hier im Tagebuch (3. 9. 1800) ausspricht, kleidet im Singspiel der Textdichter P. Placidus Schick in die Strophe eines Quartetts, das die Vorzüge der Weisheit preist: „Die Weisheit

lehrt uns unsre Pflicht; / Und wer sie hat, der zaget nicht, / Wenn gleich der feste Welten Bau / Vor seinen Augen bebt.“ Intensiv wird hier der nicht aufzuhaltende Zusammenbruch der gewohnten Ordnung als existentielle Gefährdung empfunden, und der Hilferuf nach einer festen Instanz, die im Chaos noch Halt geben kann, ist unüberhörbar. Die Verse erscheinen uns heute wie die Vorwegnahme eines Schlagertextes, mit dessen Galgenhumor die Menschen im Zweiten Weltkrieg ihre Angst zu überspielen suchten: „Und wenn die ganze Erde bebt / und die Welt sich aus den Angeln hebt“ (aus „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“).

Ignaz Speckles Versuch, ausgerechnet in der Endphase vor der Säkularisierung St. Peters das Schultheater wiederzubeleben, ist ein so auffallendes Phänomen, dass man nach den Beweggründen des Abtes fragen muss. Zum einen dienten diese Aktivitäten vermutlich einer Selbstvergewisserung des Konventes in seiner aussichtslos erscheinenden Situation: Durch das Anknüpfen an die glanzvolle Komödientradition wollte man sich und der Welt die kulturelle Lebensfähigkeit des Klosters demonstrieren und so der äußeren Bedrohung wenigstens im geistigen Raum Widerstand entgegensetzen. Zugleich hatten die Aufführungen des Schultheaters schon immer auch als Werbung für den Leistungsstand des Gymnasiums gedient; dieser Aspekt erhielt nun eine ganz aktuelle Bedeutung, da Speckle unter anderem die Strategie verfolgte, seinem Stift das Überleben als schulische Institution zu sichern. Und schließlich wollte er ganz offensichtlich die Schulkomödie in der einstmals bewährten Weise als Werkzeug klösterlicher Politik einsetzen, die häufig versucht hatte, einflussreiche Persönlichkeiten durch Huldigung in einer theatralischen Produktion günstig für die Abtei zu stimmen: Als im Sommer 1804 in St. Peter mit einem möglichen Besuch des Erzherzogs Ferdinand gerechnet wurde, gab der Abt Ende Juli bei P. Placidus Schick und P. Philipp Jakob Weigel vorsorglich ein „Drama musicum“ in Auftrag. Der Besuch, von dem Abt Speckle Beistand im Kampf um die Rettung seines Klosters erhofft hatte, kam jedoch nicht zustande, und somit entfiel auch die Aufführung des Werkes.[14]

Eine Theaterinszenierung gab es dann erstmals wieder zum Namenstag Abt Speckles am 31. Juli 1805. Das Fest wurde wie früher aufwendig mit einem Singspiel im großen Speisesaal gefeiert. An der Tafel saßen fünfzig Gäste, von denen indessen nicht alle willkommen waren: „Der Tumult war freilich groß, und unter den vielen Gästen waren auch einige, welche hätten wegbleiben können, einige Studenten und ein paar andere Müßiggänger von Freiburg“. In seinem Tagebuch (31. 7. 1805) würdigt der Abt den anschließenden Küfertanz der Knaben mehr als das vorausgehende Singspiel: „Zur Tafelmusik ward ein kleines Singspiel abgesungen. Sodann machten die Studenten den sogenannten Kiefertanz, von unserm Kiefermeister Bente unterrichtet. Jedermann gab vollen Beifall dazu, und die Knaben machten wirklich den Tanz recht brav.“

Abgesang: „Sanct Petersschiffgen“ kentert

Zu Beginn des Schicksalsjahres 1806 musste Abt Speckle von Tag zu Tag um die Zukunft seines Klosters bangen: „Seit dem 18. Jänner war ich beinahe in einer steten Betäubung. Schlag kam auf Schlag. Man konnte sich nicht besinnen und nicht fassen.“ Zudem wurde die Klosterordnung wieder durch eine militärische Einquartierung aufs äußerste gestört; württembergische Soldaten „lärmten, sangen, pfiffen in der Abtei wie Buben“. Aber selbst unter solch widrigen Umständen entstanden noch in den letzten Monaten vor dem Ende der Abtei Theaterstücke, deren Aufführung und Text nun direkt von diesen militärischen und politischen Entwicklungen gezeichnet sind. Trotz der Einquartierung wollte Abt Speckle den Klosterschülern am 18. Februar 1806, dem Fastnachtsdienstag, wenigstens die Freude einer im bescheidensten Rahmen improvisierten Theatervorstellung gönnen: „Nachmittag führten die Studenten ein kleines Schauspiel auf, doch nur in der Schule, weil ich wegen den Soldaten, deren Abzug man nicht vorsah, kein Theater [= Bühne] wollte aufrichten lassen.“

Den Schlusspunkt in der Geschichte des St. Petriner Schultheaters erreichen wir mit dem

Singspiel „Die erklärte Einigkeit, in einer Singmusik zu Ehren der hohen Namensfeyer Seiner Hochwürden und Gnaden Herrn Herrn Ignaz würdigsten Abtes des Benediktiner Stifts St. Peter auf dem Schwarzwalde. 31. Heumonat 1806“. Den nirgends genannten Verfasser darf man mit ziemlicher Gewissheit in P. Placidus Schick vermuten, da das Manuskript von derselben Hand geschrieben ist wie Schicks „Singspiel“ vom 3. 9. 1800 und auch dieselben sprachlichen und formalen Eigentümlichkeiten aufweist. „Die erklärte Einigkeit“ wurde nie aufgeführt und war wohl auch – trotz der äußerlichen Singspielform (Chor, Quartette, Terzette, Arien, Rezitative) – nicht einmal vertont: Ein Komponist ist nicht zu ermitteln; auf dem Titelblatt fehlt die sonst übliche Standardformel „… aufgeführt von der studierenden Jugend daselbst am …“; in den chaotischen Zeitverhältnissen wären Vorbereitung und Aufführung eines Singspiels gar nicht möglich gewesen; zudem weilte der Adressat, Abt Ignaz Speckle, an seinem Namenstag gar nicht im Kloster, so dass ihm – wie er im Tagebuch erwähnt – das Manuskript als Geschenk zugeschickt werden musste (29. 7. 1806).

Auch diesem Stück des „Pater Comicus“ Placidus Schick fehlen jede theatralisch-gestische Qualität, jede dramatische Handlung und jede strukturierende Gliederung, es sind lediglich einige Rezitative, Arien, Duette und Chöre aneinandergereiht. Auf einen fiktiven Schauplatz mit Bühnenbildern, wie sie früher mit viel künstlerischem und finanziellem Aufwand gestaltet wurden, verzichtet der Autor gänzlich; im unkostümierten „Wir“ erklären eingangs die Konventualen, „heut in diesem Speisesaal“ den Namenstag ihres Abtes Ignatius zu feiern. Der Ort der gedachten Aufführung und der Schauplatz des Singspiels sind also in diesem Falle identisch: Der große Speisesaal ist Aufführungsstätte und Kulisse des Werks in einem.

In der Gestaltung seiner Figuren knüpft der Verfasser an alte Traditionen an: Geistliche Schulkomödien hatten schon immer einen Hang zur Allegorie; so traten in St. Peter 1764 in einem kleinen Drama zu Abt Steyrers Rückkehr von einer Wienreise die Personen *Amor [Liebe], Spes [Hoffnung], Desiderium [Sehnsucht] et Dilectus [Auserwählung, Wertschätzung]* auf und in „Das Opfer Abrahams“ (1782) die *Religion* und drei *Schutzgeister des Klosters*. Diese Konzeption allegorischer Theaterfiguren beherrscht auch in „Die erklärte Einigkeit“ die Szene. Neben die Gestalten der *Freude* und *Liebe* treten hier bezeichnenderweise die *Furcht* und später die *Einigkeit*. Hinter den allegorischen Personen geben sich in der „Wir“-Form die St. Petriner Konventualen zu erkennen, die in der Existenzkrise des Stifts ihrem Abt Ignatius Treue, Gehorsam und Ehrfurcht geloben. Dies ist damit das einzige Singspiel in der Geschichte des St. Petriner Theaters, das nicht für Schülerdarsteller konzipiert ist, in dem vielmehr die Patres persönlich ihre eigenen Sorgen und Ängste angesichts der bevorstehenden Auflösung ihrer Ordensgemeinschaft aussprechen.

Zwar waren trotz der Abwesenheit des Abtes, der eigens nach St. Ulrich geritten war, „um an meinem Namenstag von St. Peter abwesend zu sein“, Gäste im Kloster erschienen.[15] Dennoch wirken angesichts der tatsächlichen Situation und Stimmung die Eingangsverse des Singspiels wie eine Beschwörung von Gespenstern aus einer besseren Vergangenheit: „Wir feyern heut in diesem Speisesaal’ / Bey hoher Gäste Zier das eilfte Mal / Das Namensfest Ignazius“. Wo der Autor in dieser Phase der Aufhebung des Klosters eine festliche Atmosphäre erzeugen will, gelingt ihm nur leeres Pathos: „Herolden stoßt in das gehöhlte Erz“. Dagegen sind – wie schon in dem „Singspiel“ von 1800 – ländliche Genreszenen seine Stärke. In einer „Ariette“ lässt er mit leichtem Dialektanklang Bilder der sommerlichen Natur und der bäuerlichen Arbeit lebendig werden und charakterisiert so den Monat Juli, der vom Namenstag „Ignatius“ abgeschlossen wird:

„Die silbernen Bäche, die grünende Laube,
Die wädelnde Stelze, die girrende Taube,
Der furchende Mäder mit wankendem Kumpf,
Das schäckernde Mädchen auf grasigtem Sumpf,
Die munteren Heuer auf mosigten Sitze
Sich labend mit Milch wider Sirius Hitze,
Auf Bergen, im Thale das muhende Thier,
Im düsteren Walde der brüllende Stier …“

Die aus der bäuerlichen Arbeitswelt stammende mundartliche Werkzeugbezeichnung „Kumpf“ erläutert er in einer Fußnote: „Kumpf ist das hölzerne Geschirr, worin der Wetzstein feucht behalten wird.“ In einer vielstrophigen „Arie“ schildert der Monat Julius in der „Ich“-Form sein segensreiches Wirken für die Schwarzwälder Bevölkerung, was nach alter Schultheatertradition natürlich als Huldigung auf den zu feiernden Abt „anzuwenden“ und zu übertragen ist. Besonders hervorzuheben ist eine Strophe dieser Arie, die deutlich auf den nicht nachlassenden Kampf Speckles um den Fortbestand seines Klosters anspielt: „Den Namen so ich habe / Gab mir ein großer Mann; / Zu Ehren dieser Gabe, / Wandt' ich die Kräfte an, / Damit ich das behaupte, / Was man den andern raubte.“

Nach diesem einführenden Huldigungsteil – dem Lob auf den Monat Juli, will sagen auf Abt Speckle – ist der weitere Text des Singspiels vom Ton der Klage, Anklage und Verzweiflung bestimmt, gegen den die vom festlichen Anlass geforderten und vom Autor angestrengt versuchten freudigen Klänge nicht ankommen, die doch „das schwer bedrängte Herz“ der Festgesellschaft ermuntern sollten. Mehrfach werden die nicht näher definierten Feinde des Klosters schemenhaft als „der Neider dunkle Schaar“ angeprangert, denen die Brüder mit Treue und Pflichterfüllung gegenüber ihrem Abt begegnen müssen. Dieser Gehorsams- und Treueschwur wird in immer neuen Anläufen bis zu der Versicherung gesteigert, dass nur „der blasse Tod“ ihn brechen könne.

In einer merkwürdigen Vermischung der Bildbereiche wird Abt Ignaz bald als guter Hirte, bald als Steuermann angesprochen. Ihn zu „Lieben und hören / Fürchten, und ehren / Dieß eint die Brüder / Schlägt Neider darnieder“. Zwar wird zur Hoffnung aufgerufen und Siegesgewissheit verbreitet: „Der Schiffer Schaar / Trotzt der Gefahr, / Durchsegelt den trohenden Sund / Mit Einigkeitsflaggen gesund“. Doch sind solche Appelle unschwer als Zweckoptimismus zu durchschauen. Denn immer wieder verraten die Formulierungen, dass der Textdichter offensichtlich mit der schlimmstmöglichen Wendung rechnet und das Ende des Stiftes für unvermeidlich hält. So klammert er sich an den Wunschgedanken, die Klostergemeinschaft werde wenigstens noch in einem Reich des Geistes fortbestehen. In einer „Arie unter Zween“, also einem Duett, singen die *Furcht* und die *Liebe* in parallel angelegten Versen:

„*Furcht:* Wenn das Schicksal unsre Bande / Für den Körper gänzlich trennt, / Bleibt dann nicht der Geist vereint?

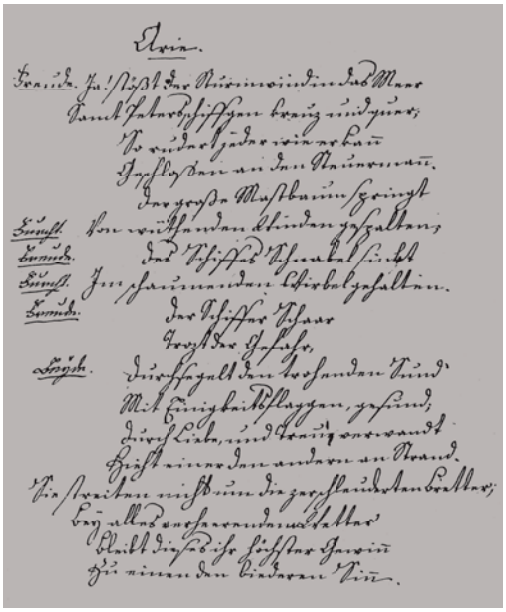
Liebe: Geht der Sohn in fremde Lande, / O so schwört er, und bekennt: / Vater! Stets wars gut gemeint.

Beyde: Nein! Wir wollen es verkünden, / Unser Band ist nicht zerschnitten: / Um es unlösbar zu winden / Wollen wir den Himmel bitten.“

Ähnlich klingt es am Ende des mehrstrophigen theatralisch-pathetischen Schwur-Chores „Es schwöre nun / Wer schwören kann / der Treue Eid!“: „Sind wir zerstreut in fernen Auen, / Kann sich der Körper nicht mehr schauen; / So wird zu lindern diese Pein / Der Geist so mehr vereinigt seyn“. Selbst die vertrauten biblischen Gleichnisse vom guten Hirten und vom Petrusschiff auf stürmischer See, die den Abt ehren und zugleich der verängstigten Ordensgemeinschaft Mut und Zuversicht einflößen sollen, enthüllen sich in diesem Text ungewollt als Bilder des Scheiterns: Der gute Hirte, dessen Schafe und Lämmer in ihren Nöten hilflos nach ihm blöken, kann nicht verhindern, dass die Brüder in alle Winde zerstreut werden.

Die eindringlichste Vision vom Untergang der Ordensgemeinschaft entwirft die Arie „Ja! Stößt der Sturmwind in das Meer“. In den Bildern eines Schiffbruchs offenbart sie die Seelenlage des Konventes inmitten „von wüthenden Winden“, im „schaumenden Wirbel“, im „trohenden Sund“, „bey alles verheerendem Wetter“. Allen Durchhalteparolen zum Trotz lässt sich hier nicht mehr verheimlichen, dass das „kreuz und quer“ auf dem stürmischen Meer umhergeschleuderte „Sanct Petersschiffgen“ mit „gespaltenem Mast“, „sinkendem Schnabel“ und „zerschleuderten Brettern“ kentert und von den Schiffsleuten „einer den andern an Strand ziehen“ muss.

Folgerichtig mündet das Stück in eine recht fragwürdige Huldigung, in der Abt Ignaz Speckle darauf vorbereitet wird, dass – so wie sein Namenstag am 31. Juli diesen Monat schmückt und beschließt – er selbst wohl der letzte der St.



„St. Petersschiffgen“ in Seenot – Arie aus dem Singspiel vom 31. Juli 1806

Petriner Äbte sein werde: „Schließt Du der hies'gen Aebte Reihen / So sollst Du Dich des Namens freuen: / Er ziert des Mondes letzten Tag / Und rufet nun, was er vermag: / Ich mach' den Monat sicher groß / Ich schließe seiner Tage Schoß. / Drum leb' Ignazius“. – Der so Geehrte wertete sein Namenstagsgeschenk als „ein zweckmäßiges Singspiel“ und anerkannte die gute Absicht: „Es rührte mich. Gott erhalte in allen die darin erklärte Gesinnung“ (29. 7. 1806). Wie wenig diese „erklärte Gesinnung“ des im Singspiel wortreich beschworenen „so starken Bundes“ der harten Wirklichkeit standhalten konnte, lässt sich im Tagebuch Abt Speckles nachlesen. Die Auflösungserscheinungen der Gemeinschaft beobachtet er bereits vor und natürlich erst recht nach der definitiven Entscheidung über das Ende des Klosters und hält sie in vielen Eintragungen in seinem Diarium fest, beispielsweise am 22. und am 23. 12. 1806: „Eigenes Interesse tritt nun bei allen ein. Anhänglichkeit an die Gesellschaft finde ich doch nach allem wenig. Jeder wünscht für sich, auf einem Platz zu sein, der ihm gefällt. Freilich ist es bei der nun sehr langen Marter nicht wohl anders möglich. Ich kann nicht helfen, nicht raten, viel weniger itzt anordnen, sondern muß leidend zusehen, übersehen, nachgeben, daß keine Kollisionen entstehen und Friede noch erhalten wird. […] Es ist empfindlich zuzusehen, wie einer da, der andere dorthin ziehet, jeder für sich besorgt ist, ohne sich viel um das zu bekümmern, was hier im Kloster geschiehet, wies den übrigen gehet.“

Nach einer langen Phase der Ungewissheit war die Säkularisierung des Klosters St. Peter gegen Ende des Jahres beschlossene Sache. Für den 27. November 1806 notierte Abt Ignaz Speckle dazu im Tagebuch: „Aber nach alledem ist nun doch nach 713 Jahren die Stiftung der Bertholde von Zähringen aufgelöset; […] Aufgelöset nach ausgestandenen Drangsalen eines mehr als zehnjährigen Krieges; nach dem harten Kampf mit den Maltesern, nach endlich erkämpfter guter Aussicht unter Ferdinand von Österreich, da die Ökonomie wieder konnte eingerichtet werden, wieder in besseren Stand kam; die Disziplin freilich nicht mehr die alte war, doch noch gehandhabt wurde, da auch die Studien wieder anfiengen, lebhafter zu werden, da wir hoffnungsvolle Zöglinge hatten und noch mehrere bereit waren, einzutreten. Aufgelöset ohne Aussicht, ohne Hoffnung einer künftigen gänzlichen Wiederherstellung; wird nur noch etwas zum Andenken gerettet“.

Einige Jahre später wurde im Auftrag Speckles auf dem Friedhof von St. Peter neben der ehemaligen Abtei ein Kreuz „zum Andenken errichtet von den Vertriebenen“, mit dem an die Aufhebung des Klosters erinnert werden sollte. Bildrelief und Inschrift des Sockels zitieren die Kreuzigungsszene aus dem Johannesevangelium XIX, 23 f., in der die Soldaten die Kleider Christi unter sich teilen – das Urteil des Abtes über die Säkularisation.

Der vorherrschende Eindruck bei der Lektüre des letzten Singspiels „Die erklärte Einigkeit“ ist die rührend kindliche, naive Hilflosigkeit und Weltfremdheit der Klostergeistlichen angesichts der radikalen politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen. Die Tradition des St. Petriner Schultheaters war einst mit kulturellem Selbstbewusstsein und Stolz gepflegt worden, wie die in den Chroniken beliebte Redewendung von den „Musis Sanct Petrinis“ beweist. Sie klingt nun bescheiden aus mit einem nicht mehr aufgeführten, künstlerisch belanglosen kleinen Singspieltext, der indessen eine eigene Bedeutung als lebensnahes, aus-

Erinnerung an die Säkularisation: Sockel des von Abt Speckle 1815 auf dem Friedhof von St. Peter errichteten Gedenkkreuzes

drucksstarkes Zeitdokument besitzt. Zusammen mit diesem letzten, tonlos gebliebenen Singspiel von 1806 verstummt im Stift St. Peter auch die an diesem Ort länger als siebenhundert Jahre lebendige mönchische Kultur.

Anmerkungen

1 Ignaz Speckle: Diarium a mense Novembr. 1795–1819. (Erzbischöfliches Priesterseminar St. Peter). Eine leicht gekürzte Druckfassung ist hg. von Ursmar Engelmann: Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald. 3 Bde. Stuttgart 1965–1968. – Da sich in der Druckausgabe gerade im Themenbereich „Schultheater" Textlücken und einzelne kleine Lesefehler finden, wird im Folgenden ausschließlich nach Speckles Originalmanuskript zitiert; wenn dabei im Text dieses Beitrags das Datum der Tagebucheintragung genannt ist, wird auf einen Quellennachweis im Anmerkungsteil verzichtet.
2 Ignaz Speckle: Urkundenbuch. Beilagen zum Tagebuch des Abtes Ignatius, 1795–1817. (Erzbischöfliches Priesterseminar St. Peter).
3 Erich Kaiser: Apollo im Schwarzwaldkloster. Benediktinisches Schultheater im Stift St. Peter zwischen 1750 und 1806. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 150, 2003, S. 285–340.
4 Festum cathedrae S. Petri, das ist St. Peter Stuel-Feur, als […] Franz Johann Antoni […] die neugebaute Basilicam deß Heiligen Apostel-Fürsten Petri mit achttägigem Jubel-Fest in dem lobwürdigen Gotts-Hauß St. Peter den 29ten Herbstmonat im Jahr 1727 dediciert … Rottweil 1731, S. 102 und 140. (UB Freiburg).
5 Der neugewählte Abt Steyrer nennt in seinem Diarium am 9. 1. 1750 die Namen von 20 wahlberechtigten Kapitularen. Abt Speckle zählt am 29. 12. 1799 in seinem Tagebuch (wie Anm. 1) 29 Klostergeistliche (von denen einige aber schon alt und im Ruhestand waren und zahlreiche andere in seelsorgerlichen oder wissenschaftlichen Ämtern außerhalb von St. Peter tätig), dazu drei Fratres und zwei Novizen.
6 Catalogus Musicalium tam manuscriptorum, quam Typis impressorum juxta Ordinem alphabeticum pro Monasterio S. Petri in Silva Nigra Anno Domini 1797. (Erzbischöfliches Archiv Freiburg).
7 Wie Anm. 1. – Vgl. hierzu auch Ursmar Engelmann: Zur Aufhebung der Abtei St. Peter i. Schw. im Jahr 1806. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 90 (1979), S. 420–437; Hans-Otto Mühleisen: „Man will Geld und keine Klöster". Die Säkularisierung der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald. In: ders.: St. Peter auf dem Schwarzwald. Aus der Geschichte der Abtei. Lindenberg/Allgäu 2003, S. 200–220.
8 Wie Anm. 1, S. 739.
9 Wie Anm. 3.
10 Profeßbücher der Benediktinerabteien St. Martin in Disentis, St. Vinzenz in Beinwil und U. L. Frau von Mariastein, […]. Bearbeitet von P. Rudolf Henggeler O. S. B., Zug o. J. [1957], S. 229 f.
11 Wie Anm. 6.
12 Erich Kaiser: Der letzte Klosterkomponist von St. Peter. Über P. Philipp Jakob Weigel (1752–1826) und das Musikleben im Stift St. Peter vor der Säkularisation. In: Badische Heimat 72 (1992), H. 4, S. 541–556.
13 Vgl. hierzu die Analyse dieser Musikkomödie „Apollo Pastor" bei E. Kaiser (wie Anm. 3), S. 327 ff.
14 Wie Anm. 1, S. 793.
15 Ebd., S. 865 f.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Erich Kaiser
In der Wiehre 3
79271 St. Peter

Johannes Werner

Das Wirken der Piaristen in der Rastatter Residenz

Wirke gut, so wirkst du länger
Als es Menschen sonst vermögen.
Johann Wolfgang von Goethe
Deutscher Parnass

Die Geschichte ist schon mehrmals erzählt worden, und sie soll, wenn überhaupt, hier nur in aller Kürze nacherzählt werden; nämlich die Geschichte von dem spanischen Priester Joseph von Calasanza und von denen, die sich im Jahre 1597 in Rom mit ihm zusammentaten, um arme Kinder zu unterrichten; und von dieser rasch wachsenden, sich auch rasch ausbreitenden Gemeinschaft, die 1617 zu einer Kongregation, 1621 zu einem Orden erhoben wurde – dem „Ordo Clericorum Regularium Pauperum Matris Dei Scholarum Piarum".

Und davon, dass diese „regulierten armen Kleriker der Mutter Gottes der frommen Schulen" ausgerechnet nach Rastatt kamen; nämlich dadurch, dass sie schon 1660 in die böhmische Herrschaft Schlackenwerth gekommen waren und dort die Prinzessin Augusta Sibylla von Sachsen-Lauenburg erzogen hatten, die dann den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, den sogenannten „Türkenlouis", heiratete, der freilich früh starb. Es war Augusta Sibylla, die die Piaristen an den Rastatter Hof holte: als Hofkapläne, Prinzenerzieher und Prediger. Doch schon bald dachte sie daran, ihnen auch die Schule anzuvertrauen, die sie in der aufblühenden Stadt gründen wollte. Und so kam es, nach längeren Verhandlungen, am 22. Juni 1715 zur sogenannten „Fundatio Rastadiensis". In ihr verpflichtete sich die Markgräfin, für den Unterhalt von erst sechs, dann – nach erfolgtem Klosterbau – zwölf Patres aufzukommen, die dafür verschiedene geistliche und gottesdienstliche Aufgaben übernehmen sollten; vor allem aber oblag es ihnen, „die Jugend in denen Humanioribus, Music, Schreib- und Rechenkunst fleissig zu instruiren, und sobaldt der Vorhabende Closterbaw in seinen Standt zu bewohnen seyn wirdt, Ein, oder höchstens zwey Jahr darnach, die ganze Philosophiam zu tradiren"; aber auch, „die Jugend zu aller Gottsforcht, Andacht, und Aufferbaulichkeit (…) anzuweisen" und ihr „mit einem Exemplarisch-Geistlichen Lebens-Wandel vorzuleuchten". Nach einigen anfänglichen Schwierigkeiten gab Markgraf Ludwig Georg, der Sohn der Markgräfin, 1736 der Stiftung eine neue, festere Form; und 1747 stand auch das Kolleggebäude fertig da.

Es blieb zunächst und noch lange dabei, dass das Rastatter Kolleg aus der Ferne versorgt wurde, mit der es wie durch eine Nabelschnur verbunden war. So kam es allerdings auch dazu, dass schon die Stifterin die vielen Reisen nicht bezahlen wollte und sich ihretwegen mit den Piaristen fast zerstritt; oder dass den Piaristen die Kosten ihrer Korrespondenz über den Kopf zu wachsen drohten, weshalb sie schon 1717 um Portofreiheit baten, und zwar beim Oberreichspostmeister in Brüssel, dem Fürsten Anselm von Thurn und Taxis, der ihrer Bitte zwar nicht stattgab, ihnen aber aus der Reichspostkasse jährlich zwölf Gulden anwies. Aber allmählich breitete sich der Orden auch auf reichsdeutschem Gebiet weiter aus, gründete weitere, wenn auch z. T. nur kurzlebige Häuser in Kempten, Donaueschingen, Kirchberg, Kirn, Wallerstein, Trier, Brieg und Rapperswil und bildete aus ihnen die rheinische oder rheinisch-schwäbische Vizeprovinz (1762) bzw. Provinz (1776) mit Sitz eben in Rastatt.

Lehrer

Die Piaristen waren, in erster Linie, Lehrer. Die Schule, die sie in Rastatt errichteten, fing mit einer dreijährigen (später wohl nur noch zweijährigen) „Trivialschule“ an, in der sie nacheinander das Lesen, Schreiben und Rechnen lehrten und deren Schüler folglich als „alphabetarii“, „scribentes“ und „arithmetistae“ bezeichnet wurden. Dann folgten sechs gymnasiale Klassen: „Rudimenta“ und „Principia“, „Grammatik“ und „Syntax“, „Poetik“ und „Rhetorik“. Ihnen schloss sich von 1749 bis 1803 noch eine siebte Klasse an, die „Philosophie“, die von der Schule zur Universität überleitete, d. h. auf sie vorbereitete. In diesen 6 bis 7 Klassen hatten die Piaristen, wenn es hochkam, insgesamt etwa 120 bis 140 Schüler; also jeweils etwa 20; damit ließ sich leben.

Die eigentlichen Fächer waren Deutsch, Lateinisch, Griechisch, später auch Französisch; Naturkunde; Arithmetik und Geometrie; Geographie und Geschichte; Archäologie und Mythologie; Musik und Zeichnen; nicht zuletzt Religion. Was im einzelnen gelehrt wurde, lässt sich aus den Lehrbüchern, die sich zu einem Großteil in der Historischen Bibliothek erhalten haben, noch leicht erkennen. Ein besonderer Wert wurde auf das Schönschreiben gelegt; wegen ihrer Schrift, der sogenannten „Piaristenhand“, waren die Piaristen und ihre Schüler überall berühmt.

Und wie brachten sie ihre Schüler dazu, dass sie lernten? (Eine Frage, die sich nicht nur ihnen stellte.) Nun, es gab Prüfungen, öffentliche Prüfungen; es gab Rangordnungen in den Klassen, in denen man auf- oder abstieg; es gab Belohnungen in Form von Fleißzetteln und Buchpreisen; und es gab gewiss auch Strafen. Der Dichter und Übersetzer Carl Bonafont, der in Rastatt geboren worden und bei den Piaristen in die Schule gegangen war, dachte noch viel später, als es sie in Rastatt schon nicht mehr gab, und auch noch gern an einen von ihnen, und er dankte ihm nachträglich „für so manche Züchtigung, die du wohlmeinend mir erteilen ließest“.

In einer Beziehung unterschieden sich diese Lehrer jedoch von denen, die an anderen Schulen lehrten: sie waren Fremde, kamen aus der Ferne, meist aus Österreich, Böhmen und Mähren, auch aus Bayern und Tirol. Und wenn sie kamen, brachten sie etwas mit, was man hier vielleicht nicht kannte, nämlich Sprech- und Denkweisen, Gedanken und Geschichten, Bücher und Bilder; so sorgten sie dafür, dass immer ein frischer Wind durch die Schulstuben wehte. (Und wenn sie dann wieder gingen, nahmen sie auch wieder etwas mit.) Die Tür, durch die sie kamen und gingen, stand aber auch anderen offen; einige ihrer Rastatter Schüler schlossen sich ihnen, also dem Orden an und fanden durch ihn den Weg in die weitere Welt.

„Die Piaristen haben überhaupt in der katholischen Kirche das gröste Verdienst um die Erziehung; weil sie sich fast mit nichts, als mit ihr, zu beschäftigen haben, und daher alle, dazu nötigen Kenntnisse sich erwerben können; da hingegen die Jesuiten tausend andre, oft sehr tadelnswehrte Zwecke zu erreichen suchen.“ So schrieb Johann Martin Miller 1776 in seinem Roman „Siegwart. Eine Klostergeschichte“; und sein Urteil wird bestätigt durch das, was Joseph Loreye, sechzig Jahre später, im Rückblick auf die Rastatter Piaristen schrieb, bei denen er selber noch zur Schule gegangen war: „Der Lehrplan dieser Geistlichen am Gymnasium trug den Charakter der Jesuitenschulen, welche in jenen Zeiten so ziemlich allgemein das Ansehen der Musterschulen hatten. Uebrigens hatte der Geist des Ordens mit jenem der Jesuiten durchaus nichts gemein. Unbekümmert um alle weltliche Händel und in keine blos weltliche Dinge und Staatsangelegenheiten sich mischend lebten sie still und einfach ihrem Berufe.“ Und im Rückblick auf Vitalis a S. Carolo oder Vitalis Balthas, den letzten Rektor der Rastatter Piaristen, dem er im Amt nachfolgte, schrieb derselbe Loreye, er habe „sein ganzes Leben dem Berufe als Lehrer mit unaussprechlicher Selbstverläugnung“ geweiht und habe ihm noch nach der Aufhebung der Schule die Treue gehalten; „denn er lehrte bis an das Ende seines Lebens noch fort, und lehrte sterbend noch christlich sterben“.

Schriftsteller …

Die Piaristen waren Lehrer; aber sie lehrten nicht nur durch das gesprochene, sondern

Piarist. Aus: Hippolyt Hélyot, Ausführliche Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden für beyderley Geschlecht. Bd. IV., Leipzig 1753–1756.

auch durch das geschriebene Wort. Schon der Gründungsrektor des Rastatter Kollegs, Martinus a S. Brunone, musste, als man ihn in Marsch setzte, um Aufschub bitten, weil er in Wien soeben sein neuestes, nämlich viertes Buch erscheinen ließ. In Rastatt gab er noch die Werke des Valerius Maximus heraus und ließ eine Predigt drucken, die er am Fest der Kreuzerhöhung gehalten hatte.

Über Martinus a S. Brunone wird noch mehr zu sagen sein, und auch über Medardus a S. Procopio und Oswaldus a S. Caecilia, die auch zur Gruppe der Gründer gehörten; so wie Silverius a S. Theresia, der eine *Anleitung zur deutschen Rechtschreibung* sowie eine fünfbändige *Historia universalis* schrieb und eine *Kurz verfaßte Lebens-Geschichte des Seligen Diener Gottes Josephi Calasantii a Matre Dei* übersetzte.

Die Patres, die in den nächsten Jahren folgten, waren auch nicht faul. Das, was von ihnen gedruckt wurde, mag zwar vielleicht nicht, oder nur zu einem Teil, in Rastatt geschrieben worden sein; aber dass sie es schrieben, zeigt, wer sie, die in Rastatt lehrenden Piaristen, wirklich waren. Basilius a S. Antonio verfasste seine *Sententiae Scripturisticae,* die der Bibelwissenschaft zuzurechnen sind. Joannes a S. Antonio beschäftigte sich, in mehreren Bänden, mit der Philosophie des Thomas von Aquin; außerdem schrieb er einen Traktat über die Fleischwerdung des göttlichen Wortes und einen anderen über den einen und dreifaltigen Gott; schließlich gab er noch ein Buch mit Beispielen aus dem Kirchenrecht heraus. Zacharias a S. Elisabeth widmete sich, wie seine *Elementa iurisprudentiae theologicae* zeigen, ebenfalls dem Kirchenrecht, aber auch der Kontroverstheologie. Burchardus a S. Mansueto veröffentlichte, in Straßburg und auf Französisch, das Leben des Ordensstifters und in Rastatt die Regeln der deutschen Orthographie. Remigius a S. Ludovico hinterließ, außer etlichen unveröffentlichten Manuskripten zu den verschiedensten Themen, zwei Oden und ein in Rastatt gedrucktes theologisches Werk, und Hubertus a S. Venatio, wiederum außer Manuskripten, eine *Predigt auf das Millenarium des Stifts Kempten* und ein Übungsbuch zur Rhetorik.

Donatus a Transfiguratione Domini, der lange in Rastatt lehrte, stellte sie freilich alle in den Schatten. Er legte ein philosophisches Handbuch und eine Reihe von Einführungen, ebenfalls in die Philosophie, vor; die Bände erschienen in Rastatt, Karlsruhe und Kempten. Er gab eine *Theologia moralis,* ein weiteres theologisches und ein juristisches Werk heraus. Er verfaßte Einführungen in das weltliche und geistliche Recht und eine Abhandlung zur Rhetorik. Er hielt eine *Lobred auf den heiligen Caietanus,* die gedruckt wurde, und eine *Dreytägige Gemüthsversammlung* über ein Wort des Apostels Paulus. Er beschrieb das *Leben des seeligen Joseph Calasantii,* schrieb eine *Tugend-Schul der Kleinen Jesu Christi,* die aus *18 Betrachtungen über die heiligmäßige Jugend des seligen Josephi Calasantii* bestand, und schärfte seinen Schülern *Die Kennzeichen und Pflichten wahrer Kinder Gottes* ein. Den Schülern war auch eine Bibel, eine Christenlehre und eine Sprachlehre

zugedacht. Aus dem Italienischen übersetzte er das *Leben der ersten XII. Piaristen;* aus dem Französischen einen *Unterricht, wie man innerlich und vertraulich mit Gott umgehen möge,* eine *Zweyfache Anleitung zu einem himmlischen Leben in dieser Sterblichkeit* und ein Buch *Von der Gegenwart Gottes.*

Also gab es, summa summarum, in Rastatt innerhalb eines halben Jahrhunderts ein gutes Dutzend Piaristen, die zugleich Autoren waren – Autoren von über 50 Büchern; von Büchern, die auf die pädagogische Praxis hin und aus ihr heraus geschrieben worden waren; Lehrbüchern der Philosophie und der Theologie, des Rechts, der alten Sprachen, der Grammatik und der Rhetorik, auch der Mathematik. In ihnen spiegelt sich der Lehrplan ab, dem die Piaristenschulen folgten. Dann sind da die Bücher über Joseph von Calasanza, oder Joseph a Matre Dei, der die Piaristen gegründet hatte. Da sind die Festreden und Festschriften zu allerlei Anlässen kirchlicher und weltlicher Art; und da und dort ist auch etwas, was aus dem Rahmen fällt.

Die Piaristen waren Lehrer, aber oft auch Gelehrte; und wohl auch deshalb gute Lehrer. (Denn es ist – so Goethe in den „Wanderjahren" – „nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen".) Dass sie mehr wussten als sie für die Schule wissen mussten, haben die Rastatter Piaristen mit ihren wissenschaftlichen Werken unübersehbar gezeigt.

… und Dichter …

Aber die Piaristen griffen auch als Dichter zur Feder, vor allem dann, wenn eine kirchliche oder weltliche Feier ins Haus stand. Die Oden des Remigius a S. Ludovico wurden schon erwähnt; und an anderer Stelle auch der bekannte *Cygni Iubilus,* den die Rastatter Piaristen anstimmten, als, im Jahre 1721, der Erbprinz Ludwig Georg von Baden mit Anna Maria von Schwarzenberg vor den Traualtar trat; denn nun schien die landesherrliche Familie, und mit ihr das Land selber, weiterleben zu wollen. Die lateinischen Lob- und Preisgedichte, die dieses Werk enthält, zeichnen sich nicht nur durch ihren gelehrten Inhalt aus, sondern auch noch durch die Form,

Piarist. Aus: Philipp Bonani, Verzeichniß Der geistlichen Ordens-Personen in der Streitenden Kirchen etc. I. Theil. Nürnberg 1711.

in der sie ihn inszenieren und instrumentieren. Da gibt es etwa Gedichte, die, wenn man die Zahlenwerte ihrer Zeilen oder Strophen errechnet, immer wieder 1721 ergeben; oder die am Anfang, am Ende oder in der Mitte die Namen der Brautleute, die ihrer Eltern oder einen auf sie bezüglichen Glückwunsch ergeben; oder die sich, Wort für Wort, von vorne nach hinten und von hinten nach vorne, auch von oben nach unten und von unten nach oben lesen lassen, wobei sich immer wieder ein neuer Sinn ergibt.

Schon Martinus a S. Brunone, der Gründungsrektor, hatte bei solchen Gelegenheiten den Pegasus bestiegen; er schrieb das *Huldigungs-Fest der Zeit;* die *Waffen-, Bücher- und Jäger-Lust* und *Meleagers Gelübd-mässiges Ehren-Feuer-Opffer zur Versöhnung Dianae;* ein *Sing-klingendes Schnee-Opfer* und die *Erkandte und bereuete Undanckbarkeit Philenae gegen ihren Erlöser Soteriastes;* und als, wie erwähnt, der Erbprinz vor den Trau-

altar trat, schrieb er die Worte (und Johann Caspar Ferdinand Fischer die Töne) zu dem Singspiel *Vergnügte Ehe-Liebe in Hochbeglücktester Wiederkunfft Ancaeens zu seiner Ehe-Verlobten Alcathoe*. Darin brachte er den Wunsch zum Ausdruck,

Daß/wider Unfall-Sturm/der Baadisch' Helden-Nahm
So eingepfropfet blüht in Schwartzenberger Stamm
Den Heyl und Glück bethau/soll in Erb-Folgungs-Zweigen
Zu Beeder Häuser Flor/viel guldne Früchte zeigen.
Diß sagt Ancaeus vor. Es werd' im Wercke wahr
Daß ersten Sprossen bring nit gantz vollbrachtes Jahr!
Dann neues Jubel-Fest in Baadischen Provintzen
Sich reg' ob der Geburt eins Neuen Ludwigs-Printzen.
Es grün' im langen Flor/und fortgepflantzten Ruhm
An Stamm-Erhalteren das Baadisch Marggrafthum!
Es lebe hochvergnügt mit Schwartzenberg verbunden
Ohn trübes Kummer-Weh/so frohe Täg'/als Stunden!

Auch Medardus a S. Prokopio wird als Verfasser vieler Stücke genannt, die freilich ungedruckt blieben; und so mag es vielen anderen Stücken ergangen sein, die für irgendeinen feierlichen, geistlichen oder weltlichen Anlass geschrieben und mit ihm wieder vergessen wurden.

Wie ihre älteren und größeren Brüder, die Jesuiten, pflegten nämlich auch die Piaristen das Schultheater; und so wurden (wie es einmal heißt) die Schauspiele „auff offentlicher Schau-Bühne unterthänigst vorgestellet von der zu Rastadt Studirenden Schul-Jugend Scholarum Piarum". Daher ist im Bauplan des Rastatter Kollegs, den der Markgraf dann genehmigte, auch ein „grosses Comoedi-Hauß (…) durch zwey Stöck" eingezeichnet, das sich in der hinteren Hälfte des südwestlichen Flügels und dem an ihn anschließenden Teil des Mittelbaus befand, und das dann fast ein halbes Jahrhundert lang seiner Bestimmung diente. Es war ein richtiges Theater mit allem, was damals dazugehörte.

Zu den Stücken, die man in ihm spielte, gehörten gewiss auch die des Camillus a Praesentatione B.V. Mariae, der in Rastatt als Lehrer der Poetik und der Rhetorik wirkte und hier, bevor er hier auch starb, ein Werk erscheinen ließ, das *Sittliche Schau-Bühn-Spiele und vermischte Gedichte* enthielt. In seinem Vorwort hob der Verfasser hervor, dass es der Jugend „überaus dienlich sey/wann man sie auf der Schau-Bühne so zusagen stehen/gehen/und reden lehret", und dass deshalb „in unseren Schulen über die gewöhnliche Unterweisung in guten Sitten/und Wissenschaften auch dann und wann dergleichen Uebungen vorgenommen werden". Der Piarist war, auch als Dichter, zunächst Lehrer.

Dass solche Auftritte den Schülern nicht nur „dienlich" sein, sondern sogar gefährlich werden konnten, zeigt der Bericht des Schülers und späteren Arztes Johann Peter Frank. Denn da er „als zehnjähriger Knabe eine sehr hellklingende, angenehme Stimme" hatte, gab man ihm bei einer Aufführung am Kolleg in Rastatt „eine Frauenrolle, bei welcher ich eine Arie mit so lautem Beifall absang, dass die damals regierende Markgräfin, eine große Liebhaberin der Singkunst, auf den Gedanken verfiel, mich nach Italien zu schicken und vermutlich zur Beibehaltung meiner Sopranstimme zurichten zu lassen"; d. h., kastrieren zu lassen. Aber der junge Frank kam noch einmal ungeschoren davon.

… und Komponisten

Das Drama wurde wohl immer mit Musik versehen, veredelt und verschönert; und so haben sich manche Piaristen auch als Komponisten betätigt. Was sie schrieben, war Gebrauchsmusik (so wie das Drama Gebrauchsliteratur, Gelegenheitsdichtung war) und überdauerte daher nur selten den Anlass, für den es geschrieben war. Eine rühmliche Ausnahme bilden die Vesperpsalmen des Oswaldus a S. Caecilia, der *multa opera musica* geschaffen haben soll und dessen Ordensname nicht zufällig die Patronin der katholischen Kirchenmusik zitiert.

Priester

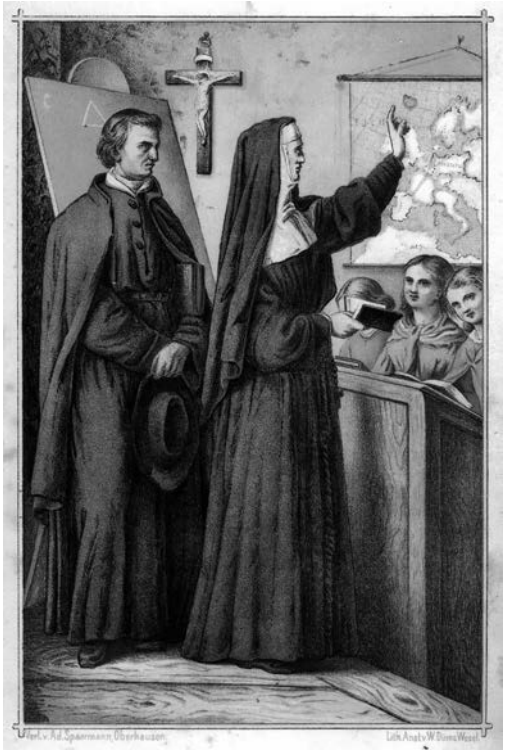
Die Piaristen waren, in aller Regel, aber auch Priester. (Darin unterschieden sie sich von den „Frères des Ecoles Chrétiennes“, die 1680, und von den anderen Schulbrüdern, etwa den „Christian Brothers“, die danach noch gegründet wurden.) Und als Priester waren sie Seelsorger, und zwar zunächst Seelsorger ihrer Schüler. So kam es, dass die Schüler nicht nur am Unterricht, sondern auch am gemeinsamen Gebet und Gottesdienst teilnehmen mussten; etwa an der Messe, die täglich, nach dem vormittäglichen Unterricht, eigens für sie gelesen wurde, und bei der sie den Rosenkranz beteten; danach sprachen sie noch ein Gebet vor allem für die fürstliche Familie. Weiterhin hieß es, immer noch im Vertrag von 1715: „Wie nun der Jugent durch diese Unsere Fundation eine große Gutt-That wiederfahret, also wird auch zur Danckbarkeit ihr obligen, Täglich Nachmittags, ebenfalls nach geendigten Schulen für des Baden-Badischen Hauses Wohlfart, und Auffnahm die Lauretanische Litaney, samt dem Jenigen Gebet, welches in der Früh nach der Mess Verrichtet wird, ebenfalls mit lauter Stimm andächtiglich zu beten.“ Am Samstag gingen Lehrer und Schüler nach dem nachmittäglichen Unterricht in die Einsiedeln-Kapelle (von der noch die Rede sein wird) zu einer kurzen Andacht, die sie „Salve“ nannten, wohl weil in ihr das „Salve Regina“ abgesungen wurde, und zwar „in Gegenwart der sämtlichen Geistlichen und Schuljugend choraliter, mit der Intention, zu Unserer Seelen Heyl, und Unseres fürstlichen Hauses Aufnahm, Wohlfart, und Conservation“. Am Sonntag gingen die Schüler vormittags ins Oratorium der Schule zu einer Katechese, anschließend und nochmals nachmittags zum Gottesdienst in die Kirche; und einmal im Monat gemeinsam zur Beichte.

Schon früh hatten die Piaristen, um im vollen Sinn seelsorgerlich tätig werden zu können, den zuständigen Bischof von Speyer gebeten, Beichte hören, von der Ketzerei sowie „in casibus reservatis“ lossprechen und in anderen Kirchen predigen zu dürfen; eine Bitte, die jeder nach Rastatt versetzte Piarist wieder von neuem vortragen musste. Auch

Piarist und Regulierter Geistlicher der Mutter Gottes von Lucca. Aus: Franz von Sales Doyé, Die alten Trachten der männlichen und weiblichen Orden sowie der geistlichen Mitglieder der ritterlichen Orden. Leipzig o. J.

schon früh, nämlich im Vertrag von 1715, hatten sie, die seit 1714 als Hofprediger fungierten, versprochen, „ihre Cantzel mit Eyfrig, Erfahrenen Wohlgeübten Predigern zu Versehen, und zubestellen“. Nach ihrer Neubegründung, 1737, baten sie den Bischof, an Samstagen im Anschluss an den Unterricht, an Sonntagen und an Apostelfesten die Lauretanische Litanei, und zwar bei ausgesetztem Allerheiligsten, singen zu dürfen: „in Ecclesia Aulica Rastadiensi“ und in Anwesenheit des markgräflichen Hauses, des Hofes, der Schüler- und der Bürgerschaft.

Es war die Hof- und Schlosskirche, die den Piaristen auch als Schulkirche diente. Markgräfin Sibylla Augusta hatte sie bauen und dem Kreuz, an dem Jesus starb, weihen lassen; dem Kreuz, das, der Legende nach, im Jahre 320 durch die Kaiserin Helena wieder aufgefunden wurde. (Diese Szene hat Augusta Sibylla, mit sich selbst als Helena, im Deckenbild der Kirche malen lassen.) Die Auffindung des



Piarist und Ursulinerin. Aus: L.E.D. Brockhoff, Das Klosterleben in der heiligen katholischen Kirche. 2. Aufl. Köln 1875.

Kreuzes wurde am 3. Mai, seine Erhöhung aber am 14. September begangen; und am 14. September 1717, also schon lange vor der Vollendung des Kirchenbaus, fand in Rastatt eine große Feier statt, bei der, wie erwähnt, P. Martinus a S. Brunone, der erste Rektor der Piaristen, die Predigt hielt. Dann, 1723, wurde die Kirche eingeweiht. Und 1748, als Joseph von Calasanza, der Gründer der Piaristen, seliggesprochen wurde, richteten ihm „seine unwürdigen Söhne“ in Rastatt in dieser Kirche, die sie mit vielen Bildern und Inschriften schmückten, eine dreitägige Feier aus; in ihr, über dem unteren Altar, hängt noch immer sein Porträt. (Auch sonst mehrten sie seinen Ruhm, indem sie über ihn sprachen und schrieben.)

Die genannte Kirche zum Heiligen Kreuz war dem Orden aber nicht allein als Hof-, Schloss- und Schulkirche, sondern auch als Pfarrkirche anvertraut; das Amt des Pfarrers fiel dem jeweiligen Rektor zu. Doch die Gemeinde, die zu dieser „Parochia aulica ad S. Crucem Rastadii“ gehörte, war nur sehr klein; sie umfasste die fürstliche Familie und die engere Dienerschaft und zählte etwa im Jahre 1754 nicht mehr als 69 Personen.

Und nicht nur die Schul-, Schloss-, Hof- und Pfarrkirche zum Heiligen Kreuz, sondern auch die Einsiedeln-Kapelle war den Piaristen überlassen, und zwar schon seit ihrer Einweihung, die am 8. Dezember 1715 stattfand. An diesem Tag gingen sie „in Prozession hinter dem Ordenskreuz aus der Hofkapelle und hielten an bei dem genannten Ort. Nachdem das neue Heiligtum – dessen Bau man im vergangenen Jahr begonnen hatte – innen und außen mit Weihwasser gereinigt war, wurde alles vorbereitet für den ersten Gottesdienst darin mit der gebotenen Feierlichkeit. Anwesend waren neben der sich drängenden Menge des andächtigen Volkes der ganze Glanz des Hofes beiderlei Geschlechts, der die Erlauchte Fürstin während der ganzen heiligen Handlung dicht umringte; sie legte nämlich Wert darauf, sowohl bei dem vom P. Superior gesungenen Hochamt wie auch beim Vespergebet, das musikalisch gestaltet wurde, mit ihrer Andacht dabei zu sein.“ In der Kapelle sollten die Piaristen ein Ewiges Licht unterhalten, wofür sie jährlich 30 Reichstaler erhielten; und in ihr sollte, schon nach dem Vertrag von 1715, täglich eine stille Messe gelesen, samstags aber ein Amt und am Nachmittag das Salve Regina gesungen werden (von dem schon die Rede war).

Die Seelsorge, die Sorge für das Seelenheil sollte aber mit dem Tod der Stifterin noch nicht zu Ende sein; vielmehr wurden die Piaristen verpflichtet, „bey Unserem Nach Göttlichem Willen, über kurtz oder lang sich ereygnenden Zeitl. Hinscheyden, das Anniversarium, und zwar jedes mahlen auf dem nemlichen Tag des Jahres, wo wir von diesem Zergänglichen werden abgefördert werden, für Unserer abgeleibten Seelen Heyl und Ruhe, mit einem Gesungenen Requiem und Lobamt andächtiglich zu halten; wie ingleichen auch wochentlich zu erstgedachter Intention, auf den selbigen Tag oder Wochen, wo wir absterben werden, eine Seelmeß zu leßen“. Bei der Stiftung dachte die Stifterin durchaus auch an sich.

Eine barocke Frömmigkeit

Es war, aufs Ganze gesehen, eine barocke Frömmigkeit, die diese Piaristen pflegten. Ihr Gottesdienst war Schauspiel, Schau und Spiel zugleich; in ihm verschmolzen Wort, Ton und Bild; verbanden sich Gebet und Gesang, Gemälde, Gewand und Gerät zu einem Gesamtkunstwerk von eigener Art. Und – sie vergegenwärtigten das Heilsgeschehen, die Heilsgeschichte. Im Untergeschoß der Einsiedeln-Kapelle befand sich eine genaue Nachbildung der Geburtsgrotte von Bethlehem; in der Loretto-Kapelle, die unweit von hier im Schlosspark stand und ebenfalls von den Piaristen betreut wurde, befand sich eine Nachbildung des Hauses von Nazareth, das angeblich von Engeln eben nach Loretto versetzt worden war; und hinter der Hof- und Schlosskirche befand sich eine Nachbildung der Heiligen Stiege, auf der Jesus nach der Geißelung und Dornenkrönung gegangen und die angeblich durch die Kaiserin Helena nach Rom verbracht worden war. Und in der Kirche bauten die Piaristen in der Karwoche ein sogenanntes „Heiliges Grab“ auf; wie es „übrigens in allen Catholischen Kirchen üblich“ sei, nur, wie sie noch 1780 schrieben, „mit dem Unterschied, dass heut zu Tage meisten Theils die sonst gewöhnliche theatralische Verzierungen weggelassen, und nur das Venerabile unter Beleuchtung der Wachskerzen ausgesetzet wird“. Sie schrieben es in einem Bericht an den neuen, protestantischen Landesherrn in Karlsruhe, der von den Verbindlichkeiten, die der ihm zugefallene, katholische Landesteil mit sich brachte, nicht begeistert war. Auf Unwillen und Unverständnis stieß auch die alljährlich schriftlich wiederholte Bitte der Piaristen, ihnen „zu der bevorstehenden Fronleichnams-Procession das gewöhnliche abzureichen“; vor allem, dass ihnen „zu der bevorstehenden, aus der hiesigen Schlosskirche führenden Fronleichnams-Procession, das Schießpulver, wie es bisher gnädigst verwilliget worden, abermahlen gnädigst decretiret werden mögte“. Denn da wurden Böller abgefeuert, auch Kerzen und Pechkränze abgebrannt, und ein Rastatter Zimmermeister reichte eine Rechnung ein, wonach „seine Gesellen auf 3 Tage mit Aufrichtung einiger bey dem Corpus Christi Fest in denen fürstlichen Gärten nötig gehabten Altären und deren Abbrechung zugebracht hätten“. Man feierte die Feste, wie sie fielen, und wie man sie schon unter der alten Herrschaft, die freilich unbesehen zahlte, gefeiert hatte.

Und es war eine Frömmigkeit, die zu einer kleinen Residenz passte, sich in ihren Rahmen fügte; auch dadurch, dass sie sich dem Herrscherhaus, dem sie diente, unterwarf, und dass sie diese Unterwerfung vorschrieb und vorlebte – als alleruntertänigste Devotion. Die „kleinen Residenzen“ haben, wie Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch notierte, „gewiß viel Gutes getan für die allgemeine Bildung in Deutschland, sind kleine Kulturzentren gewesen“, haben aber „die allgemeine Servilität und Rückgratsverkrümmung in Deutschland auf das wirksamste gefördert“. Und schon Wilhelm Heinrich Riehl hatte konstatiert, dass die „Luft der Residenzstadt den Bürger unterthänig, klein und träge“ machte. Thron und Altar standen, auch in Rastatt, nahe beisammen.

Doch der Thron verwaiste, als die katholische Linie der Markgrafen von Baden erlosch. Der fromme Wunsch von Martinus a S. Brunone, dem ersten Rektor, nämlich:

Es grün’ im langen Flor/und fortgepflantzten Ruhm
An Stamm-Erhalteren das Baadisch Marggrafthum!

– dieser Wunsch war nicht in Erfüllung gegangen. Rastatt hörte 1771 auf, Residenz zu sein; aber die Piaristen wirkten weiter, bis 1808, als ihre Schule aufgehoben oder vielmehr mit der von Baden-Baden vereinigt wurde. Dann wirkten sie, sofern sie nicht in Pension gingen, als Lehrer und Seelsorger an anderen Orten fort. So ging die Geschichte des Ordens hier und hierzulande zu Ende; aber noch immer gibt es ihn, mit fast 1.500 Mitgliedern, in 235 Niederlassungen vor allem in Italien, Spanien und Lateinamerika.

Was bleibt

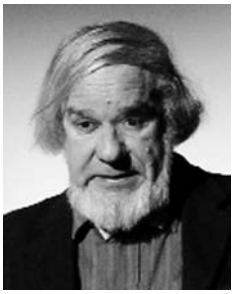
Lange, fast ein Jahrhundert lang haben die Piaristen als Lehrer, Schriftsteller, Seelsorger

in Rastatt gewirkt. Doch was haben sie bewirkt? „Schule halten“, so heißt es, „ist wie vieles, was wir für Gott tun, eine Arbeit, die einem Eisberg gleicht. Sehr wenig erscheint, vielleicht, an der Oberfläche, aber tief drunten, unter der Oberfläche, geschieht etwas, was im Leben eines Jungen sehr, sehr wichtig ist. Schon der bloße Kontakt mit Männern, die, wie jeder weiß und sieht, Gott verpflichtet sind, ist von größerem Wert als alles, was wir sagen oder tun.“ So heißt es bei Basil Hume, dem Kardinal, der Abt von Ampleforth und Lehrer an der dortigen Schule gewesen war; und ihm, dem Benediktiner, hätten auch die Piaristen zugestimmt.

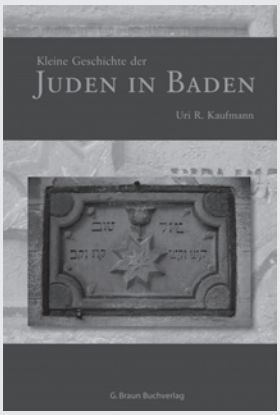
Haben sie also etwas bewirkt? Etwas, was bis heute nachwirkt? Wir wissen es nicht und können es nicht wissen. Aber sind wir heute nicht in einer Schule zusammengekommen, die die Piaristen gegründet haben, die es ohne sie nicht gäbe? Sind wir nicht selber, oder unsere Eltern, oder unsere Lehrer oder Priester, in diese Schule gegangen? Sind wir nicht denen verbunden, die in diese Schule gingen – etwa einem Aloys Henhöfer, Alban Stolz, Heinrich Hansjakob, Joseph Schofer, Joseph Sauer, Augustin Bea, Wendelin Rauch, Alfons Deissler, Anselm Kiefer?

Wenn (wie die Chaostheorie behauptet) der Flügelschlag eines Schmetterlings am Amazonas in Europa einen Orkan auslösen kann … dann kann das Wirken der Piaristen in der Rastatter Residenz erst recht nicht wirkungslos gewesen und geblieben sein.

Der vorstehende Aufsatz beruht auf einem Vortrag, den der Verf. am 6. Oktober 2005 in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt hielt: nämlich zur Eröffnung einer Ausstellung („Die Rastatter Residenz im Spiegel von Beständen der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt“), die weithin wahrgenommen wurde. Aus dieser Ausstellung ist nun ein Buch hervorgegangen, auf das dieser Aufsatz zusammenfassend verweist und das auch, im jeweiligen Zusammenhang, die Zitate nachweist, auf die sich dieser bezieht („Die Rastatter Residenz im Spiegel der Historischen Bibliothek Rastatt. Ein Beitrag zur Geschichte des Piaristenordens in Deutschland.“ Rastatt 2007. 334 S. m. zahlr. Abb., 22 Euro). Das Buch schließt vor allem eine Lücke in der Geschichte eines Ordens, der weltweit, aber eben auch in Rastatt wirkte, und auch dort so, dass diese Wirkung anhielt, ja vielleicht noch anhält.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76447 Elchesheim-Illingen



Kleine Geschichte der Juden in Baden

von Uri R. Kaufmann

Die Geschichte der Juden in Baden vom Mittelalter bis in die Gegenwart wird vom Autor knapp und gut lesbar nachgezeichnet. Behandelt werden u.a. das Judentum in der mittelalterlichen Kultur, der Antisemitismus nach dem Ersten Weltkrieg, der Holocaust, der schwierige Neubeginn danach und die Veränderung der Gemeindestrukturen nach 1989.

224 S., 57 Abb., 5 Karten, gebunden, Format: 12,5 x 19 cm
ISBN 978-3-7650-8364-8, € 16,90, im Buchhandel erhältlich

www.gbraun-buchverlag.de G. BRAUN BUCHVERLAG

Andreas Klotz

Politische Prominenz auf der Bühlerhöhe

Im 20. Jahrhundert ist die Bühlerhöhe Ort der Erholung und Genesung für einige Politiker. Dies belegen die Besuche von Gustav Stresemann, Hermann Müller und Konrad Adenauer. Auf sie wird im vorliegenden Beitrag eingegangen. Dabei wird berücksichtigt , wie die genannten Parlamentarier in menschlicher Hinsicht gewirkt haben. Auch wird darauf eingegangen, wie von der Bühlerhöhe aus Einfluß auf die Politik genommen worden ist.

Der „Schuß von Bühlerhöhe“ und die Sitzung des Kabinetts Adenauer II vom 1. September 1954 sowie die Unterredung des deutschen Bundeskanzlers mit dem amerikanischen Senator McWilsey sind dafür zwei Beispiele. Nicht verschwiegen werden soll, dass auch Adolf Hitler Gast auf der Bühlerhöhe war, da sich bei dieser Gelegenheit eine namentlich nicht bekannte Frau sich durch ein sehr mutiges Verhalten ausgezeichnet hatte.

Gustav Stresemann auf der Bühlerhöhe

Gustav Stresemann[2] weilt einige Male, so zum Beispiel im Jahr 1922, auf der Bühlerhöhe, wie aus einer diesbezüglichen wichtigen Quelle nämlich dem Tagebuch des leitenden Oberarztes Stroomann[3] zum Ausdruck kommt.[4] Der Mediziner ist sich dessen bewußt, dass der Politiker aus Leidenschaft Stresemann auch während seiner Kur nicht von dieser lassen kann, wenn er seinen „Schuß von Bühlerhöhe“ erwähnt. Darunter ist sein Telegramm vom 23. Juni 1928 zu verstehen, dass Stresemann von seinem Kuraufenthalt an den designierten Reichskanzler Hermann Müller[5] von der SPD geschrieben hatte. Darin bringt Stresemann zunächst seine Präferenz für eine etwaige große Koalition von SPD, Zentrum, DDP und DVP nach den Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928[6] zum Ausdruck, da sie alleine, so Stresemann, eine Basis für *einigermaßen stabile Regierungsverhältnisse* in Deutschland sei.

Stresemann selbst lehnt es zunächst ab, als Außenminister in die Regierung Hermann Müller einzutreten. Als Begründung führt er an, dieser fehle es an der an der Autorität um dringliche außenpolitische Probleme wie das der Reparationen zu lösen. Als Begründung für seine Auffassung führt er an, dieser fehle es an der notwendigen Autorität um dringliche Probleme wie das der Reparationen zu lösen. Unter den gegebenen politischen Umständen hält Stresemann für die beste Lösung, wenn die Parteien einer etwaigen großen Koalition auf ein gemeinsames politisches Programm einigen, um in Geschlossenheit vor den Reichstag zu treten:[7] „Ich halte die sogenannte Große Koalition für die beste praktische Möglichkeit um einigermaßen stabile Regierungsverhältnisse in Deutschland zu schaffen. (…)“[8]

Stresemann schließt die an den designierten Reichskanzler gerichtete Mitteilung mit der Bemerkung, sein Parteifreund der amtierende Wirtschaftsminister Dr. Curtius[9] teile seine Auffassung zu dem erörterten Sachverhalt. In der DVP Fraktion gibt es gegen das Vorgehen Stresemanns Widerstand, da es angeblich mit ihr nicht abgesprochen wurde. Stresemann entgegnet dem Vorwurf mit der Bemerkung, auch er sei von seiner Fraktion nicht über die Bildung einer großen Koalition aus SPD, Zentrum, DDP und DVP nicht informiert worden.

Gleichzeitig wird aus diesem Brief deutlich, dass er im Begriff ist, seine Meinung über den Eintritt in das Kabinett Müller II zu ändern. Er formuliert hinsichtlich einer eigenen Tätigkeit

im Kabinett Müller II die Bedingung, dass ihm sein Parteifreund Dr. Curtius als Wirtschaftsminister angehören müsse.

Bei der Kabinettsbildung wird Curtius tatsächlich zum Wirtschaftsminister ernannt, Stresemann selbst tritt möglicherweise aus außenpolitischen Erwägungen in das Kabinett Müller II ein.[10] Gerhard Stroomann bringt seinem Respekt vor dem Menschen und dem Politiker Stresemann zum Ausdruck, wenn er schildert, dass der deutsche Außenminister trotz eines erlittenen Schlaganfalls mit Sprachstörung alles daran setzte, rechtzeitig beim Abschluss des Kellog-Briand-Paktes in Paris zu sein. Stroomann beginnt diese Schilderung mit folgenden gelungenen Worten, welche Stresemann als einen sensiblen Menschen erscheinen lassen: „Das Zeugnis kranker Tage – scheint mir als Arzt kann vom Innersten (Stresemanns) mehr verlauten als die Zeiten überschäumender Kräfte und gesteigerter Gesundheit. Die Seele klingt mit die Sprache des Leids ist menschlich reiner. (…).“[11]

Der SPD-Politiker und Reichskanzler Hermann Müller in der Sicht Stroomanns

Auch der SPD Kanzler Hermann Müller erholt sich als Kanzler auf der Bühlerhöhe und tritt mit Stroomann in Kontakt. Zum erstenmal ist dies am 23. August 1929 der Fall. charakterisiert den sozialdemokratischen Reichskanzler als sehr herzlich, wenn er ihn wie folgt schildert: „Im Spätherbst 1929 besuchten wir Hermann Müller in der Reichskanzlei und nahmen mit großer Menge aufgenommen Familientisch teil, in Anwesenheit seiner Mutter zeigte uns der Reichskanzler die Reliquien von Bismarck alles mit ehrlicher Ehrfurcht. Ein unvergeßlicher Sonntag menschlicher Nähe. Er besorgte uns Karten für den Reichstag, wo Hugenberg sprach. Während dieser Rede kam Hermann Müller zu uns. Immer sehr herzlich.“[12]

Es ist ferner interessant, dass Stroomann den SPD Reichskanzler mit Karl May vergleicht und eine Seelenverwandtschaft zwischen beiden feststellt. „Hermann Müller ist bekanntlich durch die Güte Karl Mays mit dem wohl eine Verwandtschaft bestand, in seiner Entwicklung gefördert worden“.[13] Ebenso wie Stresemann ist auch Müller in der Sicht Stroomanns ein Politiker aus Leidenschaft, dessen Pflichtbewußtsein als ein wichtiges Merkmal seines Charakters bezeichnet werden kann. Deswegen begibt sich Müller trotz seiner äußerst schweren Krankheit auf eine „Wahlkampfreise“. Während dieser Reise stirbt er schließlich.[14]

Hitlers Kurzbesuch auf der Bühlerhöhe

Im Juni 1933 werden nach einer Führertagung der NSDAP Reichs- und Gauleiter in Berlin Übernachtungen für zwölf Passanten bestellt. Diese wollen gegen 22 Uhr auf der Bühlerhöhe eintreffen, um dort noch ein Abendessen einzunehmen. Tatsächlich erreicht der Autokorso Bühl erst gegen 2 Uhr in der Nacht. Unter den Gästen befinden sich auch Hitler und Goebbels.

Sie unterhalten sich über Nacht über den Balkon hinweg mit Mussolini. Eine Dame beschwert sich daraufhin über die beträchtliche Ruhestörung. Daraufhin ziehen sich Hitler und Goebbels mit lebhafter Entschuldigung in die Zimmer zurück. Nach ziemlich genau 12 Stunden reist Hitler mit seinen Mitarbeitern von der Bühlerhöhe ab. Mutmaßungen, dass sich auch Göring unter den Gästen befunden hat, können anhand der Überprüfung der Gästelisten nicht bestätigt werden.[15]

Konrad Adenauers Aufenthalte auf der Bühlerhöhe

Mehrmals während der 1950er Jahre, so zum Beispiel Anfang September 1954 weilt Konrad Adenauer[16] zum Zwecke der Erholung auf der Bühlerhöhe. Aufgrund der Anwesenheit der Presse und der jeweiligen politischen Aktualität steht der deutsche Bundeskanzler im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Am 1. September 1954 trifft sich das Bundeskabinett und die Chefs der an der Bundesregierung beteiligten Fraktionen am Urlaubsort Adenauers zu einer Kabinettsitzung. Ihr kommt eine große Brisanz zu, da die französische Nationalversammlung die EVG Verträge,[17] welche der für Deutschland entschei-

dende Schritt hin zur vollen Souveränität gewesen wäre, mehrheitlich ablehnt. Folglich muß Deutschland einen neuen Anlauf starten, um dieses Ziel zu erreichen Ein erster Schritt in diese Richtung besteht in der Formulierung der Ziele der deutschen Außenpolitik. Sie sind das Thema der Sitzung vom 1. September 1954 und lauten wie folgt:

„1. Fortführung der Politik der europäischen Einigung mit allen dazu bereiten Völkern und auf allen dazu geeigneten Gebieten. Konsultationen über die weitere Behandlung der militärischen Integration in den Ländern, die die EVG ratifiziert haben, oder unmittelbar vor der Ratifizierung stehen.

2. Wiederherstellung der Souveränität.

3. Teilnahme an der westlichen Verteidigung ohne Diskriminierung

4. Rechtliche Regelung des Aufenthaltes von Truppen anderer Länder

5. Unverzügliche Verhandlungen mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika."[18]

Am Tag nach der Sitzung der Bundesregierung besucht der amerikanische Senator McWiley in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des außenpolitischen Ausschusses des amerikanischen Senats. Der deutsche Bundeskanzler erläutert seinem amerikanischen Gast die tags zuvor festgelegten ziele der deutschen Außenpolitik. McWiley[19] hebt hervor, dass die Vereinigten Staaten von Amerika für den Erhalt der vollständigen Souveränität an die Bundesrepublik eintreten würden.[20]

Wie McWiley besucht der britische Hohe Kommissar Hoyer Millar[21] den deutschen Bundeskanzler auf der Bühlerhöhe. Der Sinn des Besuches besteht u. a. darin, dem deutschen Bundeskanzler den Standpunkt der britischen Regierung bezüglich eines etwaigen verteidigungspolitischen Beitrags Deutschlands darzulegen. Der britische Hohe Kommissar hebt hervor, Deutschland habe trotz des Scheiterns der EVG zu zeigen, dass man nicht auf „hemmungslose Rüstung" abzielt sondern sich im Rahmen der Bestimmungen der EVG Verträge zu halten beabsichtige. Adenauer bittet daraufhin den Hohen Kommissar dem amtierenden Premierminister mitzuteilen, dies stets der Standpunkt der deutschen Bundesregierung ist und sein werde. Hoyer Millar, der großes Verständnis für die schwierige Lage Deutschlands nach der Ablehnung der EVG Verträge durch das französische Parlament hat, erläutert darauf hin die Ideen der Regierung Churchill bezüglich eines verteidigungspolitischen Beitrages Deutschlands. Zum einen hält er den Eintritt der jungen Bundesrepublik in die Nato für möglich und realistisch. Zum zweiten hebt er hervor, dies könne auch im Rahmen der EVG geschehen, sofern Frankreich seine ablehnende Haltung revidieren würde. Wenn Deutschland bereit sei, in puncto Truppenstärke an die Bestimmungen der EVG und der Saceur zu halten, würde Großbritannien den Wunsch Deutschlands nach einer fairen Partnerschaft im Rahmen des westatlantischen Verteidigungsbündnisses unterstützen. Dabei, so Millar, sei die britische Regierung durchaus bereit, so Millar, dem Wunsch Deutschlands Folge zu leisten eine Alternative zur EVG sowohl in militärischer Hinsicht als auch in militärischer Hinsicht auszuarbeiten. Dies könne zur gleichen Zeit geschehen. Der erste deutsche Bundeskanzler signalisiert seinerseits Entgegenkommen bezüglich der Bitte seines englischen Gastes, dass die Bundesregierung ihren Standpunkt zum erwähnten Sachverhalt zu Papier bringen möge. Zudem weist er darauf hin, dass Frankreich schwere Bedenken gegen einen Beitritt der Bundesrepublik Deutschland zur Nato haben könnte. Millar stimmt dieser Einschätzung zu und nimmt zum Abschluß des Gespräches die Bereitschaft Adenauers zur Kenntnis in einer Verpflichtungserklärung festzustellen, daß „die Bundesrepublik nie mehr Truppen aufstellen werde als die Nato zulasse."[22]

Adenauer muss seinen Urlaub in Bühl zweimal unterbrechen, um wichtige Termine wahrzunehmen. 1956 begibt sich Adenauer nach Köln, um aus Anlass des Katholikentages an einem Pontifikalamt teilzunehmen. Eine weitere Unterbrechung seines Urlaubs erfolgt zu einem nicht bekannten Zeitpunkt, um mit Gewerkschaftsvertretern über die Einführung der 40 Stundenwoche zu diskutieren. Auch Mitglieder seines Kabinetts wie zum Beispiel der Außenminister und der Staatssekretär im Bundesverteidigungsministerium Blankenhorn[23] besuchen Adenauer zweimal an seinem

Urlaubsort. Er schreibt in seinem Tagebuch seine diesbezüglichen Gedanken nieder und bemerkt u. a. eine „solche Gemeinschaft (solle) allen europäischen Staaten offenstehen, die sich zur Achtung der Menschenrechte verpflichten.“[24]

Dass Adenauer sich in Bühl wohl fühlt kommt auch durch seine heitere und umgängliche Art im Umgang mit den anderen Kurgästen zum Ausdruck. Wenn der erste Kanzler der Bundesrepublik Deutschland an jedem Urlaubstag um 11 Uhr und um 17 Uhr seine Spaziergänge unternimmt, winkt er lachend mit dem Hut, schüttelt ein paar Hände und dankt. Einmal begegnet Adenauer bei seinem Waldspaziergang einem Jungen aus Bühlertal. Dieser zeigt Adenauer seinen Rehbock mit dem Namen Bambi. Adenauer streichelt das Tier sehr liebevoll und wendet sich mit folgenden Worten an seinen Sohn, den Kaplan Paul Adenauer: „Wie können die Leute nur Böcke schießen.“[25] Für den Humor Adenauer spricht es auch, wenn er als Gegenleistung für die Erfüllung seines Musikwunsches „Im Abendrot“ durch den Werkschor der Bühlerhöhe als Rheinländer die Mitwirkung bei dem aus Baden stammenden Volkslied „Muß i denn zum Städtele hinaus“ anbietet.[26]

Für die sehr positive Einstellung des ersten deutschen Bundeskanzlers gegenüber der Bühlerhöhe spricht auch folgende Äußerung: „Wenn mir die Politik zu kleinkariert war, spürte ich immer Fernweh. Am schnellsten wurde ich diesem Gefühl Herr, wenn ich auf die Bühlerhöhe flüchtete. Dort war ich an einem Tag durch Wald, Luft und Blick wie gesundgebadet.“[27]

An die Besuche des ersten deutschen Bundeskanzlers erinnert auch der 2003 fertiggestellte Adenauersaal. Er ist der Fröhlichkeit des ersten Bundeskanzlers entsprechend bewußt in hellen und heiteren Farben gehalten.[28]

Zusammenfassung

In den 1920er Jahren weilen Gustav Stresemann und Hermann Müller als Kurgäste auf der Bühlerhöhe, wie aus dem Notizbuch des damaligen Chefarztes Gerhard Stroomann hervorgeht. Beide Politiker schildert er als sehr menschlich. Gustav Stresemann greift von seinem Kurort in das damaligen politisch aktuell Geschehen ein. Dies belegt sein „Schuss von Bühlerhöhe“. Während des nationalsozialistischen Regimes befindet sich Hitler und einige seiner Mitarbeiter zu einem Kurzbesuch auf der Bühlerhöhe. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges erholt sich erste deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer dort. Auch er verliert dort die aktuelle Politik nicht aus den Augen, wie die Sitzung des Bundeskabinetts vom 1. September 1954 belegt.

Anmerkungen

1 Siehe dazu den entsprechenden Abschnitt.

2 Gustav Stresemann lebt zwischen dem 10. Mai 1878 und dem 3. Oktober 1929. Nach Ende des ersten Weltkrieges gründete er am 9. November 1918 die DVP. Stresemann ist im Krisenjahr zwischen dem 13. August und 30. November 1923 Reichskanzler und hat vom 13. August 1923 bis zum 3. Oktober 1923 das Außenministerium inne. Stresemanns Außenpolitik ist auf Versöhnung mit den Alliierten ausgerichtet. Deshalb wird er von den Kräften des rechten Flügels seiner Partei und den Deutschnationalen stark angefeindet. Siehe dazu Peter Krüger: Gustav Stresemann, in: Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik, München 1988, S. 335.

3 Gerhard Stroomann kommt am 6. Juli 1878 in Kandern im Markgräflerland zur Welt und stirbt am 10. April 1957 auf der Bühlerhöhe. Nach Schule, Medizinstudium und der Wahrnehmung einer Assistentenstelle in Freiburg im Breisgau wird Stroomann ab 1920 leitender Arzt im Kurhaus Bühlerhöhe. Es folgt 1929 die Ernennung zum Chefarzt des Kurhauses Bühlerhöhe, so dass er von diesem Zeitpunkt ab bis zu seinem Tode die medizinische Leitung beider Häuser inne hat. Stroomann wird zum Ende seiner Zeit auf der Bühlerhöhe im Jahre 1952 zum Professor ernannt. Zur Biographie Stroomanns: Biographische Notiz, in: Gerhard Stroomann: Arzt auf Bühlerhöhe. Aus meinem roten Notizbuch. Frankfurt 1960, S. 255. Wird fortan als „Gerhard Stroomann: Aus meinem roten Notizbuch“ zitiert.

4 Ebenso Gerhard Stroomann: Aus meinem roten Notizbuch, S. 140.

5 Der SPD Politiker Hermann Müller lebt zwischen dem 18. Mai 1876 und dem 20. März 1931.
Er hat zwischen März und Juni 1920 sowie zwischen dem 28. Juni 1928 und dem 30 März 1930 das Reichskanzleramt inne und bekleidet zwischen dem Juni 1919 und dem März 1920 das Amt des deutschen Außenministers. Am 28. Juni 1919 unterzeichnet er zusammen mit dem Zentrumspolitiker Johannes Bell den Versailler Vertrag. Vgl. Manfred Vasholt: Hermann Müller, in: Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik München 1988, S. 234.

6 Bei dieser Reichstagswahl geht die SPD mit 29,8% und 153 Sitzen, was einem diesbezüglichen Zuwachs von 22 Sitzen bedeutet, als Sieger hervor. Das Zentrum kommt auf 12,1% und verliert 7 Sitze. Bei einem Ergebnis von 8,7% muß die DVP den Verlust von sechs Sitzen hinnehmen. Auch die DDP verliert bei einem Ergebnis von 4,9% sieben Sitze im Vergleich zur Reichstagswahl … vom Dezember 1924.

7 Ebenda: Gustav Stresemann: Vermächtnis., Der Nachlass in drei Bänden Bd. 3: Von Thoiry bis zum Ausklang, Berlin 1932/1933, Nr. 1928, S. 298.

8 Zitiert nach: Chronik 1928. Der Tag in Wort und Bild. 2. überarbeitete Auflage, Dortmund 1988, S. 102.

9 Dr. Julius Curtius lebt vom 7. Februar 1877 bis zum 10. November 1948. In der Zeit von 1920 bis 1932 sitzt er als Abgeordneter der Deutschen Volkspartei im Reichstag. Von 1926 bis 1929 hat er das Amt des Reichswirtschaftsministers inne. Siehe dazu: Udo Suttler: Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte, München 2002, S. 90 wird fortan als „Udo Suttler: Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte“ zitiert.

10 So auch: Akten der Reichskanzlei, Das Kabinett Müller II 28. Juni 1928 bis 30. März 1930, Bd. 1, Juni 1928 Dokumente 1–256 bearbeitet von Martin Vogt, Boppard 1970, S. VIII.

11 Ebenda Gerhard Stroomann: Aus meinem roten Notizbuch, S. 134–138.

12 A. a. O., S. 140.

13 A. a. O., S. 140.

14 A. a. O., S. 141.

15 Siehe: Schlosshotel Bühlerhöhe (Hg.), Die Geschichte der Bühlerhöhe 1913–1993, Bühl 1993, S. 136.

16 Der Zentrums- und spätere CDU Politiker Konrad Adenauer lebt zwischen dem 5. Januar 1876 und 19. April 1967. Er hat vom 10. 9. 1949 bis zum 15. 10. 1963 das Amt des deutschen Bundeskanzlers inne und ist zwischen 1951 und 1955 auch noch deutscher Außenminister. In Adenauers Amtszeit beginnt die Verständigung Deutschlands mit den anderen westeuropäischen Staaten. Vgl. auch Udo Suttler: Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte S. 14 f.

17 Die europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG) ist ein zwischen Frankreich, Italien, England und den Niederlanden geschlossenes Verteidigungsbündnis, das ab dem 27. Mai 1952, dem Datum der Unterzeichnung der diesbezüglichen Verträge besteht. Es sieht ein kollektives Kommissariat und einen Ministerrat als Legislative vor. Das dritte Organ, die parlamentarische Versammlung bleibt ohne Wirkung und Einfluß. Im Verteidigungsfalle stehen die Truppen der EVG unter dem Kommando der Nato. Keine Lösung kann in bezug auf den evidenten Widerspruch zwischen der Fusion der Streitkräfte bei gleichzeitigem Ausbleiben der Einigung der Außen-, Sicherheits- und Verteidigungspolitik gefunden werden. Die EVG führt dazu, dass es zu einer Spaltung der französischen Innenpolitik kommt. Ihr Höhepunkt ist die Ablehnung der EVG Verträge am 30. August 1954 in der französischen Nationalversammlung. Siehe dazu: Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG), in: Lexikon zur deutschen Geschichte München 2002, S. 197 ff.

18 Siehe Konrad Adenauer: Memoiren, 1953–1955 Stuttgart 1966, S. 298 und ABB vom 2. September 1954. Der erwähnte Memoirenband des ersten deutschen Bundeskanzlers wird als Konrad Adenauer: Memoiren, 1953–1955 zitiert.

19 Über McWiley liegen mir keine biographischen Daten vor.

20 So auch: ABB vom 3. September 1954.

21 Biographische Daten zu Hoyer Millar liegen mir nicht vor.

22 Ebenso Konrad Adenauer: Memoiren, 1953–1955, S. 306.

23 Blankenhorns biographische Daten liegen mir nicht vor.

24 Siehe Klaus A. Maier, Bruno Thieß: Westintegration, Sicherheit und deutsche Frage, Quellen zur deutschen Außenpolitik 1949 und 1963, Darmstadt 1994, Nr. 43, S. 127.

25 Schlosshotel Bühlerhöhe (Hg.) Die Geschichte der Bühlerhöhe 1913–1993, Bühl 1993, S. 126.

26 A. a. O., S. 126.

27 So auch House on Top. Schlosshotel Bühlerhöhe Magazin. Ausgabe Nr. 8, Bühl 2003, S. 5.

28 A. a. O., S. 4 f.

Anschrift des Autors:
Dr. phil. Andreas Klotz
Pfannmüllerweg 16
64289 Darmstadt

Detlev Fischer

Widerständiges Verhalten badischer Juristen gegen das NS-Regime[1]

In der Öffentlichkeit wird vielfach die Ansicht vertreten, Juristen hätten sich nur ganz vereinzelt gegen das NS-Regime widersetzt. Dieser Eindruck ist nicht nur bezogen auf den aktiven Widerstand unzutreffend[2], sondern auch für den wesentlich breiteren Bereich der Widersetzlichkeit, der Opposition und Verweigerung im Alltag. Hier hat die zeitgeschichtliche Forschung die Kenntnis über die Einzelheiten widerständigen Verhaltens in letzter Zeit erheblich erweitert. Für den südwestdeutschen Bereich ist dies im wesentlichen der zur Universität Karlsruhe gehörenden Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten zu verdanken. Sie hat sich im Rahmen des vom Wissenschaftsministerium Baden-Württemberg geförderten Projekts „Justizgeschichte Badens und Württembergs, 1919–1953" bereits wiederholt mit dem Wirken badischer Juristen während der NS-Diktatur befasst.

I. Zeitgeschichtliche Forschungen zum widerständigem Verhalten im deutschen Südwesten

Michael Kißeners Grundlagenwerk „Zwischen Diktatur und Demokratie, Badische Richter 1919–1952", eine kollektiv-biographische Untersuchung badischer Richter vom Ende des Kaiserreichs bis zur Südweststaatsgründung, ist in diesem Zusammenhang an erster Stelle zu nennen[3]. In dieser Regionalstudie wurde unter Auswertung der instanzgerichtlichen Rechtsprechung sowie der Personalakten der Landesjustizverwaltung eindrucksvoll aufgezeigt, dass auch während dem NS-Regime landesspezifische Eigenheiten fortgedauert haben, deren sorgfältige Gewichtung Landesgeschichte als historische Korrektivwissenschaft erscheinen lässt[4]. So wurde überzeugend dargelegt, dass etwa 30% der gesamten badischen Richterschaft als aktive Unterstützer des NS-Unrechtssystems, durch die NS-Justizpersonalführung an zentralen Stellen plaziert, tätig waren. Unter den übrigen 70%, überwiegend in politikfernen Bereichen beschäftigt, lassen sich immerhin 12% als dauerhaft non-konform, nicht wenige von ihnen sogar als widerständig einstufen. Den Hauptbeweggrund für diese im Vergleich zur Gesamtgesellschaft hohe Widerständigkeit sieht *Kißener* in den liberal-rechtsstaatlichen Traditionen[5], die für die badische Justiz seit vielen Jahrzehnten kennzeichnend waren und bereits vor 1933 deutliche Demokratisierungserfolge ermöglicht haben. Nunmehr hat die Forschungsstelle ein weiteres Werk fertig gestellt, das jeweils an Hand von Biographien namhafter Juristen aus der Richterschaft, des Notariats, der Staatsanwaltschaft sowie der Anwaltschaft die vielfältigen Facetten widerständigen Verhaltens in der Zeit von 1933 bis 1945 aufzeigt.

Angela Borgstedt, Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Geschichte der Universität Karlsruhe, weist in ihrer Einleitung *Badische Juristen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus* darauf hin, dass die neuere Forschung einen erweiterten Widerstandsbegriff[6] zugrunde legt. Danach werden nicht nur Formen aktiven, auf den Sturz des diktatorischen Systems zielenden Widerstands einbezogen, sondern auch Verhaltensweisen, die sich als Kategorie des öffentlichen Protests, der Dissidenz und Verweigerung sowie Opposition kennzeichnen lassen. Die letztgenannten Erscheinungsformen werden als widerständiges Handeln bezeichnet und dürfen

Paul Zürcher

bei einer angemessenen Bewertung der Verhältnisse unter der NS-Diktatur nicht ausgeblendet werden. Die insgesamt vier Einzelabhandlungen stellen jeweils zwei namhafte Juristen aus den vorgenannten Bereichen in den Vordergrund, wobei Persönlichkeiten aus dem nord- und südbadischen Raum gegenübergestellt werden. Mit dieser regionalen Abgrenzung lassen sich die landesspezifischen Unterschiede zwischen dem im Wesentlichen protestantisch geprägten Nordbaden zum katholischen Südbaden stärker herausarbeiten.

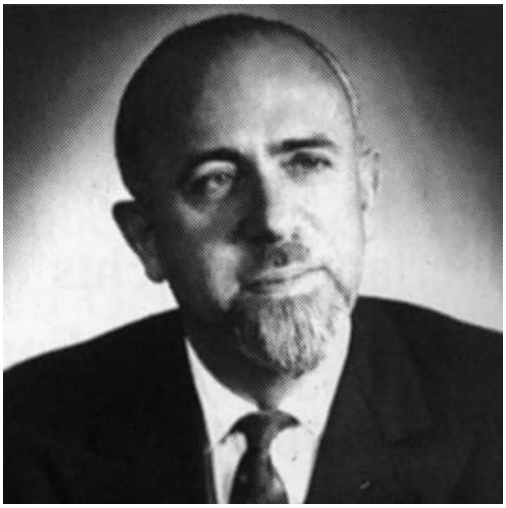
Die portraitierten Juristen haben die NS-Diktatur überlebt und zum gelungenen Wiederaufbau der rechtsstaatlichen Justiz im badischen Landesteil entscheidend beigetragen. Es fehlen damit die – nicht nur in der Regionalgeschichte bekannten – Karlsruher Rechtsanwälte Reinhold Frank und Ludwig Marum[7], die als mutige Gegner der NS-Diktatur ihr Leben lassen mussten. Auch wenn auf die beiden Anwälte nicht gesondert eingegangen wird, finden sich bei den übrigen Portraits immer wieder Querverbindungen, die zu Marum und Frank führen.

II. Alfred Weiler und Paul Zürcher

Die Portraitreihe wird eröffnet mit einem Beitrag der Historikerin *Anette Michel* über die Amtsrichter Alfred Weiler [1898–1972] und Paul Zürcher [1893–1980]. Während der in Pforzheim wirkende Amtsrichter Weiler Sozialdemokrat und Protestant war, stand Amtsrichter Zürcher der katholischen Zentrumspartei nahe und amtierte in Freiburg.

Bereits zu Beginn der NS-Zeit stellte Weiler seine Geradlinigkeit eindrucksvoll unter Beweis, als er nach der Ermordung des ihm persönlich bekannten Rechtsanwalts Marum, die von den NS-Stellen offiziell als Suizid verschleiert wurde, Strafanzeige gegen Unbekannt erstattete. Weiler wandte sich mit Entschiedenheit gegen Übergriffe der Gestapo auf von der Justiz entlassene Straffällige. Schützend stellte er sich vor jüdische Mitbürger und konnte gegen den Druck der Parteidienststellen die Rechte unliebsamer Prozessparteien wahren. Im Herbst 1944 gelang es schließlich den örtlichen NS-Stellen den unliebsamen Richter aus dem Justizdienst zu verdrängen und ihn zwangsweise in der Rüstungsindustrie einzusetzen. Wenige Monate nach Kriegsende wurde Weiler Oberstaatsanwalt beim Landgericht Karlsruhe und im Dezember 1945 Vize-Generalstaatsanwalt. 1950 wechselte Weiler als Senatspräsident zum Oberlandesgericht Karlsruhe und leitete dort bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1963 den 1. Zivilsenat.

Eine eigenständige Linie verfolgte auch Amtsrichter Zürcher, der aus einer verarmten Schwarzwaldbauernfamilie stammte und vor seiner juristischen Ausbildung mehrere Jahre als Bediensteter einer renommierten englischen Adelsfamilie arbeitete. Diese Zeit im Ausland war für Zürcher prägend; zeitlebens behielt er eine Vorliebe für die englische Kultur und Lebensweise bei. Als Kriegsfreiwilliger wurde er zweimal verwundet und kehrte schließlich im November 1918 als Unteroffizier in seine badische Heimat zurück. Nach Studium und Eintritt in den Landesjustizdienst wurde er für eine Studienreise nach England und einen Lehrgang für Internationales Recht an der Völkerrechtsakademie



Gerhard Caemmerer

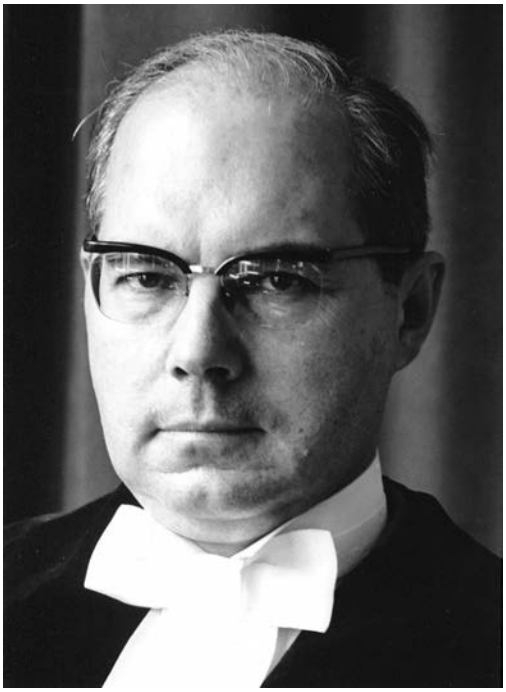
in Den Haag freigestellt. Mit großer Beharrlichkeit weigerte sich Zürcher als zuständiger Richter 1939/40 zwei katholische Studentenvereinigungen im Freiburger Vereinsregister zu löschen, wodurch die Einziehung des beträchtlichen Vereinsvermögens zugunsten von NS-Verbänden verhindert wurde. Wie Weiler wurde auch Zürcher im Herbst 1944 aus dem Justizdienst entfernt und als Rüstungsarbeiter zwangsverpflichtet.

Nach Kriegsende wurde Zürcher zum Chef der deutschen Justizverwaltung in der französisch besetzten Zone Badens berufen und 1948 zum Präsidenten des Badischen Oberlandesgerichts sowie des Staatsgerichtshofs in Freiburg bestellt. Bereits in seiner ersten Nachkriegsverwendung trat er mutig für die richterliche Unabhängigkeit der Mitglieder des Offenburger Schwurgerichts ein, die aus formalen Gründen den geständigen Mörder des Weimarer Reichsfinanzministers Matthias Erzberger freisprachen und hierfür von der französischen Militärregierung gemaßregelt wurden. Als badischer Oberlandesgerichtspräsident setzte sich Zürcher vehement für die Wiedererrichtung des – durch die Grenzziehung der Besatzungszonen geteilten – Landes Baden ein, was ihm die neue baden-württembergische Landesjustizverwaltung bis zuletzt nachtrug. Obwohl Zürcher der dienstälteste Präsident unter den drei damaligen südwestdeutschen Oberlandesgerichts-Präsidenten war, wurde ihm keine führende Richterstelle mehr zugewiesen. 1957 wurde der verbitterte Richter endgültig in den Ruhestand versetzt.

III. Joseph Holler und Franz Ripfel

Nicole Zerrath, gleichfalls Historikerin, befasst sich mit den Notaren Joseph Holler [1881–1959] und Franz Ripfel [1907–1996]. Holler stammte aus dem badischen Mainfranken und war nach dem Studium der Rechtswissenschaften ab 1907 beim Notariat Singen tätig. Bereits während dieses Berufsabschnitts trat er der katholischen Zentrumspartei bei. 1920 wurde er zum Bürgermeister der Stadt Offenburg berufen und dort wenig später Oberbürgermeister. Dieses Amt übte er bis Anfang Januar 1934 aus, dann wurde der Zentrumspolitiker, der den erwarteten Eintritt in die NSDAP strikt ablehnte, seines Amtes enthoben. Auf seinen Wunsch wurde ihm sodann eine Notarstelle beim Notariat Freiburg übertragen, die er bis Kriegsende beibehielt. Holler, der bereits in den Jahren vor 1933 gegen antisemitische Bestrebungen vorgegangen war, hat als Notar jüdischen Mitbürgern bei der Abfassung von Verträgen zur Abwendung drohender Vermögensbeschlagnahme wertvolle Hilfe geleistet. Nach Kriegsende wurde der unbelastete Jurist an die Spitze der südbadischen Justizverwaltung berufen, zunächst als Stellvertreter Zürchers und ab 1948 in dessen Nachfolge als Leiter.

Franz Ripfel wuchs in Mannheim auf und hatte gerade seine juristische Ausbildung beendet, als das NS-Regime sich etablierte. Der zum linksliberalen Lager gehörende Jurist wurde von den braunen Machthabern nur unter Vorbehalt in den Notariatsdienst übernommen und zunächst dem Bezirk Kehl zugewiesen. 1936 gelang es Ripfel, dessen politische Beurteilungen weiterhin den Zusatz „stand früher dem Sozialismus nahe“ aufwiesen, an das Notariat Durlach versetzt zu werden. Hier hat er wie Holler Wege gefunden, um drohende Vermögenseinziehungen zu vermeiden. In Karlsruhe-Durlach lernte Ripfel auch den am dortigen Amtsgericht tätigen Richter und späteren Oberlandesgerichtsrat Gerhard Caemmerer [1905–1961] kennen, der einen opposi-



Julius Federer

tionellen Gesprächskreis unterhielt, in dem offen die Ahndung der NS-Verbrechen und ein Wiederaufbau der rechtsstaatlichen Ordnung erörtert wurde. Diesem Kreis gehörten neben Ripfel auch kurzfristig der spätere Bundesverfassungsrichter Julius Federer [1911–1984][8] sowie der bereits 1933 aus dem Justizdienst entlassene Karlsruher Amtsrichter Karl Eisemann [1895–1982][9] an. Als im November 1944 Eisemann wegen seiner jüdischen Abstammung die Deportation drohte, wurde er von Ripfel in dessen Wohnung aufgenommen. Nachdem die angekündigte Maßnahme kriegsbedingt zunächst zurückgestellt worden war, konnte Eisemann in seine eigene Wohnung[10] wieder zurückkehren. Im Februar 1945 wurden schließlich die letzten Deportationen durchgeführt; kurz zuvor verbarg Ripfel seinen verfolgten Kollegen in einer Gartenhütte auf dem Durlacher Turmberg und versorgte ihn bis zum Einmarsch der französischen Truppen im April 1945. Nach Kriegsende erhielten beide führende Positionen in höheren badischen Justizdienst. Ripfel wurde Dienstvorstand des Notariats Karlsruhe und Eisemann langjähriger Präsident des Verwaltungsgerichts Karlsruhe.

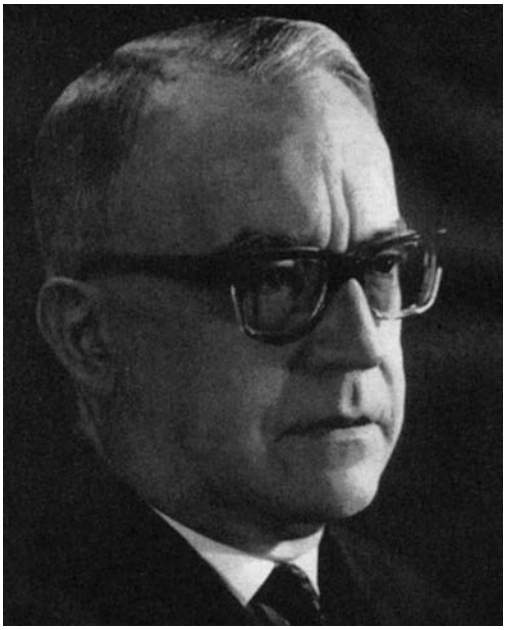
IV. Richard Fleuchaus und Walter Bargatzky

Claudia Hohmeister, unter den Autoren die einzige Juristin, beschäftigt sich mit den Staatsanwälten Richard Fleuchaus [1880 bis 1956] und Walter Bargatzky [1910–1998]. Im Gegensatz zu den übrigen portraitierten Juristen sind Fleuchaus und Bargatzky während der NS-Zeit nicht in der angeführten Funktion tätig gewesen. Dieses Doppelportrait passt daher nicht ganz zur ansonsten stringent eingehaltenen Grundstruktur des Buches, berufsbezogene Resistenz in den einzelnen juristischen Tätigkeitsfeldern aufzuzeigen.

Fleuchaus war als Konstanzer Oberstaatsanwalt vor 1933 wiederholt gegen NS-Straftäter vorgegangen. Er wurde deswegen im April 1933 beurlaubt und im August 1933 – als Landgerichtsrat zurückgestuft – an das Landgericht Karlsruhe versetzt. Jahrelang versuchte Fleuchaus gegen diese Herabsetzung vorzugehen, worin er sich als konsequenter Gegner des NS-Regimes erwies. Nach Kriegsende war Fleuchaus zunächst als juristischer Referent beim Staatsminister für politische Säuberung in Freiburg tätig. Weitere Angaben zu seinen letzten Lebensjahren hat die Autorin leider nicht aufgeführt.

Bargatzky, der jüngste Jurist unter den Portraitierten, wurde nach kurzer Verwendung

Karl Eisemann



Siegfried Bader

Hermann Veit

in der Präsidialabteilung des Oberlandesgericht Karlsruhe zu Beginn 1939 an das Reichsjustizministeriums abgeordnet[11] und in dieser Eigenschaft 1941 zum Ersten Staatsanwalt bei der Generalstaatsanwaltschaft Karlsruhe ernannt. Tatsächlich wurde er aber bereits bei Kriegsbeginn zur Wehrmacht eingezogen und wenig später als Kriegsverwaltungsrat – u. a. in der Gruppe Justiz – zum Verwaltungsstab beim Militärbefehlshaber Frankreich nach Paris versetzt. Hier beteiligte er sich an den Pariser Umsturz- und Staatsstreichaktivitäten der Bewegung des 20. Juli 1944[12]. Deswegen kann Bargatzky – im Gegensatz zu den übrigen dargestellten Juristen – als Widerstandskämpfer im eigentlichen Sinne bezeichnet werden. Beide Lebensbilder bleiben verglichen mit den übrigen, recht detailliert gehaltenen Personenbeschreibungen der Mitautorinnen, etwas blaß. So hätte Bargatzkys Tätigkeit im Reichsjustizministerium stärker herausgehoben werden können und insbesondere sein Aufgabengebiet im besetzten Paris näher dargestellt werden müssen. Auch seine 1945 erfolgte Berufung zum Polizeidirektor von Baden-Baden durch die französische Militärregierung und seine anschließende Tätigkeit als Verwaltungsgerichtsdirektor beim Verwaltungsgericht Baden-Baden und Freiburg von 1948 bis 1950[13] bleiben leider unerwähnt. Beide Ernennungen zeigen, wie sehr die französische Militärverwaltung Bargatzky[14] schätzte, namentlich wegen seines Verhaltens während der Besatzungszeit in Paris.

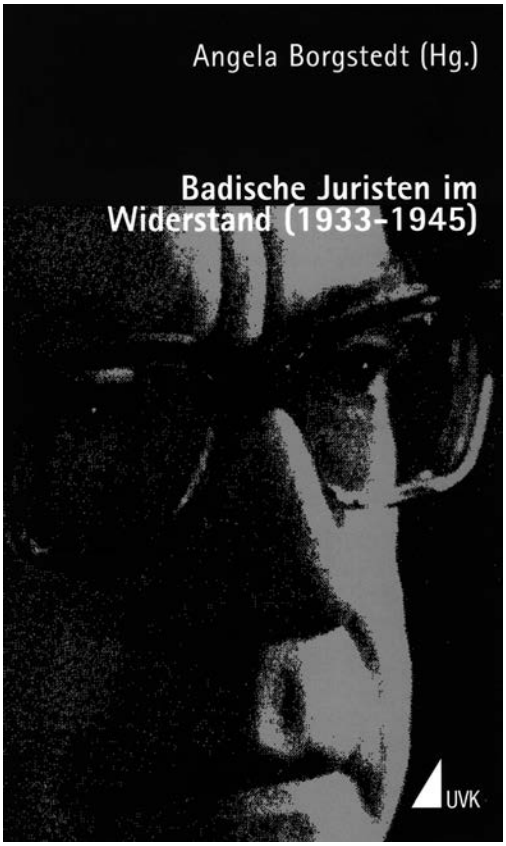
V. Karl Siegfried Bader und Hermann Veit

Das letzte Doppelportrait, von der Herausgeberin *Borgstedt* sachkundig und einfühlsam verfasst, betrifft die Rechtsanwälte Karl Siegfried Bader [1905–1998] und Hermann Veit [1897–1973]. Hier steht wieder ein nordbadischer Protestant sozialdemokratischer Provenienz einem südbadischen Katholiken mit Nähe zur Zentrumspartei gegenüber. Beide haben sich als regimekritische Strafverteidiger bewährt.

Veit konnte erst nach dem Ersten Weltkrieg, aus dem er als Batterieführer zurückkehrte, sein Studium der Rechtswissenschaften aufnehmen Nach Abschluß seiner Ausbildung ließ er sich 1926 als Einzelanwalt in Karlsruhe nieder und trat alsbald der SPD bei. Im März 1933 war der junge Rechtsanwalt

als politischer Gegner der neuen Machthaber exponiert, zumal er 1932 zum Reichstag kandidierte und seine Ehefrau nach den NS-Kategorien als „Halbjüdin“ galt. Veit blieb seinen Überzeugungen treu. Er verteidigte standhaft zahlreiche Sozialdemokraten, evangelische und katholische Geistliche sowie jüdische Bürger. Reglementierungen seitens der NS-Justiz blieben nicht aus, so wurde Veit 1938 die Ausbildung von Referendaren und Assessoren entzogen und davon abgesehen, ihn vor den neu eingerichteten Wehrmachtsgerichten als Anwalt auftreten zu lassen. Zu dem von seinem Anwaltskollegen Reinhold Frank geführten regimekritischen Gesprächszirkel hielt er ebenso Kontakt wie zu dem bereits erwähnten Caemmerer-Kreis in Karlsruhe-Durlach. Nach Kriegsende wurde Veit von der amerikanischen Militärregierung zum Karlsruher Oberbürgermeister bestellt. Alsbald wechselte er als Landeswirtschaftsminister nach Stuttgart, ein Amt, das er bis 1960 ausüben sollte.

Karl Siegfried Bader trat nach Abschluß seiner juristischen Studien 1931 in den badischen höheren Justizdienst ein und wurde, da „sich herausgestellt hat, dass Gerichtsassessor Dr. Bader mit einer Jüdin verheiratet ist“, im Oktober 1933 aus dem Dienst entlassen. Nunmehr betätigte er sich vornehmlich als Strafverteidiger, wobei er eine große Klientel politischer Verfolgter vertrat. Seine Kanzlei musste Bader bereits im Februar 1941 schließen, weil er eingezogen wurde und als frontdienstuntauglich im Wehrmachtsgefängnis Freiburg Dienst verrichtete. Während dieser Zeit wurde Bader, der sich zeitlebens als Jurist und Historiker verstand, im Fach Rechtsgeschichte an der Universität Freiburg habilitiert. Ein rechtsgeschichtlicher Lehrstuhl wurde ihm aber durch Intervention der Parteidienststellen verwehrt. Bereits im Juli 1945 wurde Bader auf Vorschlag von Zürcher Oberstaatsanwalt in Freiburg und ein Jahr später, nach Errichtung eines südbadischen Oberlandesgerichts Generalstaatsanwalt. 1951 schied Bader freiwillig aus diesem Amt und übernahm – seiner Passion als Rechtshistoriker folgend – einen Lehrstuhl für Rechtsgeschichte zunächst an der Universität Mainz und schließlich in Zürich, wo er bis 1975 lehrte.



VI. Ausblick

Die lesenswerte Schrift erinnert würdig an nahezu unbekannt gebliebene Widerständige. Sie zeigt eindrucksvoll auf, dass allen geschilderten Juristen trotz grundlegender Unterschiede jeweils eine ausgeprägte Individualität mit hohem Verantwortungsbewusstsein und vielfach gelebter Religiosität zu Eigen war. Die gut ausgewählten Lebensbilder widerspiegeln die vielfältigen Erscheinungsformen justizieller Resistenz während der NS-Diktatur. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass einige der portraitierten Juristen widerständiges Verhalten auch in anderen Lebenslagen zeigten. Joseph Holler weigerte sich gegenüber der französischen Besatzungsmacht 1923 die Namen von Mitbürgern zum Zwecke der Ausweisung mitzuteilen und mußte dafür eine mehrmonatige Gefängnisstrafe antreten. Zürcher verwahrte sich, wie bereits angeführt, im November 1946 ausdrücklich gegen die Absetzung der Offen-

burger Richter und den damit verbundenen Eingriff in die richterliche Unabhängigkeit gegenüber der französischen Militärregierung. Bargatzky selbst widersetzte sich im Dezember 1949 gegen seine von der südbadischen Justizverwaltung ausgesprochene Abberufung als Vorsitzender des Freiburger Verwaltungsgerichts, gab den entsprechenden Erlaß in mündlicher Verhandlung den Verfahrensbeteiligten bekannt und führte die Sitzung fort[15]. Wenige Monate später trat Bargatzky in den Bundesdienst über und gelangte über verschiedene Verwendungen im Bundesinnenministerium schließlich als Staatssekretär an die Spitze des Bundesgesundheitsministeriums.

Anmerkungen

1 Besprechungsaufsatz zu Angela Borgstedt [Hrsg], Badische Juristen im Widerstand (1933–1945). Mit Beiträgen von Anette Michel, Nicole Zerrath, Claudia Hohmeister, Angela Borgstedt und einem Vorwort von Michael Kißener, UVK Verlagsgesellschaft Konstanz, 2004, 180 S., € 14,90.

2 Hierzu die inhaltsreiche Abhandlung von R. Wassermann, Juristen im Widerstand gegen das NS-Regime, Neue Juristische Wochenschrift [NJW] 2002, S. 1018–1022.

3 Ferner M. Kißener, Widerstand und Verfolgung in der Justiz. Richter am Amts- und Landgericht Karlsruhe 1933–1945, Festschrift für Hugo Ott zum 65. Geburtstag, 1996, S. 213–237; M. Kißener, Die jüdischen Kollegen. Badische Richter und die nationalsozialistische Judenverfolgung, in: Festschrift für Rudolf Lill zum 65. Geburtstag, 1999, S. 127–143.

4 D. Fischer, Blick in die Geschichte, Karlsruher stadtgeschichtliche Beiträge Nr. 62 vom 10. März 2004, S. 4.

5 Hierzu gehört nicht zuletzt der im Vergleich zu den übrigen deutschen Ländern hohe Anteil der von Richtern eingenommenen Mandate im Badischen Landtag: 5,39% im Gegensatz zu 3,84% für Preußen und 1,56% in Bayern, Näheres bei M. Kißener a. a. O., S. 122.

6 Vgl. auch R. Wassermann a. a. O., S. 1018.

7 Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Ludwig Marum wurde bereits im März 1934 im nordbadischen KZ Kislau auf Anweisung des NS-Gauleiters ermordet, während Reinhold Frank als Angehöriger des 20. Juli durch den berüchtigten Volksgerichtshof im Januar 1945 zum Tode verurteilt und in Berlin-Plötzensee hingerichtet wurde. Hierzu D. Fischer, Anwälte im Widerstand gegen das NS-Regime, Recht und Politik [RuP] 2002, S. 181–184.

8 Federer wurde 1935 dem Amtsgericht Durlach als Referendar zugewiesen; er schied 1938 aus Glaubensgründen aus dem Justizdienst aus und war im Anschluß als Erzbischöflicher Finanzrat in Freiburg tätig. Zu Leben und Werk, A. Hollerbach, Julius Federer, Rechtshistoriker und Verfassungsrichter 1911–1984, 2007; ders. Badische Heimat 2007, S. 475–482.

9 Zu Eisemann vgl. auch D. Fischer, Die Diskriminierung und Verfolgung badischer Richter jüdischer Herkunft durch das NS-Regime, RuP 2005, S. 46, 51.

10 Als kleine Ergänzung: Bis 1939 wurde Eisemann im offiziellen Karlsruher Adressbuch als AGRat a. D. geführt, ab 1940 wurde er nur noch unter der neueingerichteten Rubrik Karlsruher Juden geführt, seine Dienstbezeichnung entfiel, stattdessen wurde der Zwangsvorname „Israel“ hinzugesetzt. Zu den Einzelheiten der rasserechtlichen Bestimmungen im NS-Namens- und Passrecht, D. Majer, Stufen der Entrechtung jüdischer und politisch missliebiger Anwälte in Deutschland 1933–1945, Juristisches Jahrbuch für Zeitgeschichte, Bd. 5 (2003/2004), S. 711, 734.

11 Nach dem Geschäftsverteilungsplan des Reichsjustizministeriums von April 1941 war Bargatzky als Landgerichtsrat der Abteilung für Strafgesetzgebung [Abteilung II] zugewiesen, allerdings mit dem Vermerk „zur Zeit zur Wehrmacht einberufen“, Gruchmann, Justiz im Dritten Reich 1933–1940, 3. Aufl., 2002, S. 1182.

12 Hierzu auch Ernst Jünger, Sämtliche Werke, Bd. 20, S. 387 f. [Strahlungen V, 14. 7. 1984]: Gespräch mit Bargatzky am 21. Juli 1944 in Paris: „Da muß man doch einfach schießen“.

13 Hierzu R. Haehling von Lanzenauer, Recht und Gericht in Baden-Baden, 1987, S. 43; F.-C. Mattes, Die Neuordnung der Verwaltungsgerichtsbarkeit in Baden-Württemberg nach dem 2. Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung der Verwaltungsgerichte in (Süd-)Baden, Verwaltungsblätter für Baden-Württemberg 1998, S. 124, 128.

14 Vgl. die bei R. Haehling v. Lanzenauer, Aquae 05, Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Heft 38, 2005, S. 169 wiedergegebene Einschätzung des damaligen Militärgouvernements Baden-Baden zu Bargatzky: „un homme jeune, actif, ayant du caractère“.

15 Bargatzky sollte nach diesem Erlaß nur noch die Leitung des Verwaltungsgerichts in Baden-Baden beibehalten, hierzu Mattes a. a. O., S. 129.

Anschrift des Autors:
Dr. Detlev Fischer
Richter am Bundesgerichtshof
Wutachstraße 18
76199 Karlsruhe

Roswitha Frey

Liselotte Reber-Liebrich wurde mit der Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette 2007 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Bei Ihrer Großmutter auf dem Buffett stand eine Hebel-Büste. „Von dem Langweiler da oben lese ich bestimmt nichts“, hatte sich Liselotte Reber-Liebrich damals als kleines Mädchen gedacht. Doch da sollte sie sich gründlich irren. Johann Peter Hebel wurde sehr wohl ein Thema ihres Lebens, ein wichtiges sogar. Bis 2006 war sie über zwanzig Jahre lang die Präsidentin der Basler Hebelstiftung, publizierte als Autorin viele Beiträge über Hebel, hielt Reden bei den Hebel-Feiern, was zu einer „lebenslänglichen Beschäftigung“ mit dem alemannischen Dichter führte. Mit Liselotte Reber-Liebrich aus Riehen wurde also eine ausgesprochene Hebel-Kennerin mit der Hebel-Plakette 2007 ausgezeichnet. Und wie es Tradition ist, stand am Vortag der Verleihung ein Gesprächs- und Leseabend mit der Plakettenträgerin im Hebelhaus in Hausen an. Hausens Bürgermeister Martin Bühler moderierte den Abend, warf geschickt die Fragen zu den Gesprächsthemen Hebel, Mundart, Sprachverständnis und Region ein. Durch ihre Familie und ihre Herkunft ist die 1941 geborene Liselotte Reber-Liebrich stark mit der Region verwurzelt. „Wenn man als Baslerin geboren ist, ist man mit einem Fuß immer schon über der Grenze“, sagt sie und erinnert sich, wie sie in ihrer Kindheit einmal nach Lörrach kam und entdeckt hat, „wie toll es in Deutschland ist“: „Man muss Grenzen immer überschreiten, um zu sehen, wie sie sich öffnen“.

Sie wuchs in einer kinderreichen Familie und in einem für Gäste offenen Haus auf. Ihr Großvater Fritz Liebrich war Dichter, hat auch Dialektgedichte geschrieben. Einige hat seine Enkelin in dem Band „Unvergessene Basler Dichter“ herausgebracht und bot im Hebelhaus ein paar Kostproben daraus. Ihr Großvater war auch Mitglied der Hebelstiftung, und so sei sie in seine Fußstapfen getreten. Reber-Liebrich selbst begann sich schon zu Studienzeiten mit Hebel zu befassen. So behandelte sie in ihrer Lizentiatsarbeit an der Universität Basel das Thema „Die Menschen in Hebels alemannischen Gedichten“ und schrieb einen Buchbeitrag über Hebels kunstvolle Briefe: „Die Briefe als Kunstwerk“.

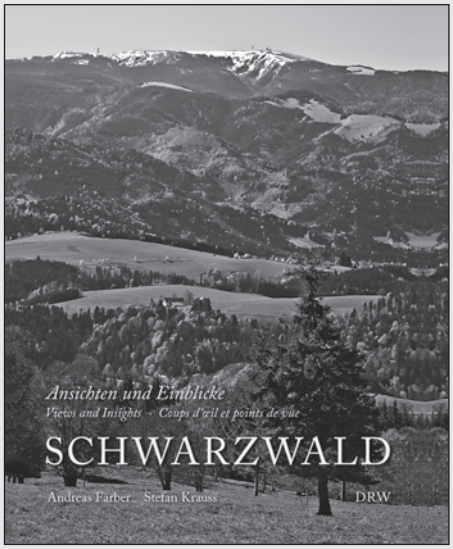
Immer wieder erstaune es sie, wie „unglaublich modern“ Hebel noch sei. „Die Themen, die er anschneidet, sind heute so aktuell wie zu seiner Zeit“. Als Beispiel nannte Liselotte Reber-Liebrich Lyrik, in der von Gastarbeitern, Arbeitslosigkeit, Fremden die Rede

Aus den Händen von Bürgermeister Martin Bühler erhielt Liselotte Reber-Liebrich die Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette des Jahres 2007 Foto: Elmar Vogt

ist – „alles Themen, die wir kennen“. Hebel habe ihr auch gezeigt, „dass man im Dialekt alles sagen kann“. Regionalen Dichtern ein Podium zu geben, war ihr auch in der Literaturreihe „Kaleidoskop“ in Riehen ein Anliegen. Ein Blick auf die Vita der Schweizerin zeigt ihre vielfältigen Interessen über Hebel hinaus. „Mein Traum ist immer gewesen, Bibliothekarin zu werden, weil ich so eine Leseratte war“, verriet Reber-Liebrich. Eine Zeit arbeitete sie auch in ihrem Traumberuf, als Bibliothekarin am Kantonsspital Basel. Nach einer weiteren Ausbildung war sie als Deutschlehrerin tätig, 13 Jahre unterrichtete sie auch als Dozentin an der Altenpflegeschule Lörrach.

Liselotte Reber-Liebrich, die sieben Sprachen spricht, kümmert sich auch um Frauenfragen und scheut sich nicht, mal „heiße Eisen“ in der Frauen- und Familienpolitik anzupacken. In den 30 Jahren ihres Engagements in der Hebelstiftung hat sie viel bewegt und beigetragen zur besseren Verbindung über die Grenzen. Und sie findet es wunderbar, dass die Hebel-Tradition im Hebeldorf so hoch gehalten wird. „Jedes Hebelfest war eine Sternstunde“ bekannte sie ihre gereifte Liebe zu dem Dichter, „und Sie dürfen raten, wo die Hebel-Büste meiner Großmutter jetzt steht …“.

Anschrift der Autorin:
Roswitha Frey
Dinkelbergstraße 6
79618 Rheinfelden



Der neue Bildband

Schwarzwald

Ansichten und Einblicke

von Andreas Färber und Stefan Krauss

Ansichten des Schwarzwalds, wie er sich heutzutage dem Betrachter darstellt – aktuelle, eigens für diesen Band fotografierte Bilder ergeben eine Momentaufnahme dieser Kulturlandschaft in ihrer eigenwilligen Schönheit.
Exkurse vermitteln interessante Einblicke in Naturzusammenhänge und das Leben im schwarzen Wald.

160 Seiten, 250 Farbabbildungen
dreisprachig: deutsch, englisch, französisch
ISBN 978-3-87181-059-6
€ 21,90, ab 1.3.2008 € 24,90

In jeder Buchhandlung erhältlich

DRW www.drw-verlag.de
buch@drw-verlag.de

Liselotte Reber-Liebrich

Johann Peter Hebels naturwissenschaftliche Beobachtungen

Der Vortrag wurde gehalten am 6. Mai 2007, am Hebelabend der Trachtengruppe Weil am Rhein e. V. und des Kulturamts der Stadt Weil am Rhein.

Sehr geehrte, liebe Gäste,

wenn ich heute Abend über Hebels naturwissenschaftliche Beobachtungen spreche, will ich keine großen Theorien entwickeln. Mir ist daran gelegen, nahe an Hebels Werk heranzugehen und im Bekannten Unerwartetes zu entdecken.

Zunächst muss ich mich bei Ihnen entschuldigen. Ich hätte den Titel meines Vortrags genauer fassen sollen und schreiben müssen. „Hebels naturwissenschaftliche Beobachtungen im Rahmen der ‚Alemannischen Gedichte'". Ich möchte mich nicht zu Hebels im eigentlichen Sinn naturwissenschaftlichen Texten äussern, auch wenn diese sehr lesenswert sind.

Hebels weitgespanntes Interesse an der Natur hat mich immer wieder fasziniert. Z. B. habe ich als Kind erst beim Lesen des Schatzkästleins die Laufbahn des Mondes richtig begriffen.

Die Frage, die ich mir später als Germanistin stellte, war, wie dieses naturwissenschaftlich exakte Denken in die „Alemannischen Gedichte" eingegangen sei. Grundsätzlich neigen wir dazu, die Naturwissenschaften von den Geisteswissenschaften zu trennen. Im Untertitel der „Alemannischen Gedichte" heißt es unmissverständlich: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitten". Doch bei der Lektüre der Gedichte sehen wir die Natur oft als Lieferantin von Bildern. Die Natur wird so zur schönen, vielleicht durch den Lauf der Zeit auch verklärten Kulisse für philosophische oder poetische Gedanken.

Sie kennen die Sorgen, die die Schreiber von Literaturgeschichten haben, wenn sie Hebels Werk einordnen müssen. Gehört er nun zur Aufklärung, zur Klassik oder zur Romantik? Ich habe seinen Namen schon unter allen diesen Epochen gefunden. Natürlich möchte ich die Verfasser von literatur-historischen Werken nicht kritisieren. Solche Schwierigkeiten sind ganz unbestritten. Fraglich bleibt nur, woher sie kommen. Früher meinte ich, dies sei vor allem seinem Dialekt zuzuschreiben, mit welchem Hebel trotz aller Anerkennung ein Außenseiter geblieben ist, aber heute bin ich mir da nicht mehr so sicher. Ich glaube, dass in diesem Zusammenhang auch ein Blick auf die Naturbeobachtungen unseres Dichters geworfen werden muss.

Beginnen wir mit unserer Betrachtung bei der Botanik. Ein Gedicht, das Hebel oberflächlich gesehen in die Nähe der Romantiker rückt, ist die „Sonntagsfrühe."

„Wie pranget nit im Garteland
der Chriesibaum im Maiegwand
Gälveieli und Tulipa
und Sterenblueme nebe dra
und gfüllti Zinkli blau und wiis.
Me meint, me lueg in 's Paradiis."

Zunächst ein Wort zu den genannten Blumen. Da es sich um einen Bauerngarten handelt, müssen da vor allem einfache Blumen gedeihen. Was uns heute romantisch anmutet, ist damals wohl alltäglich gewesen. Gälveieli (gelbes Veilchen) gibt es heute noch, aber wir haben sie nicht gerne in unsern Gärten, weil sie wuchern und als Unkraut gelten. Tulpen sind seit ihrer Einführung im 16. Jahrhundert die fast beliebtesten Blumen in Europa. Und am Tüllinger Berg finden wir auch heute noch kleine, wilde Tulpen. Diese sind gelb und

Liselotte Reber-Liebrich

würden ins Bild passen. „Sterneblume“, meine ich, sind Narzissen, wie man sie wild im Jura bewundern kann. Sie wachsen auf Kalkböden, und wie wir wissen, gehört der Tüllinger Berg geologisch zum Tafeljura. Dafür sprechen würde auch, dass Sternenblumen in der Geschichte von Kannitverstan zusammen mit Tulpen holländische Fenster schmücken, und dass Paulus Gerhard in seinem Lied „Geh aus mein Herz und suche Freud“ ebenfalls „Narzissus“ und „Tulipan“ nennt. „Zinkli“ sind vermutlich nicht die üblichen Hyazinthen, die wir heute in unsern Gärten pflegen, es sind „gfüllti Zinkli, blau und wiiss“. Ich denke, es handelt sich um die sogenannten „Rebbergzinkli“, die wir auch am Tüllinger Berg finden. Diese haben längliche, eiförmige, blaue Blütchen, die mit einem hübschen weissen Rand verziert sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit den viel häufigeren, kleinen Traubenhyazinthen, die kugelförmige Blüten haben.

Die Gedichtstrophe erweckt in uns ein Bild von duftiger Farbenpracht und Frische. Dennoch sind es nur drei Farben, die dies bewirken: Gelb, blau und weiß. Die Blumen, die im Garten vorkommen sind so beschrieben, dass wir sie heute noch identifizieren können. Es liegt keine sogenannte dichterische Freiheit vor. Diese Genauigkeit ist verblüffend.

Es gibt noch andere Gedichte, wie etwa „Der Käfer“, wo die Bestäubung der Blüten erklärt wird, und Sie als Kennerinnen und Kenner könnten mir sicher noch viele Beispiele nennen.

Ein einziges Gedicht begann mich zu irritieren, und das ist ausgerechnet mein Lieblingsgedicht, „Das Liedlein vom Kirschbaum.“

Sie wissen:

„Der Liebgott hett zum Frielig gsait:
‚Gang deck em Würmli au si Tisch!‘
Druf het der Chriesbaum Bletter treit
Viil tausig Bletter grien und frisch“

So lautet der Anfang.

Wer wie ich an schönen Frühlingsmorgen in einem weißen Schaum von Kirschenblüten erwacht, kann nicht recht glauben, dass die Kirschbäume zuerst Blätter haben sollen, und dann erst zu blühen beginnen. Nun misstraue ich in solchen Fragen eher mir selbst als Hebel, und wie auf Bestellung begannen, während ich dies schrieb, vor meinem Fenster die Kirschbäume zu blühen. Ich habe einen intensiven Frühling erlebt, weil ich jeden Tag mehrmals zu den Kirschbäumen ging, um ja keine Phase der sich öffnenden Knospen zu verpassen. Ich brauche nicht zu betonen, dass Hebel gute Gründe für seine Darstellung hatte.

Ich sage Ihnen ganz genau, wie es vor sich geht, wenn sich die Knospen öffnen. Es gibt zwei Arten von Knospen: Die Blattknospen und die Blütenknospen. Die Blattknospen befinden sich an den Spitzen der Äste. Sie öffnen sich gleichzeitig mit den Blütenknospen. Aber während sich an den Astspitzen sofort Blätter bilden, öffnen sich bei den Blütenknospen zuerst kleine grüne Deckblättchen, die später abfallen. Aus diesen kleinen grünen Kelchen kommen zwei bis drei Blütenknospen an Stielen. In dieser Phase ist der Baum von einem grünen Hauch überzogen. Dann erst kommt der weiße Blütentraum. Nun ist aber klar, dass die großen grünen Blätter, das Sommerkleid des Kirschbaums, sich zuerst klein und fein unter den Blüten verstecken.

Daraus entsteht zwingend die Frage, warum Hebel sein Lied nicht anders gedichtet hat. Liest man es aber genau, so erkennt man, dass es ums „Würmli“ geht. Dieser Schädling hat in der Rinde des Baumes überwintert. Er zeigt sich sofort, nachdem sich die Knospen geöffnet haben, und braucht Nahrung. Das sind die kleinen grünen Blätter, die eben vor den Blüten da sind. So ist der Tisch für „’s Würmli“ gedeckt.

Wir verlassen die Botanik und wenden uns der Zoologie zu.

Hebels Lieblingsgedicht ist „Das Spinnlein“, das Sie alle kennen. Warum er es am liebsten hat, darüber wird in der Literatur gerätselt, denn Germanisten haben dieses Gedicht nicht besonders gern. Es entzieht sich scheinbar einer Interpretation, weil alles klar auf der Hand liegt, oder besser gesagt, vor dem Fenster hängt.

Ein kleiner Hinweis in dieser Sache sei mir erlaubt. Die Spinne wird oft als unangenehm und ekelerregend empfunden, man muss nur an den Ausruf „Pfui Spinne!“ denken. Dennoch ist sie ökologisch bedeutsam und für den Menschen wichtig. Ich nenne nur ein Beispiel: Spinnen vertilgen Milben. Ein Naturwissenschafter unterscheidet nicht zwischen Nützling und Schädling. Wer ernsthaft forscht, geht unvoreingenommen an sein Objekt heran. Dass Hebel in seinem Gedicht die Widerlegung der populären Abneigung geglückt ist, mag ihn gefreut haben.

Für die Fragestellung, wie Naturbeobachtung und Gedicht zusammengehen, ist „Das Spinnlein“ ein Paradebeispiel. Heute sind Spinnen sehr beliebte Forschungsobjekte, die uns immer noch viele Fragen aufgeben. An Hebels Darstellung des Webvorganges ist dennoch nichts zu kritisieren.

„Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiss nit recht, wo ’s ane will,
s goht weger zruck, i siehs em a;
’s mues näumis Rechts vergesse ha.“

Wie das Netz zustande kommt und wie die Spinne sich verhält, ist genau beschrieben. Dabei hat Hebel beobachtet, wie die Spinne nicht recht weiss, wo sie hin will, und hin und her läuft. Diese Beobachtung ist wissenschaftlich völlig korrekt. Die Spinne weiss zwar sehr wohl, was sie tun muss, sie verteilt nämlich schnell ihren Klebstoff auf den Fäden. Das war jedoch Hebel nicht bekannt. Als ernst zu nehmender Forscher berichtet er nur detailliert, was er sieht.

Erstaunlich ist die nächste Strophe.

„Es spinnt und webt, und het kei Rast,
so gliichlig, me verluegt si fast.
Und s Pfarers Christoph het no gseit,
s sig jede Fade zämmegleit“ ….

Woher Hebel wusste, dass die Spinne nicht nur einen Faden spinnt, sondern, dass dieser Faden aus verschiedenen Fäden „zämmegleit“ ist, ist uns nicht bekannt. Ich habe mir sagen lassen, dass dies eine neuere Erkenntnis sei. Die Spinne hat wohl vier bis sechs Spinnwarzen, aber das Sekret tritt schließlich durch hunderte von feinen Röhrchen an die Luft, wo es hart wird. Natürlich heisst das Tier Spinne, und vielleicht schloss Hebel in Analogie zu den menschlichen Spinnerinnen, dass auch das Tier seinen Faden aus verschiedenen Fasern zusammendreht. Ob Hebel den naturwissenschaftlich korrekten Vorgang, oder mindestens einen Teil davon, wirklich hat bemerken können, werden wir wohl nie erfahren. Immerhin deutet der Textzusammenhang darauf hin, dass es sich um eine damals neue Erkenntnis handeln muss. Warum würde sonst „Pfarers Christoph“ als Autorität bemüht?

Nun habe ich eine Eigenschaft, die typisch weiblich ist. Ich bin ungeheuer neugierig und ich möchte von Ihnen etwas wissen. Wir sagen zwar „die Spinne“, aber bei Hebel ist es „s Spinnli“, also ein Neutrum, etwas, das es in der Natur nicht gibt. Wer ist dafür, dass das Spinnli weiblich ist? Wer ist für männlich? (Alle Zuhörer sind für weiblich).

Ich denke, dass Hebel einen Grund dafür gehabt hat, beim Neutrum zu bleiben. Ich kann mir dazu eine kleine Bemerkung nicht verkneifen.

Das Neutrum in der deutschen Sprache wird von Feministinnen nicht besonders gern gesehen, und genau so geht es dem Diminutiv, vor allem, wenn Neutrum und Diminutiv auf Frauen angewendet werden. Beispiele sind ’s Vreneli, ’s Annemeieli. Dabei vergessen die Feministinnen, dass im Dialekt auch die Männernamen auf „-li“ oder „-i“ enden kön-

nen. So gibt es wohl in der Schweiz kaum einen Ulrich, der sich nicht „Ueli“ nennt. Ich empfinde die Endung „-li“ nicht zwingend und ausschließlich als Verkleinerung. Für mich bezeichnet sie auch jemanden oder etwas Liebenswertes. Diese Zärtlichkeit ist mit Hebels Bezeichnung „Spinnli“ sicher betont, und zudem ist das Wort, wie schon gesagt, geschlechtsneutral. Es könnte sich biologisch genauso gut um ein Männchen wie um ein Weibchen handeln, das zwar spinnt und webt, aber auch sein Häuslein baut. Weil das Spinnlein vermenschlicht wird, es hat z. B. Hände, aber weil es männliche Arbeit wie bauen, jagen und Beute machen und weibliche Arbeit wie spinnen, weben und braten übernimmt, wäre es tatsächlich schwierig, es einem Geschlecht zuzuweisen. Zwar kann man weibliche und männliche Spinnen unterscheiden. Weibchen sind größer und stärker. Das war Hebel anscheinend nicht bekannt. Er wählte vielleicht deshalb das geschlechtsneutrale „es“. Damit entzieht er sich einer Entscheidung. Das Neutrum ist ein guter Ausweg.

Wenden wir uns der Geologie und der Hydrologie zu. Ich ziehe den Anfang des Gedichts „Die Wiese“ bei.

Vom Fluss wird gesagt:

„Im verschwiegenen Schoss der Felse heimli gebore,
an de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
schlofsch e Bütschelikind in dim verborgene Stübli
heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
güggele dörfen und seh, wie schön mi Meiddeli do lit
im kristallenen Ghalt und in der silberne Wagle.“

Hier war ich diejenige, die es als recht romantisch empfand, wenn die Wiese in einem Kristallkämmerlein in einer silbernen Wiege liegt. Damit habe ich mir, salopp gesagt, Sand in die Augen streuen lassen. Tatsächlich ist nämlich völlig korrekt nicht nur der Wasserkreislauf sondern auch der geologische Untergrund des Gebirges dargestellt. Im Unterschied zum menschlichen Wickelkind, das erst gestillt wird, wenn es auf die Welt kommt, liegt die Wiese schon vorher da und erhält durch Nebel und Regen das Quellwasser, bevor sei dann:

„Us tief verborgene Chlüfte … luegt, und check go Todtnau aben ins Tal springt.“

Über den geologischen Aufbau des Schwarzwaldes brauche ich nichts zu sagen. Über das Kristallin und die darin enthaltenen Metalle, unter anderen Gold und Silber, wissen sie genau so gut Bescheid wie ich.

Auf dem Weg der Wiese durchs Tal gibt es unzählige geologische und hydrologische Hinweise. Auf der linken schattigen Talseite, am felsigen Prallhang, wachsen Erdbeeren, rechts blüht, dem Untergrund des Talbodens entsprechend „goldige Lewat“. (Die Bezeichnung Lewat erklärt uns Hebel selbst. Es ist die alte Kulturpflanze Raps oder Ackersenf.) Frauen schätzen für ihre Wäsche das weiche, nicht kalkhaltige Wiesenwasser, das das Flussmädchen bringt. Seine Wasserkraft wird für die damalige Industrie genutzt. Dies ist besonders bemerkenswert. Sie können nicht nur weit herum suchen, bis Sie Gedichte finden, in denen Industrie beschrieben wird. Industrie als Thema der Dichtung taucht erst lange nach Hebel, im Realismus, auf. Wenn Sie heute Ansichtskarten des Wiesentals kaufen, sehen sie darauf kaum Industriebauten, weil man ja das schöne Wiesental zeigen will. Hebel dagegen, dem man genau das vorwirft, nämlich, er schreibe Idyllen aus einem Paradies, das es nie gegeben habe, kennt keine Berührungsängste. Sein Forscherblick lässt keine Kompromisse zu.

Als vor ein paar Jahren die Wiese bei Maulburg über die Ufer trat und die Wehre samt Wiesen und Äckern wegriss, ließ sie einen natürlichen Flussabschnitt zurück. Dieses kleine Stück eines unverbauten Flusslaufes zieht bis heute die Menschen an. Viele wünschten sich, dass die Wiese auch an andern Stellen aus ihrem strengen Korsett befreit würde. Darauf konnte man in der Badischen Zeitung lesen, hebelsche Flussromantik sei unangebracht in der heutigen Zeit.

Was schreibt Hebel wirklich von der Wiese? Ich zitiere:

„Aber solli eis, o Wiese, sage wie ’s ander?
nu se seig ’s bikennt! De hesch au bsunderi Jeste,

's chlage s alli Lüt, und sagen, es sei der nit z traue,
und wie schön de seisch und wie lieblig dini Giberde,
stand der d' Bosget in den Auge, sage si alli.
Eb men umme luegt, chresmisch näumen über d Faschine,
oder de rupfsch si us, und bahnsch der bsunderi Fuessweg,
bohlsch de Lüte Stei uf d Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen si näume gmeiht, und hen si gwarbet und gschöchlet,
holsch 's und treisch's de Nochbere duren Arfel um Arfel. (…)
Mengmol haseliersch, und 's mues der alles us Weg go;
Öbbe rennsch e Hüsli nieder, wenn 's der im Weg stoht.
Wo de gosch und wo de stohsch isch Balgen und Balge."

Anstatt von hebelscher Romantik zu schreiben, würde man lieber einmal überlegen, was uns dieser Flusslauf für unser rein physisches Überleben, aber auch für unsere geistige und seelische Gesundheit bedeutet. Hebel hat die Natur richtig gesehen und in der Vergänglichkeit gesagt „z'letscht brennt die ganzi Wält". Nach der langen Sonnenperiode ohne Regen haben wir vielleicht gerade heute mehr Verständnis für diese Aussage.

Ich denke, ich habe Sie davon überzeugt, dass Hebel, bevor er seine Gedichte schrieb, intensive naturwissenschaftliche Studien getrieben haben muss. Was er schreibt, ist nach dem Stand der damaligen Wissenschaft sachlich korrekt. Die Qualität solcher Passagen würde ich, wenn ich von Wein sprechen würde, mit „sec" bezeichnen. Literaturhistorisch würde ich sie eher dem Realismus als der Romantik zuordnen. Der oft als behäbig und gemütlich unter Heimatdichter abgehakte Hebel erweist sich bei genauer Betrachtung als viel moderner als seine Zeitgenossen.

Wenn ein. Mensch so forscht, wie Hebel das offensichtlich getan hat, so veröffentlicht er seine Ergebnisse normalerweise in naturwissenschaftlichen Zeitschriften, oder heute natürlich im Internet. Wie kommt jemand auf die Idee, daraus Gedichte zu machen? Ich meine, Hebels Motivation, sei vornehmlich pädagogisch gewesen. Er gibt die Absicht, seine Landsleute zu belehren und zu veredeln, auch ganz unbefangen zu. Die Frage, die ihn, wie jeden engagierten Lehrer, bewegte, war: „Wie sag ich 's meinem Kinde?"

Den ihm wichtigen Inhalt, die naturwissenschaftliche Beobachtung, musste er in eine Form bringen, die auch ungebildeten Menschen eingehen würde. Deshalb kam er auf die Idee, Lieder zu dichten.

Seine Beschäftigung mit antiker Metrik hat ihn geprägt. So kommt es, dass seine Verse metrisch genau so korrekt sind, wie seine wissenschaftlichen Darstellungen.

Ich meine, damit lässt sich ein Stück weit erklären, warum uns Hebels Gedichte so gut gefallen. Es gibt die berühmte Forderung des 1856 geborenen amerikanischen Architekten Louis Sullivan, welche heisst „Form follows function." (frei übersetzt: Die Funktion bestimmt die Form) Es ist eine geniale Formel, mit der man gute Architektur und gutes Design beurteilen kann. Diesen Ratschlag konnte Hebel natürlich nicht kennen, aber wir können ihn mühelos auf sein Werk anwenden.

Normalerweise halten wir Poesie für eine schöne Zugabe zum Leben. Hebel wusste es besser. Seine Gedichte wollten nicht nur schön sein, sie wollten Sinn machen und Nutzen bringen. Das ist ihre erklärte Funktion. Seine Absicht war, den Menschen die sie umgebende Natur in einer ganz gewöhnlichen und verständlichen Sprache zu erklären. Die Form, die er wählte, entsprach in ihrer Exaktheit seinem Forschungsmaterial. Daraus entstand dann zwingend die Harmonie seiner Gedichte, die heute noch begeistert.

Ich danke Ihnen.

(Hebels Gedichte sind zitiert nach der Ausgabe von Wilhelm Altwegg: Johann Peter Hebels Werke in zwei Bänden, Atlantis Verlag, o. O., o. J.)

Anschrift der Autorin:
Liselotte Reber-Liebrich
Chrischonaweg 121
CH 4125 Riehen BS

Thomas Adam

Von der Gemeinderebellion zur Gemeindereform

Momentaufnahmen aus 750 Jahren Gondelsheimer Geschichte

Die heute rund 3200 Einwohner zählende Gemeinde Gondelsheim, im Saalbachtal zwischen Bruchsal und Bretten gelegen, tritt mit ihrer urkundlichen Ersterwähnung im Jahre 1257 zu einem relativ späten Zeitpunkt ins Licht der Geschichte. Der regional sehr typische Ortsname mit seiner Endung -heim verweist auf eine Entstehung in der Merowingerzeit, wahrscheinlich ab der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Gleichwohl mussten noch rund 700 oder mehr Jahre vergehen, ehe eine schriftliche Quelle die Existenz dieser Siedlung zweifelsfrei belegt – also eine ebenso lange Zeit wie zwischen der Ersterwähnung von 1257 und der Gegenwart!

Offizielles Logo der Gemeinde Gondelsheim zur 750-Jahr-Feier

So feiert Gondelsheim, wenn es 2007 an den 750. Jahrestag dieser Ersterwähnung erinnert, natürlich nicht seine eigentliche Gründung, sondern „nur“ das Hervortreten eines bereits seit längerem bestehenden Gemeinwesens aus dem historischen Dunkel. Mit einem Festakt, einem historischen Gemeindefest, der Herausgabe einer neuen, über 450 Seiten starken Ortsgeschichte[1] sowie weiteren attraktiven Veranstaltungen lässt Gondelsheim seine Historie lebendig werden. Das Jahresprogramm ist abrufbar unter www.gondelsheim.de oder – ebenso wie die neu erschienene Ortschronik – erhältlich bei der Gemeinde Gondelsheim, Bruchsaler Straße 32, 75053 Gondelsheim, Tel. 0 72 52/94 44-0.

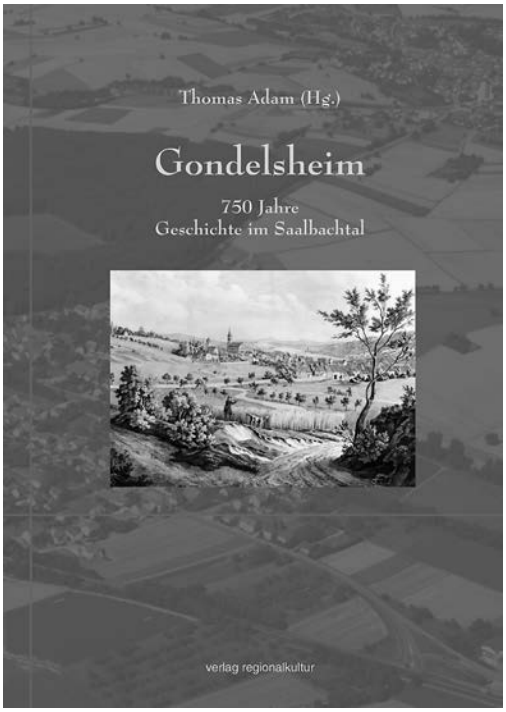
Wenn im Folgenden von „Momentaufnahmen“ aus 750 Jahren Gondelsheimer Geschichte die Rede ist, so meint dies vor allem einen Blick auf politische Schicksalsstunden der Gemeinde – sei es eine antifeudale Gemeinderebellion im frühen 18. Jahrhundert, sei es die Kommunalreform der 1970er Jahre. An diesen beliebig ausgewählten Beispielen werden Handlungs- und Denkmuster der Menschen im Dorf erkennbar, ihr Beharren auf Selbstständigkeit und gemeindliche Selbstbestimmung, ihre Suche und regelrechte Sehnsucht nach politischer Identität, aber letztlich auch die steinigen Wege (und Irrwege), die zu diesen Idealen führten. Insoweit ist Gondelsheim ein Beispiel und ein Modell, das zu Vergleichen mit den Entwicklungen in anderen Gemeinden des nordbadischen Raumes einlädt.

Die Herrschaftsgeschichte von der Ersterwähnung 1257 bis 1650

Ob der Ortsname von Gondelsheim „erst“ 1257 oder „schon“ um 1100 zum ersten Mal in einem schriftlichen Dokument nachzuweisen ist, darüber gab es in der Vergangenheit durchaus unterschiedliche Gelehrtenmeinungen – die aber, da das Dorf ohnehin weit älter ist, keinesfalls das Selbstverständnis der heutigen Einwohner erschüttern müssen.[2] Eine Eintragung im „Codex Hirsaugiensis“, den Aufzeichnungen des Klosters Hirsau, berichtet an der Schwelle zwischen dem 11. und dem 12. Jahrhundert von einer Schenkung des Adeligen Diemar von Röttingen, der den Mönchen elf Huben Ackerland sowie die Hälfte der Einkünfte aus Kirche und Mühle im Dorf *„Gundelssheim“* übereignete. Dies wurde lange als Gundelsheim zwischen Mosbach und Neckarsulm definiert, meint aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit bereits unsere Gemeinde. Denn Diemar von Röttingen, dessen Heimat heute zu Unterfranken zählt, trat dem Kloster noch weitere Liegenschaften ab – in Bauerbach, Flehingen und Sickingen, also in relativer Nachbarschaft zum Saalbachtal im Brettener Raum.

Völlig zweifelsfrei zuzuordnen ist indes erst die urkundliche Nennung in einer zu Bretten ausgestellten Urkunde vom 23. April 1257. Längst hatte sich zu dieser Zeit das Prinzip der Grund- und Leibherrschaft herausgebildet und verfestigt, der Boden war zum Wertgegenstand und damit zur ökonomischen Manövriermasse geworden. Ebenso wie auch der einzelne Mensch diente er nun als Kauf- und Tauschobjekt, er wurde – je nach wirtschaftlicher Lage seines Besitzers – erworben, verpfändet oder abgestoßen, manchmal auch verschenkt; dies vor allem an Klöster um des künftigen Seelenheils willen. Das Schicksal von Dorf und Gemarkung Gondelsheim ist geradezu ein Lehrstück, in welcher Intensität solche Geschäfte hauptsächlich zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert vollzogen wurden.

Zum Zeitpunkt der erstmaligen Erwähnung war die Siedlung im Besitz des um 1150 gegründeten Zisterzienserklosters Herrenalb. Vermutlich hatte der frühere Eigentümer – sicher ein Adliger, vielleicht aus dem Geschlecht derer von Eberstein – das Dorf im 12. oder in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts dem Kloster vermacht oder verkauft. 1257 nun schloss Herrenalb einen Tauschvertrag mit dem Edlen Konrad V. von Wiesloch *(„Wizenloch“):* dessen Anteil an dem festen Schloss in Derdingen gegen Gondelsheim. Allerdings behielten sich die Mönche das Eigentum an zwei Äckern in Gondelsheim vor und zahlten, da ihre Gabe nicht ganz dem Wert des Tauschobjekts entsprach, noch fünf Mark Silber darauf. Zeuge dieses Besitzwechsels in Bretten war der Lehnsherr des Konrad von Wiesloch, Graf Otto von Eberstein. Um 1200 geboren und wohl 1278 gestorben, war Otto zu diesem Zeitpunkt bereits ein beachtliches Stück auf der Karriereleiter nach oben gestiegen. Ein Cousin des Königs von Ungarn, hatte er als kaiserlicher Reichsstatthalter gewirkt, sich aber nach 1250 wieder von der Reichspolitik abgewandt und auf die Verwaltung seiner heimischen Herrschaft zurückgezogen.



Titelseite der neuen, im Dezember 2006 vorgestellten Ortschronik

Nicht lange nach dem Tauschgeschäft von 1257 kam das Dorf aus dem Besitz der

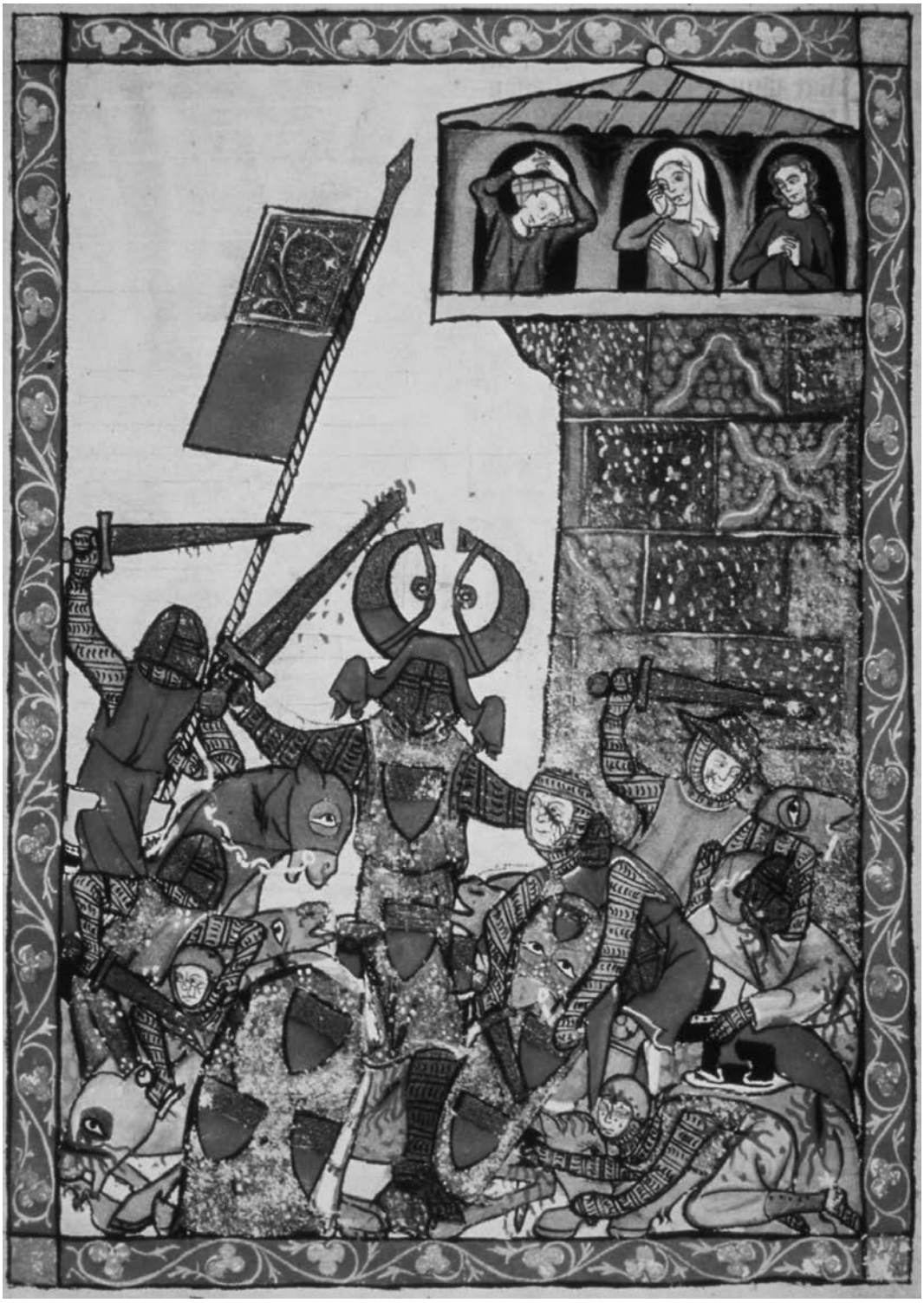
In dieser Urkunde vom 23. April 1257 wird Gondelsheim erstmals gesichert erwähnt. Sie ist damit die Grundlage der 750-Jahr-Feier 2007. Anlass zur Ausstellung der Urkunde war ein Tausch zwischen dem Kloster Herrenalb und dem Edlen Konrad V. von Wiesloch.
Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, 39/853

Wieslocher erneut in andere Hände. Das mag damit zusammenhängen, dass sich die finanzielle Situation der Herren von *„Wizenloch“* schon seit anderthalb Jahrhunderten als sehr ungünstig darstellte. Wann immer in Besitzurkunden von dieser Adelsfamilie die Rede ist, geht es ständig nur um Verkäufe, Lehensauftragungen, Verzichte und Schenkungen. Ein bedeutendes edelfreies Geschlecht sind die Wieslocher zum Zeitpunkt des Tausches mit Herrenalb sicher nicht mehr gewesen, im Gegenteil: Zeitweise muss diese Familie fast als verarmt bezeichnet werden.

Die komplizierten Rechtsverhältnisse im Hinblick auf das Dorf Gondelsheim lassen sich aus zwei Urkunden vom letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts rekonstruieren: Zum einen bestätigt Berthold von Mühlhausen (bei Cannstatt) *„an sante kylianes tage“,* dem 8. Juli des Jahres 1292, in einer Urkunde, er habe zusammen mit anderem Besitz auch *„daz dorf ze Gundolfesheim mit allem dem nutze unde mit allem dem rehte [Rechte], als wir ez her genozzen han“,* den Rittern des Johanniterordens zu Heimbach in der Pfalz für so lange überlassen, bis diese 1600 Mark Silber daraus erwirtschaftet hätten. Und am 18. Mai 1299 verpfändete Graf Albrecht III. von Hohenberg seinem Schwager Ulrich aus dem Haus der Grafen von Württemberg zusammen mit der Burg Helmsheim auch den dortigen Wald, dazu Gondelsheim, das nahe gelegene Bonartshausen sowie all das, was sein Cousin Berthold von Mühlhausen schon bislang von Graf Albrecht II. von Hohenberg (also dem Vater Albrechts III.) inne gehabt hatte.

Was besagen diese beiden Urkunden in der Zusammenschau? Aus der Hand des Geschlechts der Herren von Wiesloch muss Gondelsheim – möglicherweise auf einem Umweg über das Haus Habsburg – in den Besitz der Grafen von Hohenberg gelangt sein, die in verwandtschaftlichem Verhältnis zu den Habsburgern standen. Graf Albrecht II. von Hohenberg belehnte spätestens 1292 seinen Neffen Berthold von Mühlhausen damit. Da aber der neue Herr den Johannitern von Heimbach 1600 Mark Silber schuldete, musste er ihnen u. a. auch die Einkünfte aus Gondelsheim versetzen. Genauso war Bertholds Hohenberger Lehnsherr sieben Jahre später gezwungen, das Obereigentum am Dorf dem Grafen von Württemberg zu verpfänden, und zwar als *„Zugelt“,* d. h. als Mitgift für Irmengard, die Tochter Albrechts II. und Schwester Albrechts III. Sie war 1291 mit Ulrich von Württemberg verheiratet worden, aller Wahrscheinlichkeit nach der erstgeborene Sohn des Grafen Eberhard I. (reg. 1279–1325). Das Ganze war – zumindest auf einer Seite – offenkundig eine Kinderehe, denn Ulrich ist frühestens 1285 geboren, wäre demnach bei seiner „Heirat“ gerade einmal sechs Jahre alt gewesen. Um Irmengards Mitgift entspann sich ein langer Streit zwischen der hohenbergischen und der württembergischen Verwandtschaft. Albrecht II., der sechs Töchter mit einer Aussteuer versehen musste, war offenbar zunächst nicht in der Lage, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Erst im Mai 1299 wurde mit Albrecht III. vereinbart, Ulrich solle als Mitgift für seine Gemahlin die Rechte in Helmsheim, Gondelsheim und Bonartshausen erhalten.

Zu diesem Zeitpunkt war Albrecht II. von Hohenberg bereits seit über einem Jahr tot,



Graf Albrecht II. von Hohenberg, Ende des 13. Jahrhunderts Besitzer des Dorfes Gondelsheim, fällt 1298 in der Schlacht bei Leinstetten. Miniatur aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift

Vorlage und Aufnahme: Universitätsbibliothek Heidelberg, Codex Manesse, Cod. Pal. germ. 848, fol. 42 r

gefallen am 17. April 1298 in einer Schlacht zwischen Oberndorf und Leinstetten. Nicht allein dieser Umstand rechtfertigt einen kurzen Blick auf diesen Adeligen, der im ausgehenden 13. Jahrhundert in so engen Zusammenhang mit der Gondelsheimer Ortsgeschichte rückt. Denn Albrecht II., Gründer der Stadt Rottenburg, galt auch als einer der politisch einflussreichsten Männer seiner Zeit, als bedeutender Staatsmann mit besten verwandtschaftlichen Beziehungen. Unter ihm stand seine Familie, damals das mächtigste schwäbische Hochadelsgeschlecht östlich des Schwarzwaldes, auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes. Seine Schwester Anna Gertrud heiratete Rudolf von Habsburg, 1273 zum deutschen König gewählt, und wurde so zur Stammmutter des späteren habsburgischen Kaiserhauses. Diese Heirat aber sollte auch Albrechts Schicksal besiegeln, denn er fiel im Kampf für Habsburg gegen König Adolf von Nassau. Doch nicht nur in politischer Hinsicht war der Hohenberger ein bemerkenswerter Mann, auch künstlerisch hinterließ er Spuren: Als Minnedichter ist er unter dem Namen Albrecht von Haigerloch in der Manessischen Liederhandschrift vertreten, und sein eigenes Sterben im Kampf wurde mehrfach literarisch verarbeitet.

Die Bedeutung der Hohenberger sank nach dem Tod Albrechts II. Zwar behielt die Familie das Vogteirecht auf Burg Helmsheim, aber die Pfandschaft bei den Grafen von Württemberg wurde nie mehr eingelöst. Im 14. Jahrhundert gerieten die Hohenberger immer tiefer in Schulden und verloren so Stück um Stück ihres einst umfangreichen Besitzes an die Nachbarn. 1380 kamen sie mit ihrem Stammgebiet völlig an das verwandte Haus Österreich. Gondelsheim, Bonartshausen und Helmsheim gingen damals wohl endgültig in württembergischen Besitz über. In Stuttgart allerdings plagte man sich ebenfalls mit Geldsorgen, was Schloss und Dorf Gondelsheim ein höchst unruhiges Schicksal bescherte. Eben 1380 verpfändeten Eberhard II. von Württemberg und sein Sohn Ulrich diesen Besitz samt Bonartshausen sowie Höfen in Diedelsheim und Rinklingen für 3600 Gulden an den Ritter Wiprecht von Helmstadt. Danach scheint vorübergehend Konrad von Stammheim, wohl ein Nachkomme der schon seit Berthold von Mühlhausen in Helmsheim ansässigen Vögte, Eigentümer gewesen zu sein. 1457 verpfändete Graf Ulrich V. von Württemberg als Vormund des Grafen Eberhard V. die Dörfer erneut an den Adel von Helmstadt und versprach gleichzeitig, die Pfandschaft nie mehr einzulösen.

Für die Württemberger war dieser Besitz damit praktisch schon verloren. Endgültig verkauften ihn die beiden Grafen Eberhard der Ältere und Eberhard der Jüngere am 6. Mai 1483 für 8300 Gulden an Blicker XIV. Landschad von Neckarsteinach (1441–1499). Blicker, zwischen 1471 und 1484 Hofmeister in Heidelberg, erhielt von Kurfürst Friedrich dem Siegreichen für seine Verdienste mehrere Burglehen und Dörfer in der Pfalz und im nördlichen Kraichgau. Er selbst und seine Nachfahren übten einen bedeutenden Einfluss auf die kurpfälzische Politik aus und stellten bis zum Aussterben der Familie 1653 immer wieder einflussreiche Beamte am Heidelberger Hof. Auch Belege für die persönliche Geltung Blickers XIV. gibt es einige: Zu seiner Hochzeit fand sich der Kurfürst mit gesamtem Hofstaat in Neckarsteinach ein, und 1495 beauftragte ihn der Fürst als einen von sieben Reichsschatzmeistern mit der Erhebung des „Gemeinen Pfennigs“. Blicker XIV. erweiterte den Besitz seiner Familie beträchtlich, schrieb eine Geschichte des Neckarsteinacher Geschlechts und stand in engem Kontakt mit dem Humanisten Jakob Wimpfeling.

Sehr wahrscheinlich hängt der Erwerb von Gondelsheim und Helmsheim, die ja beide im 15. Jahrhundert als Pfandschaft der Württemberger im Besitz der Herren von Helmstadt waren, damit zusammen, dass Blickers Gemahlin eine Mia von Helmstadt war – und die Helmstädter, wie fast alle Adligen zu dieser Zeit, sich in Geldnot befanden. So hat Blicker das Dorf wohl schon 1479 über seinen Schwager, Hans von Helmstadt, zunächst als Pfandschaft erworben. Aus dem Kaufbrief von 1483 geht nämlich hervor, dem jetzt erfolgten *„ewig Kauf“* sei eine solche Pfandschaft vorausgegangen, die Blicker den Grafen von Württemberg mit 4900 Gulden vergolten hatte. Für den endgültigen Kauf waren daher nur noch 3400 Gulden zu entrichten. Zugleich gibt diese Urkunde einen Einblick in die mit der Herr-

schaft verbundenen Rechte des Ortsadels; sie zählt neben dem Besitz an sich noch folgende dem adeligen Herrn zustehende Verbindlichkeiten auf: *„allen Nutzen, Leute, Gefälle, Beethen, Steuern, Zinsen, Zehnten, Güter, Frucht, Wein, Gänse, Hähne, Hühner, Vogtei, Gericht, Zwing und Bann, Dienste, Frevel, Bußen, Wasserrechte, Waidrechte, Fischerei, Wald, Frondienste, Holzrecht, Mühle, Kelter“*, d. h. jegliche Rechte der *„Obrigkeit und Herrlichkeit“*.

Es scheint aber, als habe Blicker XIV. seine Erwerbung getätigt, ohne selbst im Besitz ausreichenden Kapitals zu sein; jedenfalls musste Pfalzgraf Philipp noch im selben Jahr 1483 bei den beiden württembergischen Grafen eine Summe von 2000 Gulden ausgleichen, die ihnen der Landschad vom Kauf des Ortes Gondelsheim her schuldig geblieben war. Mit diesen Transaktionen jedenfalls kam das Dorf nun in den pfälzischen Machtbereich, der sich im Kraichgau um die Amtsstadt Bretten gruppierte. Für die Besitznachfolger der Landschaden von Neckarsteinach sollte sich diese politische und territoriale Nähe zur Kurpfalz noch als eine überaus schwere Bürde erweisen.

Blicker XIV. starb 1499. Sein ältester Sohn, Hans III., erbte den Neckarsteinacher Besitz, während der Zweitgeborene, Blicker XV., seinen Wohnsitz nach Schloss Gondelsheim verlegte und damit eine selbstständige Seitenlinie der Landschaden einleitete. Verschiedene väterliche Lehen gingen auf ihn über, darunter einige pfälzische, vor allem aber sämtliche badischen. Von 1507 bis 1519 fungierte er als Vogt zu Pforzheim und gelangte dort zu beträchtlichem Ansehen, was auch darin zum Ausdruck kam, dass ihn der Markgraf von Baden mehrfach mit wichtigen Aufgaben und auswärtigen Missionen betraute. Im Zusammenhang mit einem drohenden Bundschuhaufstand bei Freiburg 1513 vertrat er ebenso dessen Interessen wie bei den Unruhen, die den württembergischen Herzog Ulrich in Konflikt mit seinen Landständen brachten und im so genannten Tübinger Vertrag endeten; diesen besiegelte Blicker XV. als markgräflicher Gesandter mit. Schließlich wurde er auch als Zeuge für den Abschluss des politisch durchaus brisanten badischen Hausvertrages vom 25. Juli 1515 herangezogen, der die Teilung der Markgrafschaft unter den drei Brüdern Ernst, Bernhard und Philipp regelte.

Nach dem Tod Blickers XV. ging der Besitz 1520 auf seinen ältesten Sohn Christoph I. über, der zeitweilig ebenfalls in badischen Diensten stand und gemeinsam mit seinen nachgeborenen Brüdern Philipp, Blicker XVI. und Friedrich I. die Gondelsheimer Geschicke über weite Strecken des 16. Jahrhunderts lenkte. In diese Epoche fällt der Bauernkrieg von 1525, nach dessen blutigem Ende sich auch die Gondelsheimer in einer Unterwerfungsurkunde selbst des Eidbruchs und der Pflichtverletzung gegenüber ihrer Herrschaft sowie den Gesetzen des Reiches bezichtigen mussten. Christoph I. wurde wie sein Vater zeitweilig von den badischen Markgrafen mit besonderen Aufträgen betraut, reiste 1556 für Karl II. von Baden-Durlach zum Reichstag nach Regensburg und fungierte als markgräflicher Rat zu Pforzheim.

Rund 100 Jahre hatte die Gondelsheimer Seitenlinie der Landschaden Bestand, ehe sie am 8. September 1600 mit dem Tod von Hans Bleickard II., Sohn von Friedrich I. und letzter männlicher Nachfahr Blickers XV., erlosch. Der nunmehr „freiadelige Flecken“ Gondelsheim ging 1612 durch die Heirat der Landschadin Anna Margaretha, Hans Bleickards Tochter, mit Georg Rudolf Knebel von Katzenelnbogen in dessen Besitz über. 1650 wurde das Dorf schließlich an den Freiherrn Johann Bernhard von Mentzingen verkauft. Mit dieser Familie beginnt der wohl langfristig prägendste und in mehrfacher Hinsicht spektakulärste Abschnitt der Gondelsheimer Adelsgeschichte.

Die Rebellion von 1730

Nach dem Erwerb von 1650 scheinen die Gondelsheimer sieben Jahrzehnte lang mit ihren neuen Ortsadeligen ein relativ entspanntes Verhältnis gepflegt zu haben. Heftig jedoch eskalierten die Konflikte zwischen der Gemeinde und dem Freiherrn Johann Reinhard von Mentzingen nach 1720, als der Adelige unweit des hochmittelalterlichen Bonartshäuser Hofes den so genannten Neuen Hof, auch als Erdbeerhof bezeichnet, anlegen ließ.[3] Johann Reinhard, Enkel von Johann

Bernhard, war eine ausgesprochen schwierige Persönlichkeit, die sich auch gegen Widerstände in der eigenen Familie den Alleinbesitz von Ort und Gut Gondelsheim zu sichern wusste. Eine „Dynastie“ der Gondelsheimer Linie des Hauses Mentzingen zu begründen war ihm jedoch nicht vergönnt: Seine Frau Marianne Elisabeth hatte wohl zwei Mädchen zur Welt gebracht, aber keinen überlebenden Sohn. Den beiden Töchtern und – falls er vor ihr starb – seiner Witwe eine eigene Gutswirtschaft als Erbteil zu verschaffen, war einer der Auslöser für Johann Reinhards folgenschweren Entschluss, den Neuen Hof anzulegen.

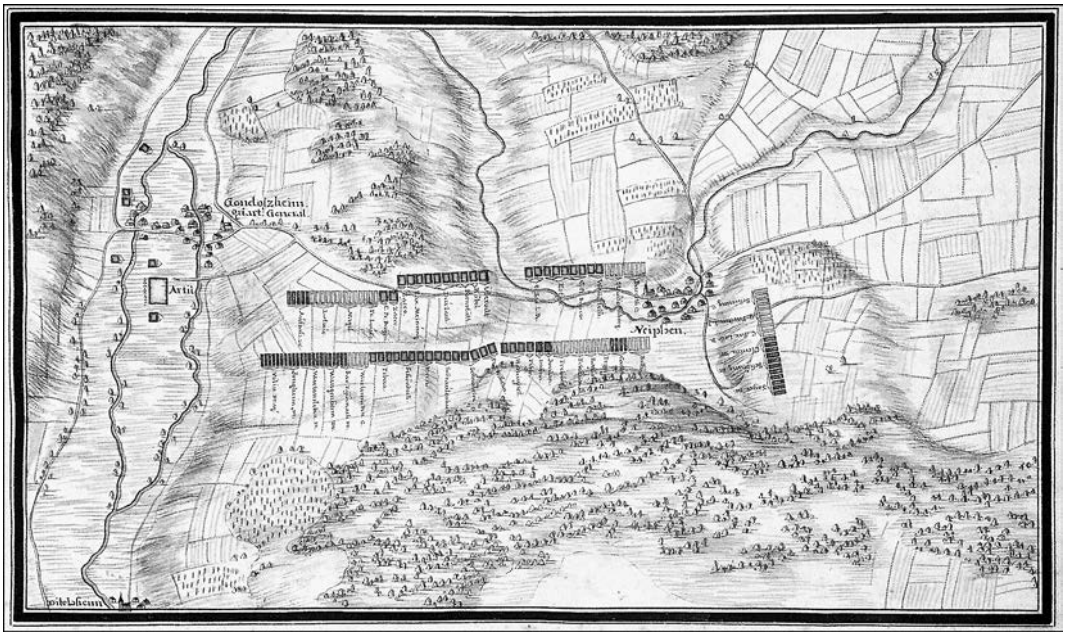
Ein zweiter war sicher seine eigene, rasch fortschreitende Verschuldung, die weitere Einnahmequellen erforderte. Als Angehöriger der Reichsritterschaft musste auch Johann Reinhard eine standesgemäße, mithin aufwändige Lebenshaltung bestreiten und hatte doch eigentlich kein Geld dafür. Das Stammgut der Mentzinger und das vieler Ritterfamilien war durch Erbteilung völlig zerstückelt, jedes Familienmitglied besaß nur ein einziges Dorf oder gar bloß einen Anteil daran. Oft genug standen in dieser Zeit geringe Einnahmen sehr hohen Ausgaben gegenüber, und für diverse Anleihen musste Johann Reinhard Teile seiner Güter verpfänden. Einer seiner wichtigsten Kreditgeber war die benachbarte Kurpfalz, bei der sich das Haus Mentzingen bis Mitte des 18. Jahrhunderts mit Hypotheken über fast 190 000 Gulden verpflichtete.

Nun verfügte Johann Reinhard jedoch nicht über genug Grund und Boden, um seinen neuen Hof mit einer ausreichenden landwirtschaftlichen Nutzfläche auszustatten. Deshalb zog er Flächen an sich, vor allem Wälder, die eigentlich im Besitz der Gemeinde waren, und ließ sie zur Anlage des Erdbeerhofes roden. Daraus resultierte ein erbitterter Konflikt und zugleich ein von der Gemeinde angestrengter Prozess vor dem kaiserlichen Reichshofrat in Wien, einer der beiden höchsten Justizinstanzen im Alten Reich. Dies alles bot Zündstoff für eine sehr lange und sehr unruhige Zeit; aus dem Widerstand gegen die Schaffung des Neuen Hofes, der den Bauern Fläche für die Produktion ihrer eigenen Nahrungsmittel und Handelsgüter entzog, keimte so die Gondelsheimer Rebellion von 1730.

Diese Rebellion hatte noch eine zweite Wurzel, nämlich die ständigen Einmischungen der benachbarten Kurpfalz in die Angelegenheit der Kraichgauer Ritterorte, zu denen auch Gondelsheim gehörte. Schon zu Zeiten der Landschaden von Steinach und Knebels von Katzenelnbogen hatte es diese Einmischungen gegeben, vertraten doch die Pfälzer Kurfürsten die höchst umstrittene Ansicht, solche Niederadeligen stünden unter ihrer Oberherrschaft. Eine derartige Position war Auslöser für unzählige Konflikte zwischen der Pfalz und den Kraichgauer Rittern, bei denen um landesherrliche Rechte, Gerichtshoheit und Abgaben gerungen wurde.

1727 bekamen die Gondelsheimer erstmals zu spüren, was dieser Konflikt bedeuten und wohin er führen konnte. Johann Reinhard von Mentzingen hatte seit Jahren mit dem Brettener Bürger Moritz Krämer eine Auseinandersetzung um Besitz- und Erbrechtsfragen, die letztlich eskalierte und bis auf höchste politische Ebene getragen wurde. Um Krämers Rechte – also die Rechte eines pfälzischen Untertanen – durchzusetzen, gewährte der Kurfürst seinem Landeskind nahezu jeden Beistand. Krämers Konflikt war vor dem Hintergrund der harten Rivalität zwischen Pfalz und Ritterschaft keineswegs ein bloßer Privathändel, sondern eine Staatsaffäre. Letztlich legitimierte der Fürst gewaltsame Übergriffe auf Gondelsheim und die Beschlagnahme von Hab und Gut der Ortseinwohner, um damit die finanziellen Verluste auszugleichen, die Krämer durch den Freiherrn von Mentzingen erlitt. Im September 1727 wurde das Dorf gleich zweimal von Brettener Bürgern unter Krämers Führung abgeriegelt, überfallen und geplündert, es kam zu Schießereien und schweren Körperverletzungen.

Dies rief eine tiefe Vertrauenskrise bei den Gondelsheimern hervor, und zwar gegenüber dem eigenen ungeliebten Ortsadeligen, der nun auch völlig darin versagte, seinen Untertanen Schutz oder wenigstens Wiedergutmachung zu gewährleisten. Johann Reinhard von Mentzingen erwies sich, wenn er solchen Interventionen von außen nichts entgegenstellen konnte, als politisch und militärisch schwach. Der Kurfürst von der Pfalz hingegen, der den Nachweis seiner Durchset-



Eine der ältesten farbigen, freilich nur skizzenhaften Darstellungen von Gondelsheim findet sich auf einer Militärkarte des Jahres 1694. Sehr gut erfasst ist die Lage des Dorfes in der grünen Aue des Saalbachtals, von der aus beiderseits nach Westen und Osten die wellige Hügellandschaft des Kraichgaus aufsteigt. Im Süden ist noch die Nachbargemeinde „Ditelsheim" (Diedelsheim) zu erkennen, im Osten Neibsheim alias „Neipsen". Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, 46/3743, Bd. II, S. 204

zungsfähigkeit eindrücklich erbracht hatte, bot den Gondelsheimern zugleich Unterstützung gegen die Willkürherrschaft des Freiherrn an. Natürlich aus eigenem Machtkalkül: Er hoffte den bislang freiadeligen Flecken auf diese Weise nach Möglichkeit in sein Territorium einbeziehen zu können. Vor diesem politisch überaus spannungsgeladenen Hintergrund ging die Auseinandersetzung zwischen dem Freiherrn von Mentzingen und den Bürgern des Dorfes im Frühjahr 1730 in eine weitere Runde.

Vordergründiger Auslöser war Johann Reinhards Befehl, im Dorf einen neuen Gefängnisturm zu errichten. Um diesen Bau ausführen zu können, forderte er die Frondienste der Gondelsheimer an. Die aber widersetzten sich; rasch sammelte sich eine etwa zehn- bis zwölfköpfige Kerngruppe, deren Anhänger offenbar bereits seit längerem mit dem Regiment des Freiherrn haderten. Dieser Kerngruppe gelang es, die latente Unzufriedenheit der Dorfbewohner in kürzester Frist, binnen weniger Wochen, zum offenen Widerstand zu erweitern. Während einer Bürgerversammlung am 5. April 1730 kursierte, von den Aufrührern in Umlauf gebracht, ein Papier gegen den Gefängnisbau, das von den meisten Anwesenden unterschrieben wurde. Nur der weitaus kleinere Teil der Gemeinde stand, so erwies es sich, noch loyal zur Herrschaft.

Schlichtungsversuche scheiterten, nicht zuletzt, weil die Kurpfälzer von Bretten aus massiv und bewusst auf eine Eskalation des Konflikts hinarbeiteten. Am 22. April erschienen rund 40 Gondelsheimer *„mit größtem Ohngestüm"* auf dem Rathaus der Gemeinde, stießen Flüche und lautstarke Verwünschungen aus und brachten anschließend, darin wiederum vom Brettener Oberamt unterstützt, ihre Beschwerden zu Papier. In denselben Tagen entstand auch ein Brief, der die Unterschriften von fast 50 Gondelsheimer Bürgern trug und in dem geklagt wurde, sie seien durch Johann Reinhard von Mentzingen derart *„gegen das alte Herkommen und Verträge beschwehrt worden, daß es unß die höchste Ohnmöglichkeit seyn will, unter und bey solchem längerhin zu wohnen, ja das Unßrige mit den Rucken anzusehen endlich*

Kurtz gefasste
Gründliche Ausführung /
Deren
Ihrer Churfürstl. Durchl.
zu Pfaltz,
In und über das
Dorff Gundelsheim /
Im Ober-Ambt Bretten gelegen /
Zukommender
Hoher Gerechtsamen / Vorrechten und Regalien /
Sambt
Wahrhaffter Erzehlung /
Deren
Von dem jetzt-mahligen Inhaber und Vogts-Junckeren
Johann Reinhardt
von Mentzingen /
Seith einigen Jahren hero unternommener höchst-straffbahrer Turbation, Spolien und Attentaten.

Mannheim, Gedruckt in der Chur-Pfälthischen Hoff-Buchtruckerey.
Anno 1731.

Freyherrlich-Mentzingische
Gründliche
Beantwortung,
Wiederlegung, und beßere
Außführung
Gegen das Chur-Pfältzische Impressum
Der sogenannten
(Kurtz-gefaßten Außführung
In und über das Dorff Gondelsheim im Ober-Amt
Bretten gelegen /
Ihro Churfürstl. Durchl. zu Pfalz
Zukommender
Hoher Gerechtsamen / Vor-Rechten und Regalien
Sambt
Wahrhaffter Erzehlung derer von dem jetztmahligen
Innhabern und Vogts-Junckern
Johann Reinhard von Mentzingen
Seit einigen Jahren hero unternommener höchst-straffbarer
Turbation, Spolien und Attentaten.
Gedruckt Mannheim in der Chur-Pfältzischen Hof-Buchdruckerey
Anno 1731.)
Mit benöthigten ex meris Actis und der Wahrheit
genommenen
SPECIEBUS FACTI.

Gedruckt zu Heilbronn bey Johann Michael Mayern /
Anno 1732.

Zwei Streitschriften aus den Jahren 1731 und 1732, mit denen der Kurfürst von der Pfalz und Freiherr Johann Reinhard von Mentzingen ihre jeweils spezifischen Machtinteressen hinsichtlich der Herrschaft über Gondelsheim durchzusetzen versuchten
Vorlagen und Aufnahmen: Generallandesarchiv Karlsruhe, 229/32773

genöthiget werden, maßen solcher so despotice mit unß verfahret, daß deßen Procedere einer türkischen Zucht mehr als gleich ist“. Der Freiherr bringe die Menschen um Haus und Hof, jage sie wegen geringer Ursache aus dem Dorf oder werfe sie ins Gefängnis.

In den folgenden Monaten herrschte Aufruhr in Gondelsheim. Drohungen, Ausschreitungen, aufsässige Reden, auch Gewalttätigkeiten waren an der Tagesordnung. Ließ der Freiherr einen Rebellen verhaften und in die Arrestzelle sperren, wurde er vom aufsässigen Teil der Bürgerschaft rasch wieder befreit. Die sichtbare Schwäche des Mentzinger Adeligen erzeugte eine Krise der Ordnung und damit bei den Bauern ein Gefühl für einen Freiraum. Den versuchten sie zu nutzen, um Stück für Stück die Rechte der Gemeinde durchzusetzen und wo möglich zu erweitern.

Unterdessen schaltete die Kraichgauer Ritterschaft den Kaiser in Wien ein. Der warnte einerseits den Kurfürsten von der Pfalz, sich nicht mehr in die inneren Angelegenheiten von Gondelsheim einzumischen, und andererseits die Rebellen im Saalbachtal, wieder in die Schranken des Gehorsams zu treten, wollten sie nicht schwere Strafen heraufbeschwören. Zugleich entsandte der Kaiser eine Kommission, die einen abermaligen Schlichtungsversuch unternehmen – oder aber, im Falle des Scheitern, Militär anfordern sollte, um *„bey fernerer Renitenz die Rädelsführer in sichern Gewahrsamb bringen“* und ihnen den Prozess machen zu lassen.

Die Einigung misslang erneut, es folgte der angedrohte Militäreinsatz. Über 100 Mann eines in Philippsburg stationierten Regiments holten zu nachtschlafender Zeit, gegen 23 Uhr am 28. September 1730, acht der vermeintlich wichtigsten Rädelsführer in Gondelsheim aus ihren Betten. Es kam zu turbulenten Szenen: Der eine unternahm einen Fluchtversuch, ein

anderer setzte sich mit einer Heugabel zur Wehr und hieb einem Musketier das Bajonett entzwei. Immer zwei aneinander gefesselt, wurden die acht Männer bald darauf vom größeren Teil des Kommandos nach Philippsburg geschafft und dort für insgesamt fast vier Jahre eingesperrt. Im Gondelsheimer Schloss blieb eine etwa 30 Mann starke Abteilung zurück. Deren Aufgabe: Die Freifrau von Mentzingen und ihre beiden Töchter schützen, die sich noch im Familiensitz aufhielten, ebenso die treu gebliebenen Untertanen im Dorf. Wo möglich, sollten auch weitere Rädelsführer der Rebellion dingfest gemacht werden.

Von diesen allerdings hatten viele entkommen können und wandten sich nun nach Mannheim, um den Kurfürsten von der Pfalz über das Geschehen zu informieren und Hilfe anzufordern. Ihre Hoffnungen wurden nicht enttäuscht. Am frühen Morgen des 8. Oktober 1730 rückten rund 150 kurpfälzische Soldaten in Gondelsheim ein mit dem Befehl, die noch verbliebenen kaiserlichen Truppen zum Abrücken zu zwingen. Es kam zu Schusswechseln, ein Kurpfälzer wurde getötet, und beide Einheiten lagen sich, einander bespitzelnd und wo immer es ging schädigend, in den kommenden drei Wochen gegenüber. Derweil traktierten die kurpfälzischen Soldaten die wenigen Bürger von Gondelsheim, die sich noch zum Hause Mentzingen bekannten, tranken ihnen die Fässer leer und versuchten sie zu bereden: Wenn sie sich vom Freiherrn lossagten und den Kurfürsten als neuen Herrn anerkannten, so werde ihnen *„aller Schaden wieder ersetzet“*.

Auch das Abrücken der pfälzischen Soldaten Ende Oktober löste den Konflikt für beide Seiten nicht. Noch über Jahre hinweg versuchten alle Beteiligten, ihre jeweiligen spezifischen Interessen durchzusetzen: der Kurfürst sein Machtkalkül, mit dem er Gondelsheim für die Pfalz vereinnahmen wollte; der rebellische Teil der Bürgerschaft, der von Johann Reinhard von Mentzingen die Erhaltung und Gewährung zahlreicher Gemeinderechte, vor allem aber die Rückgabe der Flächen beim Erdbeerhof verlangte; der Freiherr, der an beiden Fronten weitgehend glücklos agierte und sich schließlich in sein selbst gewähltes Exil nach Durlach zurückzog.

Protestierende Bauern übergeben einen Forderungskatalog an ihren Grundherrn
Kupferstich aus: Wolf Helmhard von Hohberg, Georgica curiosa aucta, 1687

In gedruckten Denkschriften, wovon jede das angebliche Unrecht des jeweils anderen in krassesten Farben ausmalte, kreuzten Johann Reinhard und sein Pfälzer Konkurrent 1731/32 die Klingen. Die Auffassung und Interpretation von „Wahrheit“, es erübrigt sich wohl zu erwähnen, war dabei auf beiden Seiten überaus flexibel. Weil aber beide adeligen Kontrahenten ihre parteiischen Druckwerke so weit als möglich zu verbreiten suchten, wurde der Name des Dorfes Gondelsheim schlagartig im ganzen Reich bekannt: als Musterbeispiel für bäuerliche Widersetzlichkeit und für die Übergriffe eines mächtigen Landesherrn gegen die Reichsritterschaft.

Johann Reinhard von Mentzingen starb 1735, Gondelsheim und das Hofgut Bonartshausen fielen an seine Cousins Bernhard Friedrich und Karl Christian als nächste männliche Verwandte. Beide bemühten sich alsbald um „gütliche Beylegung“ der Differenzen mit Kurpfalz. *„Ich wünsche mit recht sehnlichem Verlangen“,* seufzte Bernhard Friedrich, *„daß diese verdrießliche Sache endlich einmahl ihre Endschafft erreiche.“* Mit vorbereitet durch Herzog Karl Alexander von Württemberg, der schlichtend als Vermittler wirkte, kam endlich im März 1737 ein Vertrag zwischen den Brüdern und dem Kurfürsten zustande, der einen Schlussstrich unter den Streit setzen sollte.

Die Klagen der Untertanen freilich waren damit nicht behoben, der Prozess vor dem Reichshofrat in Wien schwebte weiter. Noch

immer hatten die Rebellen enormen Einfluss im Dorf, maßten sich Kompetenzen einer Gegenverwaltung an und versuchten den rechtmäßigen Schultheißen und Anwalt kaltzustellen. Einmal mehr kam es 1739 zu einer Untersuchung der Vorfälle und zu Schlichtungsversuchen, doch selbst Jahre später standen weiterhin fast zwei Drittel der 108 Bürger und Bürgerwitwen auf Seiten der Aufständischen. Abgeflaut ist der Protest erst, nachdem mehrere Wortführer durch kaiserlichen Erlass aus Gondelsheim verbannt worden waren.

Ein Vergleich zwischen der Gemeinde und der Familie von Mentzingen kam, wiewohl unter offenbar fragwürdigen Rahmenbedingungen, schließlich im Oktober 1774 zustande. Es schien zunächst, als könne tatsächlich ein Schlussstrich nun auch unter diesen Konflikt gezogen werden, der zu einem kostenträchtigen Prozess vor dem Reichshofrat angewachsen und selbst durch mehrfaches Bemühen um Aussöhnung nicht zu beenden gewesen war. Über allem stand das Verzeihen: Die Beteiligung einzelner, fast ein halbes Jahrhundert nach den Hauptereignissen noch lebender Rebellen sollte *„dergestalten versenket“* werden, *„daß dieserhalben keinem einiger Vorwurf gemacht oder etwas, unter welchem Vorwand es auch geschehe, nachgetragen werden solle“*. Während die Gemeinde alle Ansprüche auf das Areal des Erdbeerhofs und die meisten strittigen Distrikte aufgab, überließ ihr Freiherr Christian Ernst von Mentzingen seinerseits vier andere Forstflächen. Auf drei Seiten Papier trägt das Abkommen die Unterschriften der Bürger von Gondelsheim.

Aber es war noch immer nicht das Ende der Geschichte. Denn auf längere Sicht wirkten die Regelung von 1774 und der endgültige Verlust großer land- und forstwirtschaftlicher Flächen wie ein Stachel im Fleisch (zumal die Gemeinde das Recht durchaus auf ihrer Seite hatte). Bei einer Bürgerversammlung im Jahre 1788 votierte der überwiegende Teil aller Stimmberechtigten dafür, einen neuen Rechtsstreit zu führen, der aber 1802 endgültig verloren ging. Der Reichshofrat erkannte zugunsten der Standesherrschaft – mittlerweile das markgräflich badische Haus, in dessen Besitz Gondelsheim übergegangen war – und gegen die klagende Gemeinde. Die hatte nun für die erheblichen Kosten des insgesamt 80 Jahre (!) dauernden Verfahrens aufzukommen und sich schlussendlich mit dem Vertrag von 1774 abzufinden – was ihr aber, wie wir noch sehen werden, nicht wirklich gelang.

Der Bankrott des Hauses Mentzingen

Die schwere wirtschaftliche Krise, die schon Johann Reinhard von Mentzingen umtrieb und mit zu seiner fatalen Entscheidung beitrug, der Gemeinde Gondelsheim Waldflächen zur Errichtung des neuen Erdbeerhofes zu entziehen, führte die Kraichgauer Adelsfamilie Mitte des 18. Jahrhunderts schließlich in den Ruin. Sie hatte sich mit Krediten und Hypotheken völlig übernommen und verursachte mit einem Aufsehen erregenden Schuldenwesen Unmengen an Schriftwechsel. Sicher trugen die vielen Erbteilungen, die eine standesgemäße barocke Lebenshaltung unfinanzierbar machten, zu diesem Totalbankrott bei. Immerhin unterhielten die Mentzinger in Gondelsheim einen durchaus ansehnlichen Hofstaat mit herrschaftlichem Koch, Kammerdiener, Kutscher, Jäger, Gärtner, Lakai, Amtsbote, Kammerjungfern und Mägden. Aber zweifellos spielte ein persönliches Verschulden von Karl Christian und vor allem von Bernhard Friedrich die entscheidende Rolle. Dessen Geldprobleme arteten schon in tiefe persönliche Verzweiflung aus, als er seinen Bruder im Juni 1748 um eine erneute Finanzspritze anflehte: *„Ach mein Gott, was fange ich aber an? Ich chagrinire* [i. S. v. bekümmern, quälen] *mich bis in Tod. Ich bitte dich um Gottes willen, zeige deine brüderliche Liebe gegen mich.“*

Karl Christian hatte nach dem Antritt des Erbes 1735 zu einem in adeligen Kreisen nicht ungewöhnlichen Mittel gegriffen, das ihm helfen sollte, den bereits schwer angeschlagenen Familienbesitz zu retten und zusammenzuhalten. Er heiratete Marianne Dorothea, die Tochter seines verstorbenen Cousins Johann Reinhard, doch wurde die Verbindung bereits nach zwei Jahren wieder geschieden. Bernhard Friedrich starb 1752 als branden-

burgisch-onolzbachischer Kammerherr und Justizratsvizepräsident. Karl Christian übernahm zum eigenen Schuldenberg auch noch die enormen Außenstände seines Bruders und sah sich endgültig mit einer kaum mehr erschwinglichen, *„auf viele Tonnen Goldes ersteigenden Schuldenlast beladen“,* die sein verbliebenes Vermögen bei Weitem überstieg. Insgesamt mehr als eine halbe Million Gulden hatten die Mentzinger an Krediten aufgenommen; rechnete man außerdem bereits nachgelassene Schulden, Zinsen und ähnliches hinzu, ergab sich sogar eine dreiviertel Million. Die benachbarte Kurpfalz wartete allein auf die Rückzahlung von 190 000 Gulden. Gesichert war diese Summe durch Verschreibung auf das Rittergut Gondelsheim, dessen geschätzter „Marktwert“ in zeitgenössischen Dokumenten stark zwischen 200 000 und 500 000 Gulden schwankte. Insgesamt war der Bogen damit überspannt: Kaiser Franz I. und sein Reichshofrat erkannten in Bernhard Friedrichs Todesjahr 1752 für die Familie von Mentzingen auf Konkurs.

Ein Schock für alle Gläubiger, nicht zuletzt deshalb, weil der Ruin nach außen hin doch plötzlich und unerwartet gekommen zu sein scheint. Denn die durchaus ansehnlichen Güter der Mentzinger, so heißt es in einem Jahrzehnte später verfassten Bericht, *„verschaften ihnen einen außerordentlich grosen Credit, und ieder Capitalist glaubte anfänglich, seine Gelder nirgends sicherer ausleihen zu können als bey ihnen. […] Ja es war im Anfang das Vertrauen auf die Zahlungsvermögenheit des Freyherrn von Mentzingen so gros, daß selbst die ärmsten Personen ihr sauer erworbenes und erspartes Geld ohne Bedenken hingaben und nicht den entferntesten Gedanken hegten, daß sie das ihrige entweder gar nicht mehr oder erst nach Verlauf von mehr als 30 Jahren und vielleicht noch über dies mit einer beträchtlichen Einbuße bekommen würden. Inzwischen wuchsen die Schulden beynahe von Tag zu Tag mercklich an.* […] *Der vorhin so grose Credit fiele auf einmal.“*

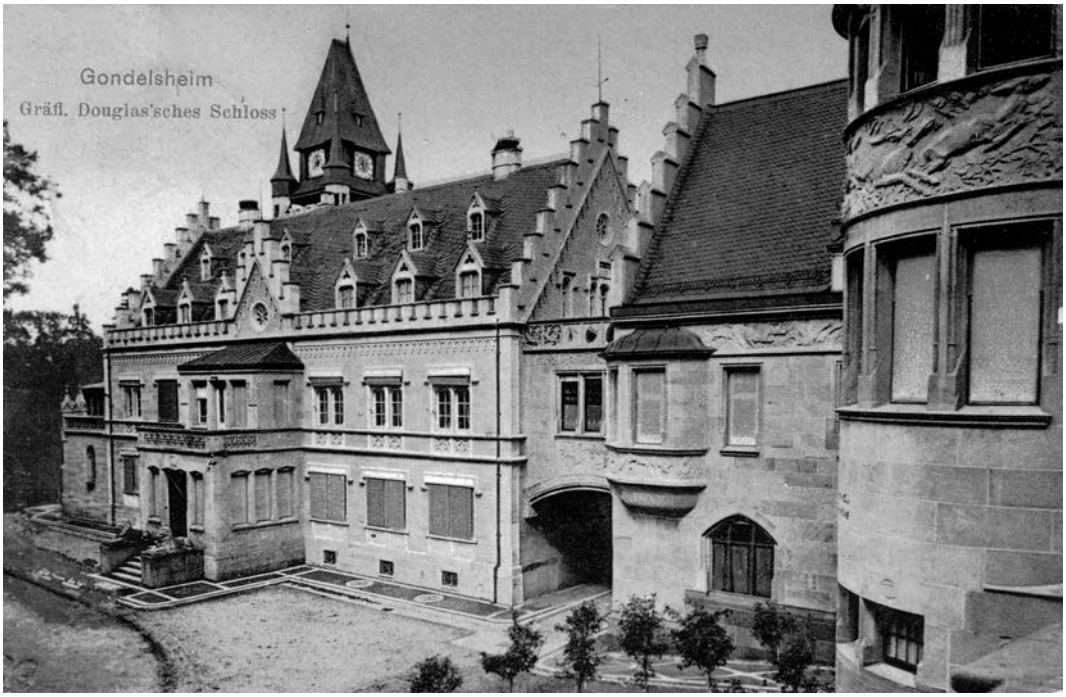
Der Scherbenhaufen, den die Mentzinger mit ihrem Bankrott anrichteten, lässt sich anhand einer 1781 veröffentlichten, im denkbar schlechten Sinne „beeindruckenden“ Liste nachempfinden, in der sämtliche Schuldner und Kreditgeber mit ihren Ansprüchen zusammengefasst sind. Insgesamt mehrere hundert Positionen enthält dieses Register, darunter ausstehende Löhne für Bedienstete, Schulden innerhalb der eigenen Familie und bei Verwandten aus dem süddeutschen Adel, bei Beamten, Räten und Schutzjuden. Der Pfälzer Kurfürst war mit einer ganzen Reihe von Einzelkrediten in gewaltiger Höhe vertreten; daneben gab es Außenstände für die Anfertigung von Orden, die Lieferung von Schreibmaterialien, Stoffen, Heu, Holz, Fleisch sowie für Schneider-, Buchbinde- und Schusterarbeiten. Die jeweiligen Beträge reichten von mehreren zehntausend Gulden bis hin zu jenen 15 Kreuzern, die die Freiherren einem Handwerker schuldig geblieben waren. Die kaum lösbare Frage, ob und wie alle diese Gläubiger tatsächlich bezahlt werden konnten, beschäftigte und erhitzte die Gemüter.

Besondere Kritik vor allem unter den Standesbrüdern der beiden Mentzinger rief hervor, dass ausgerechnet der hoch verschuldete Bernhard Friedrich noch im August 1749 im eigenen Namen und dem seines Bruder ausgerechnet zur *„adelichen Ehre und Treue“* Zuflucht genommen und Gerüchte von der völligen Überschuldung als *„unverschämte Lügen“* zurückgewiesen hatte. Gerade einmal auf 41 000 Gulden beliefen sich seiner Darstellung nach die Außenstände – eine vergleichsweise unproblematische Summe. Die Schuldner hätten allen Grund, völlig ruhig zu bleiben und *„sich auff die Versicherung ehrlicher Cavaliers gantz und gar zu verlassen“*. Das war nun aber seinerseits eine eklatante Lüge, die das Heilbronner Direktorium des Ritterkantons Kraichgau drei Jahre später denn auch mit deutlichen Worten kommentierte: *„Wir beklagen wohl von Hertzen, daß die Gebrüder von Menzingen hinter uns her und mit Verschweigung der Wahrheit eine solche Schuldenlast auf beynahe 500 000 f.* [Gulden] *so leichtsinnig und recht liederlich contrahirt* [i. S. v. zustande bringen].“

Ein persönliches Verschulden bei dieser ganzen Misere vermochte Karl Friedrich von Mentzingen dennoch nicht zu erkennen. 1758 wehrte er sich gegen Vorwürfe, noch immer

eine teure und daher verderbliche Haushaltung zu führen. *„Nach meinem Begriff“*, erklärte er, *„ist eine Haußhaltung kostbar und verderblich, wenn bey derselbigen der Kleiderpracht herrschet, öffters tractiret und die Tafel täglich mit überflüssigen Speißen und frembden Weinen besezet wird, ohnnöthige Bediente, Gesindt, Pferdte, Hunde und dergleichen gehalten werden.“* Aber gerade davon könne doch in seinem schlichten Gondelsheimer Domizil keine Rede sein. Der Haushalt bestehe einzig aus ihm, seiner Frau, den drei Kindern und deren Hauslehrer. Dazu kamen noch sechs Bedienstete, darunter Gärtner, Koch und Kutscher; dann drei Frauen für seine Gattin: Kammerjungfer, Kindsmagd und Säuglingsamme; schließlich einige Knechte und Mägde. Auf keinen dieser Hausangestellten könne er verzichten, bemerkte Karl Friedrich, und wollte daher von seinen Kritikern konkret wissen: *„Was wird denn nun also an dieser so sehr beschreyten kostbaren verderblichen Haußhaltung abzuändern oder zu verbeßeren seyn?“* Im weiteren Verlauf der Diskussionen kam dennoch alles auf den Prüfstand, ob es nun die Livreen der Dienerschaft waren oder die Notwendigkeit von Kutschpferden, ja sogar, *„ob der Gondelßheimer Hauß-Hund überflüßig seye oder nicht?“*

Mit dem Bankrott von 1752 übertrug Kaiser Franz I. die treuhänderische Verwaltung der mentzingischen Güter und Einkünfte an den Kanton Kraichgau der Schwäbischen Reichsritterschaft, dem die Familie politisch angehörte. Allerdings witterte die Kurpfalz, Hauptgläubigerin und langjährige Kontrahentin der Mentzinger im Kampf um die Herrschaft in Gondelsheim, nun ihre Chance, zog das bankrotte Gut an sich und provozierte damit heftige Klagen der Reichsritter über *„die churpfälzische Gewalt, der wir weichen musten“*. Die Gemeinde geriet vorübergehend in ein gewisses Vakuum: Einerseits galt sie noch als ritterschaftliches Territorium und der Freiherr von Mentzingen nominell als ihr Besitzer, real war Gondelsheim durch die Pfandschaft der Kurpfalz dem Zugriff des Ortsadeligen und praktisch sogar des Ritterkantons entzogen. Die Überlegungen auf höchster politischer Ebene gingen in alle Richtungen: Würde der Ort endgültig kurpfälzisch werden? Konnte man ihn sinnvoll als Tauschobjekt



Kolorierte Postkarte des Schlosses Gondelsheim, um 1908 Vorlage: Werner Wenz, Gondelsheim

nutzen? Fand man vielleicht in den Reihen der Schwäbischen Reichsritterschaft einen Interessenten, dem der Erwerb schmackhaft gemacht werden konnte? Oder wäre es möglich, so grübelte Karl Christian von Mentzingen 1757, Gondelsheim dem Landgrafen von Hessen als Lehen zu überschreiben?

Mehrere vertragliche Regelungen im Mai und Juni 1761 schufen schließlich Fakten: Die Pfalz, der Freiherr von Mentzingen und die Herrschaft Baden-Durlach einigten sich auf einen „Ringtausch". Der badische Markgraf, der eine Pfandschaft von 130 000 Gulden auf der schlesischen Grafschaft Wartenberg stehen hatte, tauschte diese mit der pfälzischen auf Gondelsheim und zahlte den Differenzbetrag von 60 000 Gulden in bar an den Kurfürsten aus. Damit war Gondelsheim – obwohl formal noch immer ritterschaftlicher Besitz – in den badischen Staatsbereich einbezogen.

Karl Christian von Mentzingen und seine Frau taten sich offenkundig schwer mit ihrem Abgang aus dem Saalbachtal. Bald nach dem Besitzerwechsel, im Sommer oder Herbst 1761, erreichte ein ebenso undatierter wie ungeduldiger Brief aus Karlsruhe den Amtmann Samuel Philipp Adam Füger, der als herrschaftlicher Verwalter in Gondelsheim saß. *„Es wäre sehr guth",* so entnahm Füger den Zeilen dieses Schreibens, das von seinem künftigen badischen Arbeitgeber stammte, *„wann der Herr von Menzingen endlich Raum machen würde."* Im November war es so weit. Zunächst verließ der Freiherr, einige Tage später auch die Freifrau ihr einstiges Gondelsheimer Domizil für immer. Nicht ohne zuvor in ihrem Sinne Tabula rasa gemacht zu haben: Die Keller waren leer geräumt, sämtliche Weinvorräte nebst den wertvollen Fässern weg. Einige im Ort wollten wissen, die Freifrau habe alles nach Diedelsheim verkauft und so zu Geld gemacht, andere hatten angeblich gehört, Wein und Fässer seien nach Menzingen geschafft worden. In den Zimmern des kleinen Schlosses waren die Tapeten von den Wänden gerissen, und auch der Garten befand sich in einem unschönen Zustand: Die Buchs- und Zwergbäumchen fehlten, man hatte sie *„ohngeachtet vollend alles Stump und Stiel mit nach Menzingen genommen"*. In letzter Minute hinderte Füger die Freifrau daran, im Herbst 1761 auch noch die Gondelsheimer Zehntabgaben einzustreichen. Missmutig beobachte der Amtmann die zunächst negativen Folgen dieses Herrschaftswechsels. Besonders stieß ihm das Verhalten von Pfarrer Philipp Ludwig Tausent auf, der seit 1748 Geistlicher in Gondelsheim war. *„Es ist unbeschreiblich",* murrte Füger, *„was der Mann, seit deme er weiß, daß keine Herrschaft mehr in die Kirche kommt, vor schlechte Predigten ablegt, und wie nachläßig er überhaupt in seinem Amte ist."* Füger selbst hingegen zeigte schier ungebremste Aktivität. Ohne noch den Freiherrn um Erlaubnis zu fragen oder bereits entsprechende Order aus Karlsruhe zu haben, ließ er die bisher im Schlossareal stehenden Kastanienbäume ausgraben und Obstbäume an deren Stelle setzen. *„Die ganze Wellt wird es nicht mißbilligen",* so war der Amtmann überzeugt, *„wann man gut Obst dahin sezet, und alte onnüzliche Bäume wegthut."*

Aus dem Ringtausch von 1761 und dem Einbezug Gondelsheims in den badischen Staatsbereich ergab sich nun eine weitere, für die Ortsgeschichte höchst folgenreiche Variante. Denn im Jahre 1764 bemühte sich Markgräfin Karoline Luise von Baden um eine selbstständige unmittelbare Herrschaft für ihre Söhne, deren künftige Versorgung sie gesichert wissen wollte. Dieses hartnäckig verfolgte Ziel erreichte sie schließlich durch eine Vereinbarung mit ihrem Gatten, dem Markgrafen Karl Friedrich, der ihren *„löblichen Vorsaz"* guthieß und sie *„als eine getreue und liebreiche Mutter"* würdigte. 1771 trat er ihr das pfandschaftliche Eigentum an Gondelsheim mit Bonartshausen und Erdbeerhof ab, allerdings unter Wahrung seiner obersten Landeshoheit *„in politicis et ecclesiasticis"* – also in weltlicher und kirchlicher Hinsicht –, soweit nicht auch noch Belange der Reichsritterschaft berührt wurden. Die für Karoline Luise wichtigste Klausel war wohl, dass der Besitz zwar auf ewig ein Teil der Markgrafschaft sein und bleiben müsse, sie aber das Recht habe, ihn an die Söhne zu vererben. Nur eine letzte Schwierigkeit galt es noch zu überwinden: Um diese selbstständige Herrschaft im Erbfall tatsächlich weiter übereignen zu können, musste Karoline Luise zunächst

erreichen, dass ihre Söhne durch Kaiser Joseph II. in den reichsunmittelbaren Adelsstand erhoben wurden.

Nach wie vor aber gehörte, trotz aller Verpfändung, Gondelsheim auf dem Papier den Mentzinger Freiherren. Erst im Oktober 1784, unter Christian Ernst von Mentzingen, sollte der Ort schließlich auch formal und endgültig den Besitzer wechseln. Der Freiherr und seine nächsten Verwandten waren bereit, den badischen Prinzen Friedrich und Ludwig Wilhelm August das Rittergut mit beiden Höfen abzutreten. Im Vergleichs- und Kaufvertrag wurde vereinbart, die Käufer hätten alle auf Gondelsheim lastenden Schulden zu übernehmen und dazu noch einen Aufpreis von 25 000 Gulden zu zahlen.

Die Kraichgauer Ritterschaft jedoch setzte diesem beabsichtigten Besitzerwechsel, so weit sie konnte, Widerstand entgegen. Denn für sie war, aus politischer Sicht, die Frage des Verkaufs brisant und kritisch: Der Verlust eines ritterschaftlichen Dorfes an eine Territorialherrschaft bedeutete eine weitere Schwächung des regionalen Niederadels. Laut Ritterordnung und kaiserlichen Reichsregularien sollte für jeden Ort gelten: einmal ritterschaftlich, immer ritterschaftlich. *„Das Wohl und das Wehe des Kantons Kraichgau“,* hieß es daher aus diesen Kreisen, *„will davon abhangen, ob der vermeintl[iche] Verkauf des Ritterguths Gundelsheim Statt habe.“* Letztendlich aber scheiterten die Versuche, den Kaufvertrag rückgängig zu machen, und so musste die Ritterschaft den Handel allen Bedenken zum Trotz geschehen lassen.

Im März 1787 wurde der Verkauf an die badischen Prinzen schließlich rechtswirksam, die kaiserliche Genehmigung des Vertrages erfolgte zu Wien im Juli 1789. Noch einmal ein weiteres Jahr dauerte es, ehe das Dorf im Juni 1790 in feierlicher Form als privates Eigentum an Friedrich und Ludwig Wilhelm August übergeben werden konnte. Über 200 Gondelsheimer – die männliche Bevölkerung des Ortes und der beiden Höfe – huldigten ihren neuen Gebietern und reichten dem Gesandten der Prinzen die Rechte zum Handschlag. Bis zu diesem Punkt ging alles *„in größter Ordnung, still und ruhig für sich“* – und das trotz der jahrzehntelangen rebellischen Haltung der Gondelsheimer gegen ihre früheren adeligen Besitzer. Dann galt es die Eidesformel zu bekräftigen: *„Ihr sollet geloben und schwören, daß Ihr denen Durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herrn Fridrich und Ludwig Wilhelm August Markgrafen zu Baden und Hochberg, Landgrafen zu Saußenberg, Grafen zu Sponheim, Eberstein und Hanau, Herren zu Rötteln, Badenweiler, Lahr, Mahlberg und Kehl, Dero Erben und Nachkommen wollet treu, hold, gehorsam und gewärtig seyn, Deroselben Schaden warnen, Nuzen aber fördern, auch alles dasjenige thun und verrichten, was getreuen aufrichtigen und redlichen Unterthanen gegen ihre hohe Herrschaft zu thun gebühret, so wahr euch Gott helfe und sein heiliges Wort.“*

Schon hatten manche der Anwesenden die Finger zum Schwur erhoben, da kam es plötzlich zur Unterbrechung. Einige Männer aus den Reihen von Ortsgericht, Rat und Bürgerschaft, darunter der Anwalt, trugen das Anliegen der Gemeinde vor, *„daß man sie bei ihren hergebrachten Recht und Gerechtigkeiten belaßen und ihnen nichts neues zumuthen möchte“.* Ein keineswegs unziemliches Anliegen, auf das der badische Vertreter so jedoch nicht vorbereitet war. Gewiss ein Versäumnis von ihm, denn man hätte in Karlsruhe das lange währende Zerwürfnis im Gefolge der Rebellion von 1730, als es genau um solche Fragen ging, durchaus kennen und berücksichtigen können. Die Zeremonie kam ins Stocken. *„Das Disputiren währte wohl über eine Stunde lang, die Gemeinde aber war nicht zu beruhigen und wollte durchaus kein Temperament annehmen.“* Schon stand die Huldigung kurz vor dem Abbruch, da fand der badische Beamte eine zusätzliche Formel, die den Gondelsheimern eine goldene Brücke baute. Gegen die im Lagerbuch verankerten Rechte und Pflichten der Gemeinde, versicherte er, sollten keine Neuerungen eingeführt werden – an sich eine Selbstverständlichkeit und relativ nichts sagend, aber offenkundig doch genau das, was die Bürgerschaft hören wollte. *„Zu meiner äussersten Verwunderung“,* notierte der Badener perplex, *„war die ganze Gemeinde hiemit zufrieden, und die Huldigung war sogleich darauf fast in einem Moment vollzogen.“*

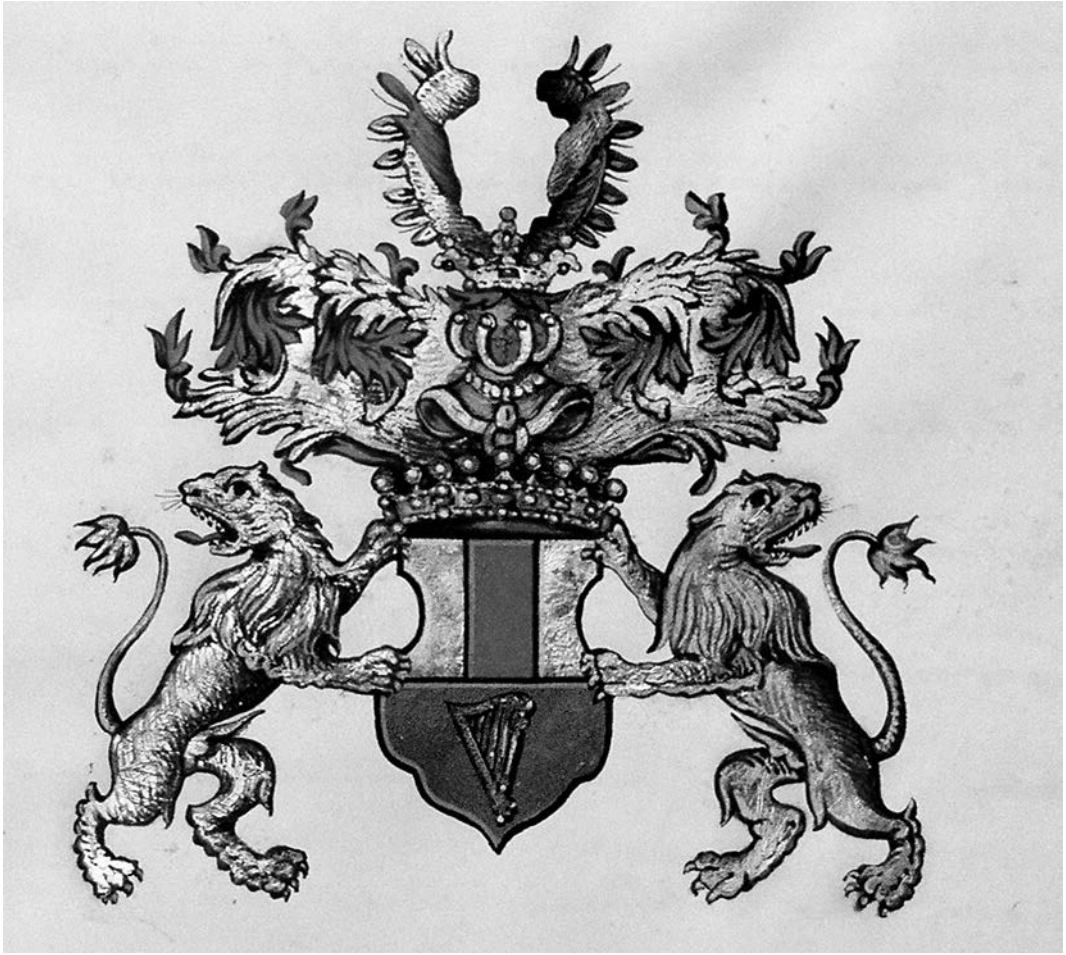
Wie Gondelsheim für kurze Zeit zu einem eigenen Adelsgeschlecht kam

Mit dem Bankrott der freiherrlichen Familie von Mentzingen und dem zunehmenden Einbezug Gondelsheims in den Machtbereich der Markgrafschaft Baden während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt ein weiteres für die Gemeinde bemerkenswertes Kapitel adeliger Geschichte: Der badische Großherzog verwendete die hiesige Herrschaft mit ihren ausgedehnten landwirtschaftlichen Gütern zur Ausstattung seiner – so würden wir heute sagen – Lebensgefährtin Katharina Werner, einer Bürgerlichen, mit der er in nicht standesgemäßer Partnerschaft verbunden war und die er zur Gräfin von Gondelsheim machte.

Am 16. Juli 1790 war das Dorf in feierlicher Form an die Prinzen Friedrich und Ludwig Wilhelm August von Baden übergeben worden; sieben Jahre später überließ Friedrich dem Bruder seinen Anteil. Diese spezifischen standesherrlichen Eigentumsverhältnisse führten dazu, dass Gondelsheim auch nach den enormen badischen Territorialgewinnen von 1803 und 1806 innerhalb des Landes einen gewissen Sonderstatus behielt. Denn während eine Urkunde aus dem Jahre 1807 einerseits das benachbarte Helmsheim als *„großherzogliche Gemeinde“* bezeichnet – ein Rechtsbegriff, der die politische Zugehörigkeit bezeichnete und für nahezu alle Städte und Dörfer des Landes galt –, ist von Gondelsheim ausdrücklich als von der *„Hochfürstlichen Markgräflich Badischen Grundherrlichen Gemeinde Gondelsheim“* die Rede.

Ludwig Wilhelm August, nach der Überlassung durch seinen Bruder alleiniger Standesherr in Gondelsheim, wurde am 9. Februar 1763 in Karlsruhe als Sohn des Markgrafen Karl Friedrich von Baden und seiner Gemahlin Karoline Louise von Hessen-Darmstadt geboren. Er wuchs zunächst noch ganz in den Anschauungen des fürstlichen Absolutismus auf. Im Jahre 1776 begann seine militärische Laufbahn als Oberst beim Baden-Durlachischen Kreis-Infanterie-Regiment. Später trat er in preußische Dienste ein und marschierte 1792 mit seinem Bataillon gegen die französisch-republikanische Armee. Auf Wunsch des Vaters nahm er 1795 seinen Abschied vom preußischen Militärdienst und kehrte nach Karlsruhe zurück. 1802 reiste Ludwig nach St. Petersburg, 1804 nach Paris. Dort war er zusammen mit seinem Neffen, dem badischen Erbprinzen Karl, Augenzeuge der Selbstkrönung Napoleons I. zum Kaiser von Frankreich. Die Beziehung zwischen Napoleon und Ludwig galt als sehr gespannt. Wahrscheinlich war dem Kaiser die preußische Gesinnung Ludwigs ein Dorn im Auge. Nachdem Napoleon 1806 seine Adoptivtochter Stéphanie de Beauharnais mit Erbprinz Karl verheiratet hatte, sagte man Ludwig nach, er übe einen schlechten Einfluss auf Karl aus. Dies schien sogar dessen Ehe mit Stéphanie zu beeinträchtigen. Ein Machtwort des französischen Kaisers verbannte deshalb Ludwig nach 1807 an den Bodensee, nach Salem. Dort blieb er bis zum Sturz Napoleons, kehrte dann nach Karlsruhe zurück, hielt sich aber vorerst von den Staatsgeschäften fern.

Großherzog Ludwig von Baden
Kupferstich aus: Lebens- und Regentengeschichte S[eine]r königl[ichen] Hoheit Ludwigs, Großherzogs von Baden, 1827



Am 13. August 1823 ernennt der badische Großherzog Ludwig seine Lebensgefährtin Katharina Werner und die gemeinsame Tochter Louise zu Gräfinnen, den Sohn Ludwig Wilhelm August zum Grafen von Gondelsheim. Allen dreien wird ein gemeinsames Wappen verliehen. Es zeigt, wie die ausführliche Textbeschreibung erläutert, „einen aufrecht ablangen, unten rund in eine Spitze zusamen laufenden, gold und blau quer getheilten deutschen Schild, wovon das obere goldene Feld mit einem rothen Pfahl belegt ist, und in dem untern blauen Felde sich mitten eine silberne Harfe befindet; das Schild decket eine mit Edelgesteinen gezierte, und mit neun großen Perlen besetzte Grafen=Krone; auf selber ruhet ein in Visier gestellter, rothgefütterter, goldgekrönter adelicher Turniershelm, der mit einem goldenen Kleinod um den Hals rechts mit einer roth und goldenen, links mit einer blauen und silbernen Decke umgeben ist, aus deßen Krone zwei Adlersflüge – nämlich rechts ein goldener, durch einen rothen Pfahl schrägrechts, links ein blauer, durch einen silbernen Pfahl schräglinks getheilt – hervorkommen; als Schildhalter sind zwei auswärts sehende, aufrechtstehende goldene Löwen, mit offenem Rachen, roth ausgeschlagnen Zungen, und über den Rücken geschlagenen Schwanz angebracht, welche mit den vordern Pranken das Schild halten“.

Vorlage: Gräflich Douglassches Archiv Langenstein. Aufnahme: Thomas Adam, Bruchsal, 2006

Inzwischen war Karl Friedrich 1811 gestorben; als Großherzog von Baden regierte nun dessen Enkel und Ludwigs Neffe Karl.

1816 lernte der unverheiratete Ludwig, damals bereits 53, die 17-jährige Katharina Werner kennen, Tochter eines Korporals und *„Figurantin“,* also Schauspielerin am Karlsruher Theater. 1811 wurde sie erstmals als Elevin in den Theaterakten erwähnt. Mit Katharina Werner verband sich Ludwig in morganatischer Ehe, die offenkundig auf einer echten gegenseitigen Zuneigung basierte und nicht mit einem Mätressenverhältnis zu vergleichen ist. Aus dieser Verbindung gingen drei Kinder hervor: die älteste Tochter Louise, geb. 1817, die bereits mit vier Jahren starb, Sohn

Ludwig Wilhelm August, geb. 1820, und eine zweite Tochter Louise, geb. 1825. Katharina lebte mit ihren Kindern, die als *„wirklich liebenswürdig und sehr wohlerzogen“* gelobt wurden, zunächst in einem Privathaus in Karlsruhe, wo sie sich nach zeitgenössischen Darstellungen durch eine bescheidene und anspruchslose Lebensweise allgemeine Achtung erwarb. Ihrem Lebensgefährten gegenüber war sie von einer *„unausgesetzten umsichtigen Aufmerksamkeit und gegen Jedermann von äußerst taktvollem Benehmen“*.

Als Großherzog Karl am 8. Dezember 1818 in Rastatt starb, ohne einen männlichen Nachkommen zu hinterlassen, wurde Ludwig Regent von Baden. Es war in rechtlicher Hinsicht von vornherein klar, dass der nächste Thronfolger nicht aus der unstandesgemäßen Beziehung mit Katharina Werner stammen konnte, sondern dass bei Ludwigs Tod seinem Halbbruder, Markgraf Leopold, die großherzogliche Würde zufallen würde. Nach 1823 begann Ludwig daher mit dem Aufbau einer sicheren Existenz für seine Kinder und deren Mutter. Zunächst ernannte er seinen Sohn Ludwig Wilhelm August zum Grafen und Katharina Werner zur Gräfin von Gondelsheim. Die Familie lebte vorwiegend hier, da eine solche, nicht „legitimierte“ Verbindung in Karlsruhe ungern gesehen wurde. Ludwig hielt sich demnach „offiziell“ hauptsächlich in Karlsruhe auf, privat dagegen eher in Gondelsheim. 1826 kaufte er für etwa 207 100 Gulden die Herrschaft Langenstein im Hegau mit der gesamten Gemarkung, um im Jahr darauf seinen Sohn Ludwig zum Grafen von Langenstein, seine Tochter Louise und deren Mutter Katharina zu Gräfinnen zu machen. Diese Standeserhöhung wurde am 11. Juni 1827 testamentarisch bestätigt.

Großherzog Ludwig von Baden starb 1830 im Alter von 67 Jahren; *„die Langensteinsche Verwandtschaft“* erbte sein gesamtes privates Vermögen. Gräfin Katharina verstand es, „mit ihren Pfunden zu wuchern“ und ihre solide Kapitalausstattung in den Jahren 1833 bis 1841 noch beträchtlich zu erweitern; so erwarb sie u. a. auch die Insel Mainau. Im Alter von noch nicht ganz 51 Jahren starb Katharina im August 1850 in Zürich an Unterleibskrebs. Ihre Leiche wurde vier Monate später überführt und in der Familiengruft der Schlosskapelle von Langenstein beigesetzt.

Graf Ludwig Wilhelm August von Langenstein, der Sohn Großherzog Ludwigs und Katharina Werners, wurde am 4. Oktober 1820 geboren und verbrachte seine Kindheitsjahre in Karlsruhe. Ab 1826 lebte er vorwiegend in Langenstein. Seine Ausbildung genoss er in Mannheim, Lausanne, Wiesbaden, Dresden und Heidelberg. Der passionierte Jäger und Waffensammler blieb Junggeselle, war viel auf Reisen und verbrachte seine Zeit in Karlsruhe sowie auf seinen Schlössern in Langenstein und Gondelsheim. Das dortige alte Schloss ließ er 1857 bis 1861 in anglo-schottischem Stil umbauen. Als er 1872 unverheiratet und kinderlos starb, wurde sein Neffe Wilhelm Universalerbe.

Noch einmal 1730?

Ein Wendepunkt am Vorabend der Revolution

Mit Untersuchungen, Vernehmungen und Herumprozessieren wegen des langwierigen Waldstreites der Gemeinde gegen ihre Grundherrschaft war das 18. Jahrhundert ausgeklungen. Unmengen von Papier hatten gutachterliche Stellungnahmen, juristische Expertisen und Aussagen von Gondelsheimer Bürgern gefüllt, dazu Abschriften älterer Dokumente, teils schon Kopien von Kopien. Sehr zum Leidwesen der Gemeinde ging dieser scheinbar nicht enden wollende Zwist, der während der Rebellion von 1730 seinen Höhepunkt erreicht hatte, 1802 mit dem Spruch des kaiserlichen Reichshofrates für die Gondelsheimer verloren. Wirklich abgefunden mit diesem Urteil aber hatten sie sich auch Jahrzehnte später noch nicht.

Im Gegenteil: 1845 entschied die Gemeinde, das Waldverfahren noch einmal aufzunehmen und diesmal gegen die Herrschaft von Langenstein als Rechtsnachfolger der Familie von Mentzingen vor Gericht zu ziehen. Es ging, nach wie vor, um dieselben Güter und Parzellen, um die es auch bei der Rebellion gegangen war, inklusive den Erdbeerhof. Aber woraus schöpfte die Gemeinde ihre wiedergewonnenen Hoffnungen? Bei einem Bürger des Ortes, Joachim Burkhard, fand man zahl-

Ansicht von Gondelsheim. Lithographie von Ludwig Kuntz, 1841.
Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, J-B Gondelsheim/1

reiche Unterlagen und Dokumente über den Rechtsstreit des 18. Jahrhunderts; gestützt darauf, so meinte man, würde sich das Verfahren erneut aufrollen und der Anspruch diesmal durchsetzen lassen. Neben Burkhard wählten die Gondelsheimer ihren Bürgermeister Philipp Walter und Adlerwirt Jakob Walz den Älteren als Bevollmächtigte für die Wahrnehmung ihrer Interessen.

Das Entscheidende war zunächst die Suche nach einem Rechtsbeistand, dem das Anliegen der Bürgerschaft anvertraut werden konnte. Mit einem Juristen aus Bretten zerstritten sich die Bevollmächtigten bald, warfen sie ihm doch vor, er habe mit der Gegenpartei die Akten und Urkunden des Verfahrens beredet. Im Juli 1845 unterschrieben die Bürger daher eine gemeinsame Verpflichtungserklärung: Man war bereit, für die Beauftragung des Advokaten Lorenz Brentano in Bruchsal die Kosten zu tragen. Brentano erlangte während der Revolution von 1848 Bekanntheit als Vorsitzender des demokratisch gesinnten Landesausschusses der Volksvereine.

Im September 1845 erarbeitete nicht Brentano selbst, sondern der Anwalt A. Pellisier ein ausführliches Gutachten, darin er die ihm zur Verfügung gestellten Dokumente analysierte – und der Gemeinde mit großem Realitätssinn von weiteren Schritten abriet. Es lasse sich definitiv nicht mehr nachweisen, ob die Vergleiche des späten 18. Jahrhunderts von den Mentzingern tatsächlich gefälscht oder widerrechtlich erzwungen worden seien. Außerdem ruhe der Prozess seit 1802, also seit nunmehr 43 Jahren, und das badische Hofgericht als Nachfolger des ehemaligen Reichshofrates praktiziere eine Verjährung anhängiger Verfahren nach 40 Jahren. Eine Fortsetzung des alten Prozesses wäre also formalrechtlich nicht möglich, sondern nur der Beginn eines kostspieligen neuen, für dessen Erfolg es aber kaum eine schwache Hoffnung gebe. Pellisier kam zu dem Ergebnis, *„daß die Gemeinde ihren bis jetzt vermeintlichen Anspruch an die im Eingang genannten Waldungen etc. aufgeben muß“*. In einem Schreiben an Adlerwirt Walz bot der Jurist an, unentgeltlich nach Gondelsheim zu kommen und die Bürger durch seine mündlichen Ausführungen endlich zu der Erkenntnis zu bewegen, *„daß bloße Worte und Redensarten keine Beweise und Rechtsgründe sind oder waren, und daß die mir mitgeteilten Acten keine zur Beginnung oder Fortsetzung irgendeines Prozesses genügende Beweisgründe enthalten“*. Die Gondelsheimer sollten und müssten zur selben Einsicht kommen wie er, Pellisier, selbst: *„Es ist nichts zu machen!“*

Damit aber gab sich die Bürgerschaft nicht zufrieden. An die Sinnlosigkeit eines neuen Klageversuchs zu glauben fiel allzu schwer. *„Wir können uns damit nicht beruhigen“,* so das überwiegende Echo auf Pellisiers missliches Gutachten. Im Oktober 1846 suchten Bürgermeister und Adlerwirt einen weiteren Juristen auf, diesmal in Mannheim, und auch er ist kein Unbekannter: Dr. Friedrich Hecker, der zwei Jahre später die badischen Freischärler anführen und die deutsche Republik ausrufen sollte. Aber auch Heckers Urteil war für die Gemeinde vernichtend: Rückerstattungen des Waldes und andere Ansprüche scheinen *„mit Erfolg gerichtlich nicht verfolgt werden zu können“*. Zu einer Klageerhebung rate er keinesfalls.

Anderthalb Jahre gingen ins Land. Zumindest unter der Oberfläche hielt die Bürgerschaft weiterhin an ihren Zielen fest. Der Horizont, vor dem dieser Konflikt schließlich in eine neue Phase trat, war aus Sicht der Herrschenden dunkler denn je: Schon dämmerte die Revolution herauf. Antisemitische Gewalttätigkeiten, Vorboten des eigentlichen Aufstandes, entluden sich vom 7. auf 8. März 1848 auch in Gondelsheim. Am Tag nach der

Krawallnacht richteten sämtliche Bürger der Gemeinde – so jedenfalls war das Schreiben gezeichnet – an Graf Ludwig Wilhelm August von Langenstein den ersten von zwei Briefen, deren drohender Unterton vor dem Hintergrund der Ereignisse sehr wohl wahr- und auch ernst genommen worden sein muss: *„Die großen Bewegungen, die sich immer mehr unter der deutschen Bevölkerung kundgeben, machen uns immer mehr und mehr über unsere Ortsverhältniße gegenüber unserer Hohen Grundherrschaft aufmerksam, und die schon längst gepreßte Brust kann nur dann sich wohl fühlen, wenn unsere gewiß nur gerechten Anforderungen Eure Excelenz uns gestatten und genehmigen werden."*

Die Beschwerden, welche die Gemeinde im Anschluss daran auflistete, waren entweder altbekannt oder hatten sich zwischenzeitlich neu angestaut. In erster Linie ging es freilich um den Wald, den die Familie von Mentzingen den Bürgern entzogen hatte und der nun zurückgegeben werden sollte. Das Ende des Schreibens verstärkte den drohenden Ton vom Briefanfang: *„Der Geist der Zeit fordert es, und um die gepreßten Gemüther nicht in einen höhern Reitz zu führen, wolle man es Eurer Gräfl[ichen] Excelenz zu bedenken geben, daß es jezt an der Zeit* [ist], *die Wünsche und gewiß nur gerechten Ansprüche der Gemeinde zu erfüllen."*

In den nun folgenden Wochen kam es zu mehreren Gemeindeversammlungen, Ratssitzungen und Besprechungen zwischen Unterhändlern des Dorfes und des Grafen. Ein erstes Kompromissangebot, das Ludwig von Langenstein den Gondelsheimern am 15. März übermitteln ließ, beruhigte die Gemüter nicht völlig, deutete aber seine Bereitschaft an, *„Opfer bringen zu wollen aus seinem Vermögen, um einen dauernden friedlichen Zustand in der Gemeinde zu begründen"*. Diese Chance erkennend, verliehen die Bürger in einem weiteren Papier vom 19. März ihren Forderungen noch deutlicheren Ausdruck: *„Dadurch würde die brennende Gluth, welche schon viele und lange Jahre in unsern und allen Herzen glimmt, ausgelöscht und für alle künftige Zeiten verwischt worden sein; allein durch die Versagung unsrer Bitte und Nichtgewährung unseres Antrags und Forderung vermögen wir dem Ausbruch der brennenden Gluth nicht zu wiederstehen und wir befürchten, das[s] dieser Ausbruch in eine verheerende Flamme sich ergiesen und dadurch Unglück und Verhörung* [Verheerung] *anrichten könnte und würde."*

Bei einer abermaligen Versammlung am 24. März trugen die Bevollmächtigten des Grafen weitere Zugeständnisse vor, die aber nur dann Rechtskraft erlangen sollten, wenn die Gemeinde ohne längeres Zögern ihr Einverständnis und ihre Zufriedenheit damit erklärte. Was jetzt Punkt für Punkt ausgehandelt wurde, ist schließlich am 9. Mai 1848 zwischen Gondelsheim und dem Grafen von Langenstein vertraglich festgeschrieben worden. Neben weiteren Zugeständnissen hat der Adelige eine Teilfläche von rund 65 Morgen des seit anderthalb Jahrhunderten umstrittenen Waldes *„der Gemeinde Gondelsheim zu Eigenthum überlassen"*.

Es bleibt ein Stück weit sein Geheimnis, welche Ereignisse und Überlegungen auch immer den damals 27-jährigen Grafen zu diesem weitgehenden Entgegenkommen veranlasst haben. Nach außen hin, so formulierte es der Vertrag, geschah all dies *„in Anbetracht der gegenwärtigen Zeitverhältnisse, in der Absicht, den geäußerten Wünschen der Gemeinde Gondelsheim entgegen zu kommen und derselben in Anerkennung ihres seitherigen gesetzlichen Verhaltens einen Beweis seines Wohlwollens und damit zugleich zu erkennen zu geben, wie sehr Hochdemselben daran gelegen ist, die zwischen Grundherrschaft und Gemeinde früher bestandene Eintracht nicht nur wieder herzustellen, sondern dieser auch eine dauerhafte Grundlage zu verschaffen, somit alles zu entfernen, was Mißtrauen zu erregen geeignet seyn möchte"*. Ludwig von Langenstein forderte jedoch im Gegenzug auch von der Gemeinde ein Zugeständnis für diese Schenkung, zu der er bereit gewesen sei, *„ohne irgend eine Verpflichtung dazu gehabt zu haben"*. Der Vertrag vom 9. Mai benennt diese Gegenleistung in aller Deutlichkeit. Von der Gemeinde wurde vor allem erwartet, dass sie *„für **jezt** und **künftig keinerley weitere Ansprüche** erheben werde"*. Die Unterstreichungen stehen genau so in der notariellen Urkunde. Wer die ganze Vorgeschichte des

unsäglich langen Konflikts kennt, der weiß sehr wohl, was sie bedeuten.

Ein solcher Erfolg der Gemeinde am Vorabend der Revolution von 1848 mag über die Richtung der weiteren örtlichen Ereignisse dieses und des kommenden Jahres mitbestimmt haben. Vielleicht trug das formale Ende, das nun den letzten noch glimmenden Glutresten der Gondelsheimer Rebellion von 1730 bereitet wurde, mit dazu bei, dass es während dieser „heißen" Zeit im Dorf vergleichsweise ruhig blieb. Wäre dem so, dann hätten die Gondelsheimer ihre Revolution schon vor 1848 ausgefochten und sie nach mehr als einem Jahrhundert zu einem immerhin befriedigenden Abschluss gebracht.

„Der Schauplatz erbitterter Parteikämpfe"

Wahlen und Gemeindepolitik bis 1914

Es war eine wenig überraschende Folge jener ländlichen Sozialstruktur, die für das konfessionell rein evangelische Dorf bis weit ins 20. Jahrhundert hinein charakteristisch blieb, dass seine Wähler (und später auch die Wählerinnen) im Kaiserreich insgesamt deutlich zum Konservativen hin neigten. Aus den fünf Reichstagswahlen zwischen 1868 und 1878 ging im 13. badischen Wahlkreis (Bretten–Bruchsal–Eppingen–Sinsheim–Wiesloch), zu dem Gondelsheim gehörte, stets der Kandidat der Nationalliberalen als Sieger hervor. Diese größte liberale Partei im Land vertrat bis zur Jahrhundertwende vor allem industrielles Großbürgertum, Agrarier und protestantische Bildungsbürger. Seit 1881 wurde der Wahlkreis dann bis 1898 von den Deutschkonservativen vertreten, einer Honoratiorenpartei mit preußisch-monarchistischer Ausrichtung, die das Adelssystem als Fundament für Landwirtschaft und Gewerbe sichern wollte und sich gegen ökonomischen Liberalismus ebenso wandte wie gegen eine Demokratisierung im Politischen.

Entsprechend stammten denn auch die Delegierten der Deutschkonservativen Partei im Bezirk aus den Reihen des Adels. Zunächst vertrat Freiherr Göler von Ravensburg den Wahlkreis in Berlin, von 1888 bis 1898 rückte der in Gondelsheim ansässige Graf Wilhelm Douglas an seine Stelle. Douglas' wichtigster, wenn auch unterlegener Gegenkandidat bei der Wahl von 1893 stand auf der Liste des katholischen Zentrums und konnte schon allein aus diesem Grund keinen Stich im evangelischen Dorf machen. Auch ansonsten dürften ihm die Gondelsheimer aus historischen Gründen keine allzu großen Sympathien entgegengebracht haben. Sein Name: Peter Freiherr von Mentzingen.

Selbst das Bezirksamt stellte in Einschätzungen aus den Jahren 1901 und 1905 fest, was auch aus heutiger Sicht für die historische politische Forschung plausibel erscheint: *„Der Einfluß des Grafen Douglas ist bei den Wahlen ein recht fühlbarer."* Dass Gondelsheim so überwiegend konservativ wählte, hing ohne Frage mit der gräflichen Familie und auch mit einigen wohlhabenderen Landwirten zusammen, die in die gleiche Richtung wirkten und eine entsprechende Stimmung in der Gemeinde förderten. Eine Garantie dafür, dass diese Kreise damit dauerhaft Erfolg haben würden, ergab sich daraus dennoch nicht. Aus Landtagswahlen gingen in Gondelsheim Ende des 19. Jahrhunderts die Liberalen relativ gestärkt hervor, 1909 und 1913 konnte gar, wenn auch jeweils mit hauchdünnem Vorsprung vor seinen Mitbewerbern, der SPD-Kandidat die meisten Stimmen auf sich vereinen. Für neue Mehrheiten sorgten vor allem die Nationalliberalen zudem bei Gemeinderats- und Bürgermeisterwahlen.

Gondelsheim am Ende des Ersten Weltkrieges

Der Erste Weltkrieg (1914–1918) war zweifellos die „Urkatastrophe" des 20. Jahrhunderts. Nicht nur der Krieg selbst, sondern auch seine politischen Folgen, die Herrschaft der totalitären Ideologien, warfen lange Schatten bis hinein in die Gegenwart. Insgesamt 52 Tote hatte das Dorf zu beklagen. Mindestens acht Frauen mit 24 Kindern blieben als Witwen zurück, nicht wenige in wirtschaftlicher Not, und auch einige sozial schwache *„Kriegseltern"* hatten den Verlust ihrer Söhne zu verkraften. Mehrere Schwerbeschädigte litten bis zum Lebensende unter massiven körperlichen Beeinträchtigungen;

einem musste die Ortsverwaltung noch jahrelang Krankenhausaufenthalte bezahlen und ein Zimmer im Gemeindehaus zur Verfügung stellen. Andere wieder waren in gegnerische Gefangenschaft geraten, überwiegend in französische an der Westfront, teils auch in russische im Osten. Sicher das bewegteste Schicksal erlitt der Gondelsheimer Ludwig Schmidt, Jahrgang 1892, der 1912 zur deutschen Marine in Ostasien eingezogen wurde und im November 1914 bei den Kämpfen um Tsingtau in die Hände der Japaner fiel. Gesundheitlich angeschlagen, kehrte er im März 1920 wieder in seinen Heimatort zurück und musste – *„im Hinblick auf die trostlose Lage u[nd] Not“* – um eine Unterstützung bitten.

Auch die politischen Folgen des verlorenen Krieges bekam das Dorf zu spüren. Weil sie Kräfte für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit benötigten, ordneten die zuständigen Ministerien nach dem deutschen Zusammenbruch im November 1918 die Bildung von Volkswehren an. Fast sämtliche Gondelsheimer Männer zwischen 20 und 60 Jahren meldeten sich am 17. November auf den entsprechenden Aufruf hin bei der Gemeinde, und ein Großteil erklärte auch seinen Beitritt auf ehrenamtlicher Basis. Vorsorglich wurde sogar eine Führungsgruppe bestimmt, wirklich zusammengetreten aber scheint diese Gondelsheimer Volkswehr nie zu sein. Die rund zwei Dutzend Gewehre und 100 Schuss Munition, die im Rathaus lagerten, blieben unbenutzt.

Vorübergehend drängte sich während dieser Monate, bis in die erste Jahreshälfte 1919, ein örtlicher „Arbeiterrat“ neben Gemeinderat und Bürgermeister – ein Kind der Novemberrevolution und zugleich ein lokaler Spiegel der Bestrebungen, aus dem zerfallenden Deutschen Reich eine linke Räterepublik zu machen. Dieser Arbeiterrat reklamierte für sich ein Mitspracherecht in örtlichen Angelegenheiten – obwohl er nicht durch Wahlen legitimiert war, sondern sich nach eigener Darstellung aus etwa 40 ehemaligen Gondelsheimer Kriegsteilnehmern zusammensetzte.

Der Gemeinderat unter Bürgermeister Christian Heck kooperierte zunächst mit dem Arbeiterrat. Vielleicht die ungewöhnlichste gemeinsame Forderung, die beide Gremien im Dezember 1918 verband, reichte weit in die Gondelsheimer Geschichte zurück, stolze zweihundert Jahre, und sollte die Ungerechtigkeiten beseitigen, die dem Dorf von den Mentzinger Freiherren angetan worden waren. Es ging, natürlich, um die Wiederherstellung des Waldbesitzes, um den bereits die Rebellen von 1730 vergebens gerungen hatten. So richteten Gemeinde- und Arbeiterrat ihre Blicke nun auf die Besitzungen des Hauses Douglas und des ebenfalls in Gondelsheim begüterten Freiherrn von Wambolt zu Umstadt. *„Durch die Umwälzungen des Staatskörpers u[nd] der Umgestaltung der Dinge ist dem Volke eine freiheitlichere Entwicklung auch in kultureller Hinsicht gewährleistet worden“,* stellten sie fest. *„Wir nehmen an, daß auch diese Errungenschaften der Revolution dem Volke u[nd] den einzelnen Gemeinden nutzbar gemacht werden sollten.“* In einem Schreiben an das badische Innenministerium baten daher die beiden Gremien, *„uns behilflich zu sein, um die im Verlauf der Jahrhunderte von der Gemeinde losgetrennten u[nd] der Feudalherrschaft eingereihten Grundstücke wieder zurück zu bekommen bezw. als Gemeindegut einzuverleiben“,* also *„unserer Gemeinde das wieder zu geben, was ihr einst durch Not u[nd] Verarmung entrissen worden ist; auf welche Weise das geschehen ist, wird sich in der Ortskronik bezw. dem Gemeindearchiv verbucht finden“.*

Im Februar 1919 kritisierte der Gondelsheimer Arbeiterrat die angeblich lächerlich niedrigen Gemeindelöhne und knüpfte daran konkrete politische Forderungen. Damit legte er den Finger auf eine soziale Wunde dieser Zeit, nämlich auf die zunehmende Kluft zwischen den eher konservativen Bauern und den linken Arbeitern. Die nämlich besäßen nicht wie viele Landwirte gewisse Möglichkeiten, mit Schleichhandel illegales Vermögen zu erwerben. Ein Lohnabhängiger könne einzig und allein seine Arbeitskraft verkaufen und sei deshalb gezwungen, *„auf demselben Wege für teures Geld etwas zu erhaschen, will er nicht mit seiner Familie, falls er solche hat, geistig und körperlich dem Verfall entgegen gehen“.*

Anekdote am Rande: Wohl weil der herkömmliche Begriff „Gemeinderat“ so provin-

Der Gondelsheimer Ortskern im Jahre 1927. Rechts unten geht die Jöhlinger Straße (damals Heugasse) ab, am äußersten linken Bildrand ist gerade noch das Rathaus erkennbar, etwa im Bildzentrum liegt der Bahnhof. Das Gebäude mit dem Schornstein rechts oben ist die Mühle.
Abbildung aus: Gondelsheim – Bilder aus alter Zeit, 1990, S. 5

ziell und folglich konservativ klang, verwendete der Arbeiterrat für diesen grundsätzlich das Wort „Volksrat". Daraus entstand eine geradezu babylonische Sprachverwirrung, der zuletzt die Beteiligten selbst erlagen. Als einer der Hauptakteure des Arbeiterrates, Wilhelm Rätz, einen Antrag an Bürgermeister und Gemeinde-, pardon: Volksrat formulierte, brachte sogar er die Begriffe mehrfach durcheinander und musste sie durch Ausstreichen und Überschreiben korrigieren.

Einmal ganz von links nach rechts

Wählerverhalten in der Weimarer Republik

Viel ist darüber geschrieben und diskutiert worden, ob in der Weimarer Verfassung, nicht zuletzt in ihrem Wahlrecht, womöglich bereits der zerstörerische Same ausgestreut war, der diesen ersten demokratischen Gesamtstaat auf deutschem Boden schließlich zersetzen und vernichten sollte. Tatsache ist, dass ohne einen Blick auf das Wahlverhalten und die Wahlergebnisse in der Weimarer Republik das Jahr 1933, also der Beginn der nationalsozialistischen Diktatur, kaum verständlich ist. In diesem Zusammenhang kann es überaus hilfreich sein, einmal nicht den Blick auf die reichsweiten Ergebnisse zu richten, sondern lokale Entwicklungen zu analysieren. Denn gerade dort, wo diese lokalen Entwicklungen von allgemeinen Trends abweichen, geben sie in der Rückschau wichtige Fingerzeige. Womöglich helfen sie zu erklären, aus welcher Warte heraus viele Wähler von Mal zu Mal abweichende Entscheidungen getroffen haben und warum sie, spätestens nach 1930, letztlich immer stärker ins Radikale abglitten.

Gondelsheim ist für diesen politischen Prozess ein extremes Beispiel. Die Zahlen der beiden letzten, mehr oder minder freien Wahlen vom November 1932 und März 1933 sprechen für sich. Ergebnisse von 34% erreichten die Nationalsozialisten 1932 in Baden, 33% im gesamten Reich – in Gondelsheim stimmten 70% (!) aller Wähler für die NSDAP. Ebenso deutlich im März 1933: In Baden 44%, im Reich 45% – in Gondelsheim 75%.

Warum war das so? Zunächst unterschied sich der evangelische Ort sehr stark dadurch von seinen katholischen Nachbarn Obergrombach und Neibsheim, dass die Zentrumspartei als Organisation des politischen Katholizismus hier niemals Bedeutung erlangte. Während das Zentrum in der Weimarer Republik landes- und reichsweit immer Ergebnisse zwischen 11% und 38% erzielen konnte, stagnierte es in Gondelsheim meist zwischen einem und zwei Prozent. Den protestantischen Wählern fehlte, in Gondelsheim wie überall, diese klare Bindung an eine konfessionelle Partei, die sie ein Stück weit gegen neue, radikalere Ideologien immunisierte. Der Evangelische Volksdienst, der die Kraft des Glaubens für das gesamte öffentliche Leben wirksam werden lassen wollte, schloss diese Lücke nicht. Mit Ergebnissen bis zu 8% konnte er jedoch Ende der zwanziger Jahre einige bescheidene Erfolge auch in Gondelsheim verbuchen.

Weil diese feste und auch bereits seit Kaisers Zeiten traditionelle Bindung an eine Partei völlig fehlte, legten die Gondelsheimer Wähler während der Weimarer Republik einen weiten Weg von links nach rechtsaußen zurück. Von verschiedenen kleineren Gruppierungen abgesehen, die bei einzelnen Abstimmungen ebenfalls respektable Ergebnisse einfuhren, konkurrierten im Dorf vor allem drei Fraktionen um den Rang der stimmenstärksten Partei: SPD, Deutschnationale Volkspartei (DNVP) und Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP). Während die SPD bis zu den Reichstagswahlen 1924 vier von sechs Abstimmungen für sich entschied – die beiden

ersten 1919 fast mit Zweidrittelmehrheit! –, verlor sie ab 1925 zusehends an Bedeutung und Wählerstimmen. Fortan vereinigten die Parteien des rechten Spektrums, DNVP und NSDAP, die jeweils meisten Stimmen auf sich – seit der Landtagswahl 1929 ausschließlich und mit exorbitanten Ergebnissen die Nationalsozialisten. Damit bestätigt sich am Beispiel von Gondelsheim, was der Historiker Wolfram Pyta als generelles Phänomen in evangelischen Landgemeinden ermitteln konnte:

„In der Weimarer Republik machte das Gros der protestantischen Landbevölkerung bei verschiedenen politischen Gruppierungen Station, jedoch nur der NSDAP gelang die Sammlung dieser bis 1930 über eine Vielzahl von Parteien verstreuten Wählerschaft. […] *Die Wahlerfolge der NS-Bewegung im agrarisch-evangelischen Deutschland beruhten vor allem darauf, daß es dieser Partei besser als jeder anderen gelang, sich auf den besonderen Modus der in diesem Milieu herrschenden politischen Willensbildung einzustellen. Nur die NSDAP war in der Lage, gleichermaßen Bauern wie Großgrundbesitzer, Landpfarrer wie Dorflehrer in nennenswerter Anzahl für ihre politischen Ziele einzuspannen und zu Botschaftern des Nationalsozialismus zu machen.* […] *Von der Parole der ‚Volksgemeinschaft' ging auf dem Lande deswegen große Anziehungskraft aus, weil sie das dörflich-gemeinschaftliche Harmoniebedürfnis befriedigte und ein im ländlichen Lebensgefühl wurzelndes Kontrastprogramm sowohl zum Liberalismus als auch zum landfremden Klassenansatz des Marxismus darstellte."*

In vier aufeinander folgenden Wahlen gewannen die Nationalsozialisten zwischen 1929 und 1933 die Stimmenmehrheit in Gondelsheim: Ähnliches war zuvor, jedenfalls in der Weimarer Republik, keiner anderen Partei gelungen. Die 75% Zustimmung jedenfalls, die der NSDAP im März 1933 in Gondelsheim gewährt werden, sind der Endpunkt einer Wählerwanderung durch fast alle politischen Lager bis an den äußersten rechten Rand.

Die Sozialdemokraten verloren bereits bei der Reichstagswahl von 1920 rund die Hälfte aller Wählerstimmen und fielen schließlich

Hakenkreuz und NS-Symbole gehörten seit 1933 auch auf den Gondelsheimer Straßen (fast) zum Alltagsbild
Vorlage: Heimatverein Gondelsheim

weit hinter die Marke von 30% zurück. Andere linke Parteien, etwa die Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) oder die KPD, blieben vergleichsweise unbedeutend und zumindest nach 1921 immer hinter ihrem Durchschnitt auf Reichsebene zurück. Noch dramatischer als den Sozialdemokraten erging es der Deutschen Demokratischen Partei (DDP), die bei den Wahlen von 1919 mit 20% bzw. 22% für einen kurzen Moment an zweiter Stelle in der dörflichen Wählergunst rangierte. Die DDP vertrat ein nationales, liberales und demokratisch gesinntes Bürgertum und bekannte sich zur Weimarer Republik. Ihr Niedergang war dramatisch: Nach Mitte der zwanziger Jahre war sie nicht mehr als eine von vielen Splitterparteien mit Stimmenanteilen weit unter 5%. Ganz ähnlich die Deutsche Volkspartei (DVP): Als gemäßigte rechtsliberale Partei des deutschen Bürgertums verzeichnete sie auch auf dem Land zunächst Erfolge und zählte Bauern, Pfarrer und Lehrer zu ihren Stützpfeilern. In Gondelsheim kam sie bis Mitte der zwanziger Jahre auf Ergebnisse von 13% und 15%, endete dann aber gleichfalls als Fußnote in der politischen Landschaft.

Die einzige Partei außer SPD und NSDAP, die in der Weimarer Republik bei mehreren Wahlen Stimmenanteile von über 40% verbuchte, war die Deutschnationale Volkspartei. Sie entschied in Gondelsheim die Reichstagswahlen von 1920 und 1928 sowie die Landtagswahl von 1925 für sich und konnte so das evan-

gelisch-ländliche Lager wenigstens zeitweilig sammeln. In der anfangs monarchistisch ausgerichteten DNVP hatten sich die Anhänger der herrschenden konservativen Vorkriegsparteien aller Schattierungen zusammengefunden. Deren wichtigstes gemeinsames Bindeglied war es, allesamt zu den (bürgerlichen) Gegnern der Republik zu zählen. Wähler wie Abgeordnete der Deutschnationalen waren gleichermaßen im Zwiespalt, schwankten zwischen prinzipieller und positiver Opposition: Sollte man diesen Staat, dessen Regierung man völlig ablehnte, nun bekämpfen oder ihn im Einzelnen mitzugestalten versuchen? Aus einem insgesamt antidemokratischen Antrieb heraus lehnte sich die DNVP zuletzt eng an die Nationalsozialisten an und schloss sich mit Hitlers Partei in der Harzburger Front zusammen. Das war ihr Verhängnis und Ende: Denn damit scheinen die Deutschnationalen für breite Kreise in der ländlichen Bevölkerung verzichtbar geworden zu sein. Ihr dramatischer Absturz begann mit der Landtagswahl von 1929, als sie zugunsten der Badischen Bauernpartei (Badischer Landbund) in zwei Wahlkreisen keine eigenen Kandidaten aufstellten, darunter im Amtsbezirk Bretten, der zuvor durchaus eine ihrer badischen Hochburgen gewesen war. Die dann folgenden, verheerenden Wahlergebnisse – auch in Gondelsheim – sprechen eine deutliche Sprache. Der letzte Versuch der DNVP, sich im März 1933 gemeinsam mit dem konservativen Frontkämpfer-Verband „Stahlhelm“ unter dem Namen „Kampffront Schwarz-Weiß-Rot“ als rechte Alternative zur NSDAP zu profilieren, scheiterte mit gerade einmal 4% (reichsweit: 8%).

Dem steht der Siegeszug der Nationalsozialisten gegenüber, die auch die bisherigen Stimmen der DNVP auf sich zu vereinigen wussten. Einen Sensationserfolg mit Anteilen von 30% konnte die „Nationalsozialistische Freiheitsbewegung Großdeutschlands“, als die Hitlers Partei damals antrat, bereits bei den Reichstagswahlen vom Mai 1924 in Gondelsheim verbuchen – bei einem reichsweiten Ergebnis von gerade einmal 6,5%. Seit der Landtagswahl vom Oktober 1929 war der NSDAP die Rolle als stimmenstärkste Partei im Dorf schließlich nicht mehr streitig zu machen. *„Gondelsheim“,* so bilanzierte die in Karlsruhe erscheinende NS-Zeitung „Der Führer“ im Februar 1932, *„ist heute schon mit überwältigender Mehrheit im Lager Hitlers.“*

Ein Jahr zuvor, am 10. Februar 1931, war im Gasthaus „Zum Hirsch“ unter maßgeblicher Mitwirkung des NS-Ortsgruppenleiters von Bretten eine eigene, anfangs rund ein Dutzend Mann starke Ortsgruppe gegründet worden. An vorderster Stelle standen dabei die Schullehrer, was ohne Frage einer der wichtigsten Erfolgsfaktoren der Partei im Dorf gewesen sein dürfte. *„Mit Stolz können wir nun sagen, wir haben eine Ortsgruppe, wir Gondelsheimer, folgt unserem Beispiel, es wird euch nie gereuen“* – so heißt es in einem Bericht, den die Initiatoren der Ortsgruppengründung damals an die Presse gaben. Es blieb nicht ihr einziger Irrtum.

„... diesen Ansturm auf die Selbstständigkeit überstehen“

Die Gemeindereform 1970–1974

Mit dem breit angelegten Projekt einer Kommunal- und Gemeindereform strebte die baden-württembergische Landesregierung in Stuttgart seit der zweiten Hälfte der 1960er Jahre danach, durch eine Zusammenlegung von bislang selbstständigen Orten sowie kleineren Landkreisen die Leistungsfähigkeit der lokalen Verwaltungen insgesamt zu verbessern. Nach einer umfassenden „Funktionalreform“ sollten diese, eben dank optimaler Betriebsgrößen, künftig angemessen auf Technisierung und Spezialisierung reagieren und den erhöhten Anforderungen der Bevölkerung gerecht werden können. Auch für Gondelsheim erwies sich die Zeit zwischen 1970 und 1974 als vielleicht bestimmendste Phase in seiner jüngeren Geschichte.

Eine Entscheidung darüber, ob die bis dahin selbstständige Gemeinde künftig zum Stadtteil von Bretten werden oder mit anderen umliegenden Orten fusionieren sollte, stand während dieser Jahre im Raum. Dabei war der Ausgang des Verfahrens zunächst offen und nicht allein vom Willen der Gondelsheimer abhängig. Denn eine Eingemeindung hätte ebenso gut gegen das Votum der Bevölkerung

von Stuttgart aus verordnet werden können. Umgekehrt lockte bei einem freiwilligen Zusammenschluss als „goldener Zügel“ die Möglichkeit, finanzielle Sonderzuweisungen des Landes in Anspruch zu nehmen.

Dass die Stuttgarter Regierung im Zuge dieses Reformprozesses nicht bereit war, die Wünsche der Bevölkerung zum Maß aller Dinge zu erheben, erwies sich schon bei der Auflösung des bisherigen Landkreises Bruchsal. Hart und voller Querelen sind die Auseinandersetzungen darüber gewesen, ob es ihn künftig noch geben würde oder ob er mit Karlsruhe zusammengefasst werden sollte. Um den Erhalt des Bruchsaler Kreises wurde mit allen Mitteln gerungen. Nicht nur, dass sich an einer Unterschriftenaktion 55 000 Menschen beteiligten, es kam auch zu einer Protestfahrt nach Stuttgart mit höchst rustikalen Parolen, zornigen Zwischenrufen im Landtag, schwarzen Fahnen und einem Sarg, darin die Demokratie zu Grabe getragen wurde.

Offenkundig hatte sich Gondelsheim, am südöstlichen Rand des Bruchsaler Kreises gelegen, durchaus mit seiner bisherigen politischen und verwaltungsmäßigen Zuordnung angefreundet. Gegen Bestrebungen, am bestehenden Zustand etwas zu verändern, setzte sich die Gemeinde entsprechend zur Wehr. Als Gondelsheim 1970 organisatorisch näher an die Verwaltungseinheit der Stadt Bretten im damaligen Kreis Karlsruhe herangerückt werden sollte, votierte der Gemeinderat einstimmig für den Verbleib beim Landkreis Bruchsal. Schon diese Entscheidung ließ ein wenig die Vorbehalte gegen Bretten erkennen, die in den folgenden Jahren noch eine wichtige Rolle spielen sollten. Was aber die Landkreisfrage anbelangte, entschied sich Stuttgart am Ende aller Debatten, gegen die vorherrschende Haltung in der Bevölkerung, für die Liquidierung des Kreises Bruchsal und die Zuordnung seiner Gemeinden zum Landkreis Karlsruhe ab 1. Januar 1973.

Welches Schicksal den Gemeinden selbst zugedacht war, darüber erfuhren die Bürgermeister erstmals Näheres bei einer Besprechung im September 1970. Zunächst standen entsprechende Überlegungen nur als Planspiele im Raum; ob es wirklich so oder doch ganz anders kommen würde, war nicht abzusehen. In der Rückschau wird deutlich, dass bei nicht wenigen Gemeinden schon diese ersten Überlegungen dann auch tatsächlich realisiert wurden. Was jedoch Gondelsheim anbelangt, unterscheiden sich Anfang und Ende der Diskussion erheblich. Das, was 1970 angeregt wurde, hat nichts mit dem gemein, was dann 1974 wirklich herauskam. Nach dem ursprünglichen Konzept sollte der Ort mit seinen Nachbarn Heidelsheim, Helmsheim und Neibsheim unter dem Namen „Saalbachtal“ zu einer neuen Gemeinde oder fürs erste wenigstens zu einer Verwaltungsgemeinschaft mit knapp 8000 Einwohnern fusionieren. Strukturell sprach manches dafür, was entweder schon bestand oder für die Zukunft geplant wurde: Gondelsheim war bereits der Schulort für Kinder aus Neibsheim, außerdem beabsichtigten die vier Gemeinden die Gründung eines Abwasserverbandes.

Eine zweite Variante wäre natürlich die Eingemeindung nach Bretten oder Bruchsal gewesen. Zwischen beiden Mittelzentren gelegen, schien für Gondelsheim mit seinen wenig über 2000 Einwohnern diese Lösung durchaus nahe liegend. Einen entschiedenen Gegner fanden solche Gedankenspiele aber in Bürgermeister Andreas Heck. Zu groß sei die Gefahr, so sein Argument, dass Gondelsheim in einem solchen Fall völlig an Bedeutung verliere und zum Anhängsel herabsinke. Wenn schon Fusion, dann in der Saalbachtal-Variante. *„Tatsache ist“,* erklärte Heck im Oktober 1970, *„daß diese vier Gemeinden bei nicht allzu groß abweichenden Bevölkerungszahlen etwa gleiche Strukturen haben. Bei einer Einigung wäre die Sorge wegen des Übergewichts und der damit für die kleineren Gemeinden evtl. verbundenen Benachteiligung durch eine Gemeinde mit größeren Einwohnerzahlen hinfällig.“* Was Bürgermeister Heck damit aussprach, war die überall gleiche Furcht der bislang selbstständigen Ortschaften, vom Gewicht der bevölkerungsstärkeren Städte regelrecht „überrollt“ und nach der Eingemeindung als fünftes Rad am Wagen behandelt zu werden.

Heck kämpfte in diesem Jahr 1970 in erster Linie um die Anerkennung von Gondelsheim als Mittelpunktgemeinde oder zumindest

Andreas Heck auf einem Flugblatt aus dem Wahlkampf zur Bürgermeisterwahl 1969
Vorlage: Gemeindearchiv Gondelsheim, vorläufige Signatur 187

Selbstversorgergemeinde, d. h. als so genanntes Kleinzentrum. Die Infrastruktur des Ortes, so argumentierte er, sei bedeutend besser ausgebildet als in den umliegenden Dörfern; dazu gehörten nicht zuletzt eine gute Verkehrsanbindung durch Eisenbahn und Bundesstraße sowie eine zunehmende Industrialisierung. Weitere Argumente lieferten ihm die 1969 beschlossene Errichtung der Nachbarschaftsschule mit Neibsheim, eine Niederlassung der Raiffeisenbank, Arztpraxis und Apotheke, das Hallenbad in der Hauptschule, schließlich die starke Bautätigkeit und große Wohnungsnachfrage – beides verbunden mit einer erheblichen Bevölkerungszunahme, deren Größenordnung seit 1950 über dem regionalen Durchschnitt lag.

Heck sammelte Argument um Argument für die Erhaltung der Gondelsheimer Selbstständigkeit und legte insgesamt eine regelrechte Abneigung gegen die Kommunalreform an den Tag. Mit Hektik und Unsachlichkeit, klagte er im März 1971, würden in Stuttgart die entsprechenden Gesetze gemacht, *„zu allem Übel noch über den Kopf und Willen der Bevölkerung hinweg“*. Die Gespräche zwischen den betroffenen Orten dürften aber eben nicht unter finanziellem oder zeitlichem Druck geführt werden. *„Mir scheint es geradezu als ein Verrat an den Gemeinden, die ja die Zelle einer jeglichen Demokratie sind und die nach der Katastrophe 1945 ohne den Staat an den Aufbau gingen, daß diese nun mit Geld verkauft oder von einer Stadt geschluckt werden sollen.“*

Die Verhandlungen zwischen den Saalbachtal-Gemeinden wurden zügig aufgenommen, zeitweilig standen sogar noch Diedelsheim und Obergrombach als weitere Partner in Rede. Zunächst eine Verwaltungsgemeinschaft, auf längere Sicht eine Einheitsgemeinde sollten die Orte nach den Vorstellungen der Kommunalreformer anstreben, doch recht vom Fleck kamen die gegenseitigen Gespräche nicht. Schon von Anfang an orientierten sich einige der Dörfer zugleich in andere Richtungen: Neibsheim und Diedelsheim nach Bretten, Obergrombach, Helmsheim und schließlich auch Heidelsheim nach Bruchsal. Als Ortsteile gehören diese Gemeinden heute den beiden Städten an. Zu dem Zeitpunkt im Dezember 1971, als das Landratsamt Bruchsal schließlich sogar einen Vertragsentwurf über die Gründung der Gemeinde Saalbachtal ausgearbeitet hatte, musste der Gedanke an eine Fusion der vier Ortschaften bereits als gescheitert gelten.

Blieb als weitere Möglichkeit noch das Zusammengehen vorrangig mit Bretten. Das hätte in der Sache durchaus etwas Logisches gehabt, erwiesen doch Untersuchungen dieser Zeit eindeutig, in welch hohem Maß die Ortschaften ringsum auf dieses Mittelzentrum hin orientiert waren. Zwar machte auch Gondelsheim darin keine wirkliche Ausnahme, trotzdem gab es für einen solchen Schritt kaum Rückhalt im Dorf, geschweige denn die erforderlichen Mehrheiten. Einen Antrag aus den eigenen Reihen, vorbereitende Gespräche in dieser Richtung zu führen, lehnte der Ge-

meinderat Anfang Januar 1972 mit zehn gegen eine Stimme ab. Die gegenseitigen Zurechtweisungen, die Bretten und Gondelsheim in dieser Zeit austauschten, schienen als Grundlage für ein gedeihliches künftiges Miteinander ohnehin wenig geeignet. Während sich Brettens Bürgermeister und Gemeinderat den Anschluss von Gondelsheim nur in Form einer Eingemeindung vorstellen konnten, war Hecks Position in dieser Debatte ebenso unmissverständlich: Denkbar mochte vielleicht eine Verwaltungsgemeinschaft mit Bretten sein, innerhalb derer die Selbstständigkeit von Gondelsheim erhalten blieb, aber keinesfalls eine Eingemeindung. Das hatte auch mit der – wie Heck argumentierte – ungenügenden infrastrukturellen Ausstattung der Nachbarstadt zu tun. Denn während Bruchsal schon zu diesem Zeitpunkt fast alle Einrichtungen besaß, die ein modernes Mittelzentrum benötigte, könne davon in Bretten bislang keine Rede sein.

Das, was künftig werden sollte, stellte Bürgermeister Heck nun in seiner Gemeinde zur Diskussion und Abstimmung. Er tat es noch im Januar 1972, kurz nach dem Gemeinderatsbeschluss gegen Bretten, zunächst in Form eines wenig neutralen „Bürgerbriefes". Der gab die eigene Position des Bürgermeisters deutlich zu erkennen – wobei Heck natürlich sehr wohl wusste oder wenigstens ahnte, dass die überwiegende Mehrheit der Gondelsheimer ähnlich dachte. Gewiss wurden beide möglichen Antworten auf die Schicksalsfrage der Saalbachgemeinde nebeneinander gestellt: Verhandlungen mit der Stadt Bretten über eine Eingemeindung oder weiterhin Selbstständigkeit. Der einleitende Text des Bürgerbriefes jedoch suggerierte bereits die erwünschte Antwort, wenn es darin hieß: *„Über das Funktionieren einer Einheitsgemeinde und eines Verwaltungsverbandes liegen noch keine langjährigen Erfahrungen vor. Die selbständigen Gemeinden haben dagegen eine lange Tradition, und die Erfahrungen in unserer Gemeinde reichen mindestens 1000 Jahre zurück."*

Verbunden war die Herausgabe des Bürgerbriefes mit der Einladung zu einer öffentlichen Bürgerversammlung. Die Emotionen mehr noch als die Argumente trafen bei dieser Zusammenkunft in der örtlichen Turnhalle am 28. Januar 1972 aufeinander. Eindringlich bat Bürgermeister Heck um ein Votum gegen die Eingemeindung nach Bretten. *„Wenn wir zusammenstehen, werden wir auch diesen Ansturm auf die Selbständigkeit überstehen",* erklärte er. Denn all das, was Gondelsheim bislang erreicht habe, insbesondere die Schaffung von eigenen infrastrukturellen Einrichtungen, wäre als Stadtteil von Bretten in dieser Form gewiss nicht möglich gewesen. Und ausgerechnet darin, so Heck weiter, liege denn auch für die Zukunft die größte Gefahr, wenn es zur Eingemeindung komme. Denn die Stadt Bretten müsse doch alle ihre künftigen Ortsteile nach und nach auf ein gleichmäßiges gemeinsames Niveau heben, also zunächst die anderen Stadtteile weit mehr fördern als das schon gut entwickelte Gondelsheim. Was dann nur – so prophezeite der Bürgermeister – heißen konnte, dass sich hier auf absehbare Zeit rein gar nichts mehr tun werde.

Einige Stimmen für und viele gegen die Eingemeindung wurden im Anschluss an Hecks Ausführungen laut. Die Befürworter der Gemeindereform, so schildert es die Lokalzeitung, *„plädierten mehr oder weniger im luftleeren Raum, obwohl sie ihre Argumente mutig vorgetragen haben".* Ein Bürger merkte sogar kritisch an, die Gemeindeverwaltung hänge noch überlebten Vorstellungen aus dem 19. Jahrhundert nach.

Weit überwogen jedoch die Positionen der anderen Seite. Eingemeindung nach Bretten – ausgeschlossen, so der vorherrschende Tenor. Dabei richteten sich die Emotionen offenkundig ebenso gegen den Vorgang an sich, also gegen Stuttgart, wie auch gegen die benachbarte Kraichgaustadt. Denn die Querelen, die es während der zurückliegenden Monate gegeben hatte, und gewisse Brettener Standpunkte waren in Gondelsheim durchaus kritisch zur Kenntnis genommen worden. Was da jetzt hochkochte, mag auch noch ganz andere und viel tiefer gehende Ursachen gehabt haben; jedenfalls blieb an Bretten kaum ein gutes Haar. Kommentar der Lokalpresse: *„Der objektive Besucher mußte zuweilen den Eindruck gewinnen, als ob die Häscher von Bretten unmittelbar am Ortsrande auf die Gondelsheimer lauerten oder als ob die Stadt Bretten ein Ultimatum an Gondelsheim*

gerichtet bzw. den Marschbefehl in Richtung Bretten unterzeichnet hätte.“

Ein per Wahlzettel durchgeführter Stimmungstest unter der Bürgerschaft in der Turnhalle erbrachte jedenfalls ein sehr eindeutiges Ergebnis. Bürgermeister Heck verkündete es unter starkem Beifall und sicher auch mit persönlicher Genugtuung: 31 Anwesende hatten für die Eingemeindung gestimmt, 258 dagegen. Das entsprach im Verhältnis ziemlich genau dem Votum des Gemeinderats, der ja die Eingemeindung ebenfalls mit zehn gegen eine Stimme abgelehnt hatte. Durch diese recht klaren Vorgaben in seiner eigenen Auffassung bestärkt, suchte Heck in Stuttgart das Gespräch mit den Ministerien und verantwortlichen Politikern, um wieder und wieder seine zentralen Argumente vorzutragen: In erster Linie bezog er sich auf die strukturellen Standortvorteile und herausgehobenen Entwicklungschancen, die Gondelsheim von vielen anderen Gemeinden in der Region unterschieden. Die Bemühungen des Bürgermeisters führten schließlich zum gewünschten Erfolg. Gondelsheim blieb eigenständig, vereinbarte mit Bretten 1974 lediglich eine Verwaltungsgemeinschaft, im Rahmen derer die Stadt bestimmte kommunale Aufgaben, insbesondere im Bereich von Stadtplanung und Bauwesen, für ihre Nachbargemeinde mit erfüllt.

Bis heute ist Gondelsheim eine der kleinsten noch eigenständigen Gemeinden im Landkreis Karlsruhe. Als *„selbstständig und selbstbewusst“* charakterisiert Bürgermeister Markus Rupp den Ort und seine Menschen. Die Einwohnerzahl hat sich während der letzten sieben Jahrzehnte verdreifacht – von rund 1100 im Jahre 1939 auf gegenwärtig stark 3200 Personen. Die Gewichtung der neueren Ortsentwicklung liegt auf der Erhaltung und Steigerung der Wohnqualität in der vielfältigen Landschaft des Kraichgaus. Rupp sieht Gondelsheim vor allem als Kommune, in der Menschen wohnen, als Schul-, Sport- und Kulturgemeinde – *„mit einem menschlichen und sozialen Antlitz“,* wie er betont.

Anmerkungen

1 Thomas Adam (Hrsg.): Gondelsheim – 750 Jahre Geschichte im Saalbachtal, Ubstadt-Weiher (Verlag Regionalkultur) 2006, 456 S., ISBN 978-3-89735-440-1. Die folgenden Abschnitte sind gekürzte und z. T. neu strukturierte Auszüge aus diesem Band. Dort auch alle Quellenangaben und umfangreiche Belege, auf deren Wiedergabe für den vorliegenden Beitrag verzichtet wurde.

2 Die Abschnitte „Die Herrschaftsgeschichte von der Ersterwähnung 1257 bis 1650“ und „Wie Gondelsheim für kurze Zeit zu einem eigenen Adelsgeschlecht kam“ wurden für die Ortschronik bearbeitet von Ute Adler und Cäcilia Raimann.

3 Das Folgende nach Thomas Adam: Die Gondelsheimer Rebellion von 1730. Ein Bauernaufstand und seine Folgen (Die Gondelsheimer Geschichte, Sonderband 5, hrsg. vom Heimatverein Gondelsheim), Ubstadt-Weiher (Verlag Regionalkultur) 2005, 166 S., ISBN 3-89735-409-8. Dort auch alle Quellenangaben und umfangreiche Belege, auf deren Wiedergabe für den vorliegenden Beitrag verzichtet wurde.

Anschrift des Autors:
Thomas Adam
Bachstraße 36
76646 Bruchsal

Heinz Nienhaus

Schönwald – vom Dorf zum Kurort

Nobelhotels passten nicht ins Dorfbild

Schönwald – ein Hochtal, rund 1000 m über dem Meer, zwischen Triberg und Furtwangen gelegen – bestand ursprünglich aus mehr oder weniger weit voneinander entfernten, überwiegend recht stattlichen Hofgütern. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich sogar schon früher, hatte sich hier eine Streusiedlung gebildet.[1] Später formierte sich zunächst auf dem Pfarrwidum (geweihtes oder gewidmetes Land) in Nähe der katholischen Kirche nach und nach ein innerer Dorfkern (Bild 1). Aus welcher Zeit die ursprünglich kleine Kirche stammte, die 1862 zu Gunsten einer größeren, im Bild 1 zu sehenden Kirche abgebrochen wurde, ist nicht exakt nachzuweisen. Pfarrer Kupferer berichtete 1824, dass der alte, massive viereckige Kirchturm die Jahreszahl 1556 trage, der Taufstein die Jahreszahl 1624, die „Pfarreingangstür" die Jahreszahl 1691 und die Buchstaben H. L. Pf. Pf. (Herr Laurentius Pfaff, Pfarrer). Auch wird von durchziehenden aufständischen Bauern aus Stühlingen berichtet, die schon 1524 eine Kirchenglocke entführt haben sollen.[2]

Wann auch immer der Grundstein zu dem ursprünglichen Kirchlein gelegt wurde, nach Recherchen des Schönwälder Ortschronisten Richard Dorer entstand schon kurz nach 1500 nahe der Kirche auf der Allmend (Allgemeingut) das so genannte „Innere Wirtshaus", der spätere „Adler". Neben der Kirche und dem Pfarrhof war dieses Wirtshaus wohl das erste Haus in Schönwalds Dorfkern. Aus der Tatsache, dass für das Jahr 1564 auch ein „Äuße-

Bild 1: Das Hochtal Schönwald mit der im Dorfkern an Stelle einer älteren 1865 neu erbauten katholischen Pfarrkirche in den 1920er Jahren

Bild 2: Dieses 1719 erbaute und 1997 abgebrochene typische Schwarzwaldhaus in Schönwalds Ortskern stand nahe beim noblen Kurhotel Adler (Bild 3) – Foto um 1900. Das ständig von frischem Quellwasser durchflossene Brunnenhäuschen vorm Haus diente mindestens vier Familien als Kühlschrank („Milchhäusle“), und auch ihr Brauchwasser holten die Familien von diesem Brunnen.

res Wirtshaus“ – der Dorfhof, das spätere Gasthaus Hirsch – belegt ist, schließt Dorer, dass es zwischen „Innerem Wirtshaus“, Pfarrhof und Kirche und dem „Äußeren Wirtshaus“ Häuser gegeben haben muss, nämlich die der ersten Bewohner des Dorfkerns.[3] Diese mutmaßlichen Häuser des 16. Jahrhunderts lassen sich durch Dokumente allerdings nicht nachweisen. Hinzu kommt, dass bei dem großen Dorfbrand in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober 1890 sieben der ältesten Häuser in Schönwalds Ortskern den Flammen zum Opfer fielen.[4] Eins der vom Brand verschonten alten Holzhäuser zeigt Bild 2. Nach dem Brand entstanden an Stelle der alten Holzhäuser Steinbauten, deren Höhe aber kaum über zwei Geschosse hinausreichte.[5]

In der Bauweise unterschieden sich die ursprünglichen Holzhäuser in Schönwalds Dorfkern kaum von den landschaftstypischen Bauernhäusern in und um Schönwald, die Schilli als „Heidenhäuser“[6] und Schnitzer als „Höhenhäuser“[7] bezeichnete. Sie alle waren Wohnhäuser mit Stallung und Scheuer unter einem Dach, wobei der landwirtschaftlich genutzte Teil der Häuser naturgemäß kleiner als bei den Bauernhäusern war. Dennoch hielten alle Familien Vieh in geringem Umfang; sie waren „Selbstversorger“. Wegen der Ersparnis an Baugrund und Material baute man oftmals Doppelhäuser. Wohnten Uhrmacher oder andere Handwerker im Haus, standen unter den relativ langen Fensterbändern der Wohnstuben die Werkbänke oder Handwerkstische; Krämer beanspruchten größere Vorratsräume für ihre Waren. Die Brunnen- oder Milchhäuschen (Bilder 2 und 6), oft auch als „Schwarzwälder Kühlschränke“ bezeichnet und auch heute noch relativ oft an Bauernhäusern zu finden, wie auch die Backküchen teilte man sich mit vier bis sieben Nachbarn.

Deutschlands grösster Wasserfall brachte erste Touristen

Die 1873 fertiggestellte Schwarzwaldbahn brachte ständig mehr Bewunderer dieser einmalig romantischen wie technisch interessanten Bahnstrecke nach Triberg. Ein „Muss“ für diese Reisenden war natürlich Deutschlands größter Wasserfall. Viele Enthusiasten stiegen in ihm auf und gelangten so auf die einsamen und landschaftlich sehr reizvollen Höhen der Gemarkung Schönwald. Diese Ausflügler waren gleichsam die ersten Schönwälder Touristen, gewissermaßen die Vorboten des nur wenige Jahre später einsetzenden Fremdenverkehrs. Mit dem Ausbau der Zugangswege, insbesondere der Wallfahrtsstraße zwischen Schönwald und Triberg, nahm der Fremdenverkehr in Schönwald kontinuierlich zu. Das lag sicher nicht zuletzt an der äußerst reizvollen Landschaft und der sehr günstigen klimatischen Höhenlage des Ortes. Karl Jos. Dold berichtet in seinem 1927 herausgegebenen „Führer von Schönwald“: *„Schon 1882 waren hier bereits 310 Kurgäste, die sich in den damals noch einfach eingerichteten Gasthäusern und Privatzimmern heimisch fühlten; dazu kamen noch 252 Passanten.“*[8]

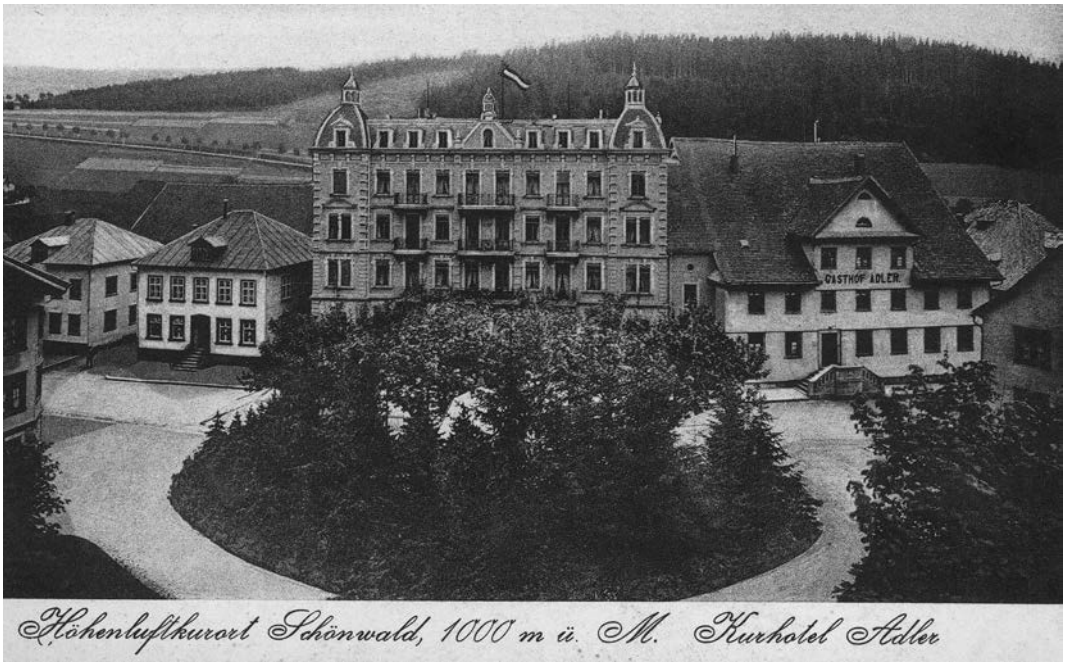


Bild 3: Das 1894/95 erbaute und 1977 abgebrannte Kurhotel Adler mit dem alten Gasthof Adler um 1910. Auffällig ist der starke Kontrast zwischen dem repräsentativen Hotel und den unmittelbar benachbarten, schlichten Häusern, wie auch dem nur wenige Meter entfernten historischen Schwarzwaldhaus in Bild 2.

Die weitere positive Entwicklung des Fremdenverkehrs veranlasste zwei Schönwälder Gastronomen je ein großes repräsentatives Kurhotel zu erbauen. Eduard Riesle, Besitzer des Gasthofs Adler, ließ 1894/95 das Kurhotel Adler (Bild 3)[9] unmittelbar neben seinem Gasthof errichten und Friedrich Wilhelm Siedle 1896/97 das Kurhotel Victoria (Bild 4)[10], ebenfalls neben seinem Gasthaus Hirsch. Beide Hotels waren typische Bauwerke der Gründerzeit; sie entsprachen dem seinerzeitigen Motto: höher, größer und repräsentativer als das Bisherige. Auf die dörfliche Umgebung in Schönwalds Ortskern bezogen waren es wahre Hotelpaläste, die – losgelöst aus ihrem dörflichen Umfeld – was hermachten; sie hatten schon einen gewissen Charme. Allein die Fassaden der Hotels lassen erkennen, dass man sich während der Gründerzeit im Wesentlichen an Kompositionselemente der italienischen Renaissance orientierte. Einen klaren Gründerzeitstil gibt es nicht; gerade die Stillosigkeit ist typisch für Bauwerke dieser Zeit; sie mussten nur feudal und kostbar aussehen – einfach „schmuck“ sein. Wie die Bilder 3 und 4 belegen, hat der Architekt – übrigens für beide Hotels derselbe – dieses Ziel offensichtlich auch erreicht. Die räumliche Aufteilung beider Häuser war prinzipiell identisch. Im Kurhotel Victoria verzichtete man allerdings auf den Einbau einer Heizung, da es nur während der Sommermonate genutzt wurde.[11]

Nach Dold stockte man das Zimmerkontingent in Schönwald zwischen 1895 und 1899 derart auf, dass nun bis zu 600 Kurgäste aufgenommen werden konnten, womit – aus der Sicht von 1927 – der *„höchste Stand erreicht“* war. Weiter schreibt Dold: *„Der Weltkrieg (1914–18) brachte aber auch hier einen Rückschlag. Das Kurhaus*[12] (Hotel Adler, d. Verf.) *ging in ein Beamtenheim über und auch das Hotel Victoria kam in andere Hände (z. Z. nicht in Betrieb). Außer den beiden großen Hotels sind hier noch 9 Hotels und Gasthäuser, zwei Fremdenpensionen und verschiedene Privatzimmer, die immerhin noch ca. 400 Gäste beherbergen können (Victoria nicht mitgerechnet) und während der Sommer- und Wintersaison auch stets belegt sind.“*[13]

Schon um 1900 wurde in verschiedenen „Schwarzwald-Reiseführern“ für die beiden

Bild 4: Das 1896/97 erbaute Kurhotel Victoria um 1910. Rechts im Bild eine Hausecke des 1906/07 erbauten Hotels Hirschen (Bild 5). Es wurde 1969 zu Gunsten eines neuen Appartementhotels mit 100 Wohneinheiten (!) abgebrochenen.

Schönwälder Nobelhotels massiv geworben. In einer Anzeige zum *„Hotel und Kurhaus Schönwald“* (Adler, Bild 3) heißt es: *„Hochelegantes Hotel, 250 Betten, Zimmer 1–3 Mk., Mittagtisch 2–4 Mk., Pensionspreis von 5,50 Mk. ab, alles an separaten kleinen Tischen serviert“*. Zum *„Kurhotel Victoria“* (Bild 4) wird ausgeführt: *„Haus ersten Ranges … Große gedeckte und offene Terrassen. Geräumige Halle. Table d'hôte an kleinen Tischen“*.[14] Selbst im „Bäder-Almanach“ aus dem Jahre 1913, in dem die *Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz und der angrenzenden Gebiete* vorgestellt werden, informiert eine ganze Seite über den Kurort *„Schönwald im badischen Schwarzwald“,* d. h. Schönwald war in diesem seinerzeit international sehr bekannten und richtungsweisenden Werk, gemessen am quantitativen Umfang der Information, nahezu gleichauf mit dem exklusiven Schweizer Kurort Davos. Neben Angaben zu der geografischen Lage, den Naturschönheiten, dem gesunden Klima, der ärztlichen Betreuung, den Indikationen und Verkehrsverbindungen ist unter *„Hotels“* u. a. nachzulesen: *„Hotel und Kurhaus Schönwald mit Gasthaus zum Adler, Besitzer: L. Wirthle, ist ein vierstöckiger Prachtbau mit elegant eingerichteten Zimmern, Balkons, grosser, gedeckter Veranda, Dampfheizung und elektrischem Licht, grossem 300 Personen fassenden Speisesaal, Lese-, Damen- und Billardzimmer. Im Freien: Garten mit gedeckter Halle, Promenadenplatz, Lawn-Tennis usw. Im Hotel selbst sind 100 Betten, in den Dépendancen 50 Betten, im Adlergasthaus 25 Betten. Bäder im Hause, Kiefernadelbäder, Salzbäder, Duschen. Pensionspreis inkl. Zimmer von M. 5,50 bis 9,– aufwärts je nach Wahl des Zimmers. … Im gleichen Besitz befindet sich das ‚Wald-Hotel Todtmoos‘, das in unvergleichlich schöner, etwas erhöhter Lage, direkt am Waldrande, als bestes vornehmstes Familienhotel bekannt ist.“*[15]

Aus Nobelherbergen wurden Jugendherbergen

So vornehm und repräsentativ die beiden Kurhotels – in „Reiseführern“ und der Bäderliteratur meist als Kurhäuser bezeichnet – auch waren, in wirtschaftlicher Hinsicht

Bild 5: Dieses 1906/07 an Stelle des abgebrannten alten Gasthauses Hirsch in landschaftstypischer Bauweise errichtete Hotel Hirschen mit 27 Gästebetten wurde 1969 zu Gunsten eines neuen Flachdachhotels mit 100 Appartements (!) abgebrochen – Foto um 1920

brachten sie ihren Erbauern und späteren Besitzern wohl nicht den erhofften Erfolg. Die häufigen Besitzerwechsel lassen jedenfalls darauf schließen. Schon 1903 wurde das Kurhotel Adler einschließlich Gasthof von der Witwe des Erbauers Eduard Riesle an Salomon Geismar-Baum, Privatmann in Basel, verkauft, obwohl das Ehepaar Riesle sechs Kinder hatte.[16] Geismar-Baum verkaufte es schon 1904 weiter an Hans Speidel, Hotelier in Pyrbaum bei Nürnberg, der um 1907 in Konkurs geriet. Wiederum war es Salomon Geismar-Baum, der das Hotel ersteigerte und es schon 1908 an Ulrich Hugo Altorfer, Privatmann in Zürich, verkaufte; Altorfer verpachtete es an Johann Wirthle.[17] Schließlich kaufte 1918 der Landesverband Städtischer Beamten des Großherzogtums Baden das Hotel und nutzte es als Erholungsheim.[18]

Schon in dem von Dr. C. W. Schnars im Jahre 1924 herausgegebenen „Schwarzwaldführer“ ist nachzulesen, dass das ehemalige Kurhaus Adler als Erholungsheim des Badischen Beamten-Vereins auch anderen Gästen zugänglich ist und auch als Jugendherberge genutzt wird.[19] Von 1957 bis 1968 gehörte es der Schwarzwaldsanatorium G.m.b.H. Sasbach-Walden.[20] Über zwei weitere Besitzer aus Stuttgart und Höchenschwand gelangte die Immobilie 1975 schließlich an Robert-Friedrich Peter.[21] Im Jahre 1977 brannte sie ab. Ein Jahr später kaufte ein Bauunternehmer aus Villingen-Schwenningen die Ruine und errichtete auf dem Grundstück ein Wohnhaus mit 31 Wohneinheiten.[22]

Nicht viel erfolgreicher verlief die Entwicklung des 1896/97 von Friedrich Wilhelm Siedle erbaute Kurhotels Victoria. Schon 1907 geriet Siedle in Konkurs und verkaufte seinen gesamten Besitz an Karl Heinrich Ketterer, Hotelier in Offenburg, der den Hotelbetrieb an Joseph Kern vom Schönwälder Untertiefen-

Bild 6: Dieses um 1920 entstandene Foto zeigt u. a. drei Gebäude sehr unterschiedlicher Architektur und Bauzeit in Schönwalds Dorfkern. In dem Brunnenhäuschen gegenüber dem historischen Schwarzwaldhaus (vor 1740 erbautes Doppelhaus, abgebrochen 1978/79) hatten – ähnlich Bild 2 – etliche Familien ihre „Milchhäusle", und auch das Wasser holten sie in Eimern, Kübeln oder Kannen von diesem Brunnen. Deutlich erkennbar ist der harte Kontrast zwischen dem dörflichen Wohnen und Leben und dem angestrebten noblen Kurbetrieb.

bacherhof verpachtete.[23] In der Zeit von 1918–1931 stand das „Victoria" leer, wurde nur zeitweise als Café verpachtet und gelegentlich vom Hotel Adler (Badische Gemeindebeamten) mitgenutzt.[24] Ab 1931 war es im Besitz des Stuttgarter Jugendvereins, der es als Jugenderholungsheim nutzte.[25] Im Jahre 1967 wurde es Familienerholungsheim unter der Trägerschaft des Vereins für Jugendheime und Hospize.[26] Kaum 20 Jahre später, 1986, ging es in den Besitz der Familie Fritz Unger aus Plaidt (Nähe Koblenz) über. Nach einem Brand im Jahre 1988 wurde es zum *„Ferienwohnhaus für Selbstversorger"* umgebaut.

Durch umfassende, auch äußere Renovierungs- und Modernisierungsmaßnahmen[27] hat das einstmals repräsentative Gebäude erheblich an Stil verloren und damit seinen einstigen Charme eingebüßt. Nur am Rande sei angemerkt, dass das 1906/07 in landschaftstypischer Bauweise errichtete Hotel Hirschen (Bild 5), dessen Hausecke rechts im Bild 4 zu sehen ist, 1969 abgebrochen wurde; es war mit dem Kurhotel Victoria durch einen überdachten Gang verbunden. An seiner Stelle entstand ein neues Hotel Hirschen – ein moderner Flachdachbau mit 100 Appartements.[28] Das dafür „geopferte" typische Landhotel hatte gerade mal 27 Gästebetten.[29]

Bis um 1920 verkehrten in Schönwald noch Postkutschen. Erste Versuche, die Kutschen durch Autobusse zu ersetzen, gab es zwar schon um 1904/06, doch erst nach dem Ersten Weltkrieg stellte sich der Erfolg ein: Im Jahre 1920 wurde die Postautolinie Triberg–Schönwald–Furtwangen eröffnet.[30] Bis dahin fuhren die Kurgäste per Postkutsche vom Triberger Bahnhof zu den Hotels und umgekehrt. Darüber hinaus fungierten private Pferdekutschen als Taxen, weshalb um 1900 sowohl in den Stallungen des alten „Adler" als auch des alten „Hirsch" je etwa 8–10 Pferde zur Verfügung standen.[31]

Fehlinvestitionen

Rückblickend ist festzustellen, dass die noblen Kurhotels Adler und Victoria, gerade

Bild 7: Die Postkarte aus der Zeit um 1910 zeigt einen Ausschnitt aus dem idyllischen Hochtal Schönwald mit den verstreut in der Landschaft angeordneten Bauernhäusern. In der Bildmitte der 1655 erbaute und bis heute mustergültig erhaltene Bartlesbauernhof (ein typisches Höhen- oder Heidenhaus), rechts das Leibgeding (Wohnhaus für das Altbauernpaar).

Alle Fotos: Archiv Nienhaus

wegen ihrer majestätischen Größe und ihres städtisch vornehmen, ja feudalen Aussehens, Fehlinvestitionen waren. Sicher hätten sich kleinere gediegene Gasthäuser oder Landhotels im Stil der für den Schwarzwald landschaftstypischen Architektur (Beispiel: Hotel Hirschen, Bild 5) in der dörflichen Struktur Schönwalds besser bewährt. Etwas salopp ausgedrückt waren die Prachthotels für den dörflichen Kurort doch wohl „einige Nummern" zu groß, zu feudal und zu städtisch. Sie passten nicht in die Umgebung der historischen Schwarzwaldhäuser (Bilder 2 und 6) an den kaum befestigten Straßen mit nur grob gepflasterten Gossen. Schon der Kontrast zwischen den schlichten Häusern der Dörfler und den Nobelhotels und erst recht der krasse Unterschied zwischen den Lebensumständen der Dorfbewohner, mit z. B. zentralen, von Quellwasser durchflossenen „Kühlschränken", wie auch der ebenfalls zentralen Wasserversorgung für mehrere Familien an einem Brunnenhäuschen, und den „vornehmen" Gästen, die Hotels der Kategorie „Adler" oder „Victoria" bevorzugten, war einfach zu groß. Derartige Gäste wollten auf Kurkollonaden flanieren, sich an Rouletttischen amüsieren, in kostbarer, modischer Garderobe Bälle, Theater und Konzerte besuchen. In diesem Sinne wollten sie sehen und gesehen werden. Um solche Neigungen zu befriedigen, fehlte es in Schönwald aber an der diesbezüglichen Infrastruktur. An der wohltuenden Stille, Beschaulichkeit und Anmut des „Dörfleins" – wie die Einheimischen ihren Gemeindemittelpunkt nannten – und erst recht am Erwandern der reizvollen Landschaft mit den einsam gelegenen Walmdachhöfen (Bild 7) waren diese Kurgäste kaum interessiert. In den bekannten namhaften Badeorten Deutschlands und der benachbarten europäischen Länder hingegen wurden alle diese Ansprüche der „vornehmen" Gäste aufs Beste befriedigt; hier gab es kunstvoll gestaltete Kurgärten mit gepflegten, ausgedehnten Promenaden, Konversationshäuser, Theater- und Konzertsäle und ganze Straßenzüge mit repräsentativen Landhäusern, Villen und Hotels, von denen es in Schönwald lediglich zwei gab, wobei eins nicht einmal mit einem Heizsystem ausgestattet war.

Die Gäste, die Schönwald in erster Linie wegen der besonders reizvollen Landschaft und des gesunden Klimas aufsuchten, bevorzugten eher kleinere und weniger feudale Unterkünfte, z. B. das 1969 abgebrochene Hotel Hirschen (Bild 5). Insofern waren und blieben

die beiden Nobelherbergen Fremdkörper in Schönwald – und das sowohl in architektonischer als auch wirtschaftlicher Hinsicht. Sinnvoll und zweckmäßiger wäre es gewesen, die Erbauer hätten sich an dem von vielen namhaften Architekten schon im 19. Jahrhundert immer wieder geforderten Ablehnen modischer Launen, aber Ehrfurcht vor dem Charakter von Dorf und Landschaft, vor allem durch Wahren des rechten Maßstabs orientiert als an dem Trend der Gründerzeit mit dem Leitmotiv „höher, größer und repräsentativer" und damit auch kostenaufwändiger.

Natürlich ist auch auf dem baulichen Sektor der Fortschritt nicht aufzuhalten – und das ist auch gut so. Irgendwann muss das Alte dem Neuen weichen – allerdings ist in diesem Zusammenhang das rechte Augenmaß der Verantwortlichen gefordert. Beim Bau der Kurhotels „Adler" und „Victoria" wurde offensichtlich weder der dörfliche Charakter Schönwalds berücksichtigt, noch das rechte Maß gefunden.

In Anbetracht einiger in Schönwalds Ortskern in den 1960/70er Jahren errichteter baulicher Großobjekte – z. B. zwei 6-geschossige Flachdach-Wohnblöcke mit 97 Appartements, die an die Plattenbauten der ehemaligen DDR erinnern, und ein Flachdach-Hotel mit 100 Appartements[32] – könnte man meinen, man hätte erneut, wie schon rund 70 Jahre zuvor, das dörfliche Umfeld und das reizvolle Landschaftsbild des beschaulichen Kurorts wiederum außer Acht gelassen und auch das rechte Maß nicht gefunden. Das wundert insofern, da schon zu dieser Zeit in allen Medien immer wieder das „landschaftsverträgliche Bauen – nicht Zubetonieren" angemahnt wurde. Offenbar kam einige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Schönwald erneut so etwas wie eine Goldgräberstimmung auf, die die bereits gemachten Erfahrungen vergessen ließen.

Anmerkungen

1 Karl Josef Dold: Die ersten Bauernhöfe im Schwarzwalddorf Schönwald, in: Mein Heimatland (22) 1935, S. 278–281, hier S. 278.
2 Richard Dorer/Karl Opp: Schönwald in Vergangenheit und Gegenwart, Horb 1986, S. 514.
3 Ebd., S. 521–523.
4 Ebd., S. 524.
5 Ebd., S. 594.
6 Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977, 1982), S. 12–114.
7 Ulrich Schnitzer: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989, S. 24, 33–34.
8 Karl Josef Dold: Führer von Schönwald – Klimatischer Höhenluftkurort, Wintersportplatz ersten Ranges, Triberg (Schwarzwald) 1927, S. 7.
9 Dorer/Opp (wie Anm. 2), S. 201.
10 Ebd., S. 200.
11 Ebd., S. 7.
12 Etwa um 1900 und insbesondere während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es üblich, Feriengäste oder Sommerfrischler als Kurgäste und die entsprechenden Hotels oder Pensionen als Kurhäuser zu bezeichnen. Heute versteht man unter Kurhäuser üblicherweise Kliniken oder ähnliche Einrichtungen, in denen Kurgäste – meist auf Grund ärztlicher Verordnung – medizinisch betreut und behandelt werden.
13 Dold (wie Anm. 8), S. 7.
14 Meyers Reisebücher Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Strassburg, Zwölfte Auflage, Leipzig und Wien 1908, Anhang: Nützliche Adressen für Reisende, S. 17.
15 Bäder-Almanach, XII. Ausgabe, Berlin 1913, S. 179.
16 Dorer/Ott (wie Anm. 2), S. 204.
17 Ebd., S. 204, 205.
18 Ebd., S. 205.
19 Dr. C. W. Schnars: Neuester Schwarzwaldführer, bearbeitet von Dr. Oskar Haffner, 23. Auflage, Heilbronn a. N. 1924, S. 200.
20 Dorer/Ott (wie Anm. 2), S. 205.
21 Ebd.
22 Ebd., S. 201, 205.
23 Ebd., S. 199.
24 Ebd.
25 Ebd., S. 199, 200.
26 Ebd., S. 200.
27 Ebd.
28 Ebd., S. 591.
29 Badische Gaststätten, Hotels, Gasthöfe u. Fremdenheime – Neckar, Schwarzwald, Bodensee, Hrsg.: Landesfremdenverkehrsverband Baden–Karlsruhe, o. J. [um 1930], S. 39.
30 Dorer/Ott (wie Anm. 2), S. 578–585.
31 Ebd., S. 209.
32 Ebd., S. 591.

Anschrift des Autors:
Heinz Nienhaus
Ledderkesweg 4
46242 Bottrop

Otto E. Hofmann

Mathias Siedle und die schöne Lodoïska

Im Dorf- und Uhrenmuseum in Gütenbach[1] befindet sich eine Flötenspieluhr mit der Signatur „Mathias Siedle“. Die Uhr hat 48 Pfeifen, zwei Zugregister und ein 24-Stundenwerk; auf einer Walze sind acht Melodien gespeichert. Das Besondere an dieser Flötenspieluhr ist die Reinheit des Klangs, ein warmer und weicher Ton, die exakte Präsentation der Stücke ohne Nebengeräusche, eine „mechanisch und musikalisch gute Spieluhr […]“.[2]

Wer war der Meister, dem wir dieses Kunstwerk verdanken?

Gestützt auf Kirchenbücher, Gemeindearchiv und ein paar erratische Archivalien[3] will ich versuchen, sein Leben in groben Zügen nachzuzeichnen.

Mathias Siedle wurde am 21. 2. 1770 als sechstes Kind der Familie Siedle ins Klausebure Hisli in Neukirch[4] geboren. Sein Vater war der Uhrmacher Mathäus Siedle, der „Sydle Theibes“, wie sie ihm sagten.

Mathias Siedle erhielt eine Uhrmacherausbildung bei seinem Vater und etwa ab 1788 eine Ausbildung bei seinem Paten Andreas Dilger, der in der Nachbargemeinde Gütenbach eine Spieluhrenmacherei betrieb. In Gütenbach freundete sich Mathias Siedle mit Mathias Grieshaber an, einer der frühen Gütenbacher Uhrmacher[5]. Am 14. 6. 1802 heiratete er Justina Grieshaberin, die Tochter des Freundes. Das junge Paar wohnte zwei Jahre lang im Gasthaus „Schwert“ in Gütenbach bei Agnes der Schwester von Mathias, die den Schwertwirt geheiratet hatte. Mathias Siedle arbeitete als Uhrmacher und Spieluhrenmacher.

1803 kaufte er für 2000 fl[6] Grund und Boden für ein Haus, dazu Wiesen, Felder und Wald am Ameise-Bihl oberhalb des Dorfes Gütenbach. Im Herbst 1804 konnte er in sein stattliches Haus in herrlicher Lage einziehen. Er war 34 Jahre alt. Wie ein Fürst konnte er das ganze Dorf überblicken. Im Untergeschoss war eine große Werkstatt für den Meister und mehrere Gesellen. Sein erster Geselle war sein Bruder Vinzenz, der 1808 auf dem Vogtsgrundhof eine eigene Spieluhrenwerkstatt einrichtete.

In der „Beletage“, also im Obergeschoss, war die Wohnung der Familie und Räume für die Gesellen. Das Haus zeigt noch heute den Wohlstand des Bauherrn.

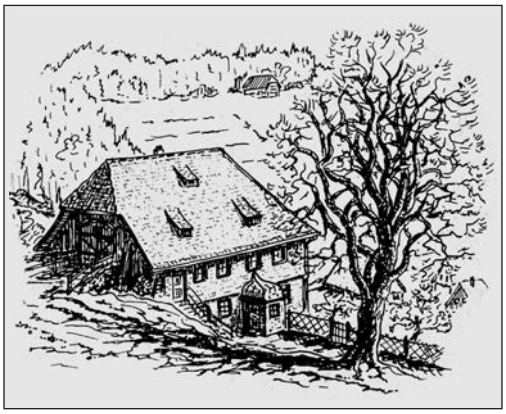
Für das Haus ist der Name „s’ Beckebasse Hus“ geläufig. Die Bezeichnung rührt vom zweiten Besitzer des Hauses her. Es war der Uhrmacher Barnabas Faller, der von der unteren Mühle und Bäckerei, von „s’ Kreutz-Becke“ stammte. Man kannte ihn nicht anders als den „Becke-Bas“ und sein Name ist über all die Zeit erhalten geblieben. Er kaufte das Haus 1851 von der Erbengemeinschaft.

Mit dem Einzug in sein neues Haus nannte sich Mathias Siedle Spieluhrenmacher. Es ist bekannt, dass er, wie sein Lehrmeister Andreas Dilger, nach dem Vorbild der französischen Serinettes[7], Schwarzwälder Vogelorgeln baute, kleine Drehorgeln mit 10 bis 13 Pfeifen. Die Serinettes oder Vogelorgeln dienten dazu Kanarienvögeln, die in Käfigen gehalten wurden, bestimmte Liedchen oder Tanzmelodien beizubringen.

Er konstruierte Glockenspieluhren und immer häufiger Flötenspieluhren. Als Spieluhrenbauer musste er über eine große Kenntnis der mechanischen Zusammenhänge und über eine außergewöhnliche Musikalität verfügen. Möglicherweise vermittelte ihm Johann Nepomuk Meichelbeck der Seelsorger von Neukirch, ein Benediktinerpater aus dem Kloster St. Peter, die ersten musikalischen Kenntnisse. Die Tradition der Musikpflege des Klosters, die musikalische Gestaltung der

kirchlichen Feiertage und der weltlichen Feste durch den Orden bildeten und beeinflussten die Bewohner der umliegenden Dörfer[8]. Mit Sicherheit hat Mathias Siedle auch den letzten hauseigenen Klosterkomponisten von St. Peter und seine Kompositionen gekannt, den Pater Philipp Jakob Weigel (1752–1826), der auch „die Schwarzwälder Uhrmacher in ihrer Arbeit unterstützt, kleine Stücke für ihre Flötenuhren komponiert und sogar selber die Walzen dazu gestochen“[9] hat.

Pfarrer Markus Fidelis Jäck würdigt in seinen Schriften[10] immer wieder Mathias Siedle:



S' Beckebasse Hus am Ameisenbühl in Gütenbach, erbaut von Mathias Siedle im Jahr 1804
Federzeichnung: Bernhard Scherzinger

„Der gebildete musikalische Geschmack eines Herrn Eckhards, Regierungs-Sekretair in Donauöschingen […] und anderer Eingeweihten der Tonkunst, welche Pleyels, Haidens und Mozarts Compositionen für Spielwerke der Uhrenmacher übersetzten, hauchte endlich in diese Wälder Authomate jenen Geist der Lieblichkeit, jenen Schmelz der Harmonie, der die wohlhabenderen Europäer verleitet, ein Wälderspielwerk als ein zur Vollständigkeit eines reichen Ameublements gehöriges Stück anzusehen.

Dieser feinere musikalische Geschmack wäre aber für diese Spielwerke unerreichbar geblieben, hätte nicht die Kunst, die Noten auf Walzen zu stechen, und die Pfeiffen so rein zu stimmen, an den Uhrenmacher Mathias Siedle in Güttenbach, und Martin Blessing[11] in Furtwangen zwei Männer gefunden, welche den Vortheil erlauschten, das sanft schleichende der spielenden Finger in die Stifte, und das melodisch Hauchende der Flöte in die Pfeiffen zu legen“.

Auch Mathias Siedle verleitete viele wohlhabende Europäer dazu, seine Kunstwerke zu kaufen; er hatte mit seiner Arbeit wirtschaftlichen Erfolg. 1806 stiftete er für eine neue Orgel der Gütenbacher Kirche den hohen Betrag von 8 fl 9 kr. Das Stifterverzeichnis nennt ihn in diesem Zusammenhang „Kunstuhrenmacher“.

Im Jahr 1813 lesen wir in Kolbs „Lexicon von dem Großherzogthum Baden“[12] über die Vogtei Gütenbach:

„Die Industrie der Uhrenmacherey, die hier seit ihrem Beginnen am thätigsten betrieben wird, da sie 120 Familien zählt, die sich damit beschäftigen – worunter die Gebrüder Mathias und Vinzenz Siedlin als die vorzüglichsten Kunst- und Spieluhrenmacher des Schwarzwaldes sich auszeichnen – und 61 Händler im Auslande hat, die die Produkte ihrer Industrie umsetzen; gab dem Charakter dieser Vogteygenossen eine Cultur, die beym Landvolk nicht häufig angetroffen wird. Ländliche Unbefangenheit und herzliche Gemüthigkeit, gepaart mit mannichfaltigen, im Handelscommerz und auf Reisen gesammelten Erfahrungen, macht einen großen Theil dieser Menschen sehr human, umgänglich, gesprächig und empfänglich für alles, was das Wohl der Gemeinde, des Vaterlandes, und der Menschheit umfasst“.

Durch so hohes Lob berufen, versuchte Mathias Siedle zusammen mit 35 Uhrmachern aus Gütenbach und Neukirch eine Zunftverfassung durchzusetzen. Viele Uhrmacher glaubten jedoch durch die Zunft benachteiligt zu werden. Sie lehnten die Vorschläge ab, weil sie ihnen zu viel Zwang auferlegt hätten. Eine Reihe Schwarzwälder Uhrmacher wollten lieber fortziehen als sich den Zwängen der Zunft zu unterwerfen. Eine Zunft wurde nie verwirklicht.[13]

1843 stoßen wir wieder auf eine Erwähnung unsres Meistes. Im „Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden“[14] steht unter dem Stichwort „Gütenbach“:

„In der Gemeinde sind […] 2 Musikuhrenmacher […]. Der Handel mit den Er-

zeugnissen des Kunstfleißes ist stark, und die Fabrikate gehen bis nach Amerika, es wurde aber auch dadurch Luxus und Weichlichkeit in die Heimath zurückgebracht, wodurch die alte Sittenreinheit sehr abgenommen hat".

Leider bescheinigt diese Enzyklopädie den Gütenbachern nicht mehr die hervorragenden Tugenden, die 30 Jahre zuvor hervorgehoben werden konnten. Es liegen jedoch keine Erkenntnisse vor, dass die Spieluhrenmacher von diesem Sittenzerfall betroffen waren. Das Gegenteil ist der Fall.

Unabhängig vom Lexikon machte August Meitzen[15] zur selben Zeit (1843/44) eine Erhebung über die Schwarzwälder Uhrmacher.

„Danach beschäftigt die Spieluhrenmacherei noch 28 Meister, meist mit mittelgroßen Werken […]. Die Bedeutensten sind noch immer aus den Familien Siedle und Blessing, die das Verdienst haben, dem Gewerbezweig eine künstlerische und wissenschaftliche Wendung gegeben zu haben."

Bis zu seinem Tod führte Mathias Siedle zusammen mit seinen Söhnen Nikolaus und Mathias seinen erfolgreichen Betrieb.

Justina und Mathias Siedle hatten neun Kinder, fünf Buben und vier Mädchen. Mathias Siedle starb am 31. August 1846 in Gütenbach.

Seine Söhne hatten alle das Uhrmacherhandwerk erlernt, Anton, Nikolaus und Mathias wanderten 1848 in die USA aus. Von Nikolaus und Mathias wissen wir, dass sie nach der gescheiterten Badischen Republik fliehen mussten. Anton war bis 1847 Bürgermeister von Neukirch. Auch er war gezwungen, im Jahr 1848 Baden zu verlassen. Die Söhne Constantin und Aloys[16] gingen nach Veracruz in Mexiko.

Eine badische Familie, deren Männer durch das unglückliche Ende des Freiheitskampfes in Baden, vollständig aus der Heimat vertrieben wurden.

Die Tochter Regina lebte bei ihrem Bruder Anton in Ohio. Ihre Schwestern Theresia und Maria waren in Furtwangen und St. Märgen verheiratet. Justina starb mit 41 Jahren unverheiratet und kinderlos.

Das sind die wenigen Pinselstriche, die ich über das Leben des Meisters Mathias Siedle zu Papier bringen konnte. Ich will mich wieder der Flötenspieluhr zuwenden, einer der wenigen Uhren, die wir von Mathias Siedle kennen.

Zur vollen Stunde spielt sie uns eine der gespeicherten Tanzmelodien. Der Programmzettel auf dem Türchen der Uhr zählt folgende Musikstücke auf: 1. Andante; Kennst du das Land darin Washington lebte. 2. Trompeten Walzer 3. Walzer. 4. Walzer. 5. Fanfare. 6. Anglois. 7. Rustic Reel. 8. Mareïa. Vier Trompeterfiguren drehen sich solange die Musik erklingt. Die „Trompeter" stehen vor einer szenischen Darstellung auf dem Uhrenschild.

In einem fürstlichen Saal sehen wir vier Figuren. Links im Bild, vor drei Arkaden, die den Blick auf eine Parkanlage freigeben, steht ein dunkel gekleideter Mann, in der roten Schärpe steckt ein krummer Dolch. Die dunkle, spitze Kopfbedeckung ziert eine rote Quaste. Er breitet seine Arme aus, als wolle er die andern umfangen. In der Bildmitte zwei männliche Gestalten in der Kleidung der Edelleute des 18. Jh. Ein älterer Herr mit dunklem Haar steht aufrecht, zu seinen Füßen liegen gelöste Fesseln, ein jüngerer Mann wirft sich ihm an die Brust. Der rote Mantel des Jüngeren weht noch hinter ihm her und vermittelt die Spontaneität der Handlung. Rechts von den beiden eine junge Frau in wallendem, rosarotem Gewand, schwarzes Mieder, schwarzes Haar. Eine jugendliche Schönheit. Am rechten Bildrand ein leerer Sessel.

Über dem Bild, wie im Giebelfeld eines Tempels, die Inschrift: „Pulauski bewilligt die Hand der Lodoïska an Lovzinski".

Was hat es mit der Darstellung auf sich, was bedeutet die Überschrift?

Ich habe mich auf Spurensuche gemacht.

Ein Anruf beim Kulturattaché der Polnischen Botschaft half etwas weiter. Man sagte mir, es könne sich bei Pulauski möglicherweise um die „westlich-phonetische" Schreibweise von Pulaski handeln. Pulaski war ein polnischer Held der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Zu den andern Namen konnte man mir nichts sagen.

Schließlich fand ich im Netz das Angebot eines Antiquariats in Cortaro (Arizona): „Interesting History of the Baron de Lovzinki" mit einem Frontispiz des Grafen Pulaski; erschienen in New York 1807.

Der Autor war mit Jean Louvet de Couvray angegeben.

Ich konnte die Fährte aufnehmen.

1787, zwei Jahre vor der französischen Revolution, brachte Jean-Baptiste Louvet de Couvray seinen Roman „Les Amours du Chevalier de Faublas“, „Die Liebesabenteuer des Chevalier Faublas“ heraus. Ein Buch von 800 Seiten, in dem von dem 16-jährigen Chevalier de Faublas erzählt wird, der so schön war, dass ihm alle Frauen verfallen waren, und wenn er sich als Demoiselle verkleidete, waren die Männer von ihm entzückt; sogar die Gespenster in den alten Schlössern von Lothringen waren hoffnungslos in ihn verliebt. Der Roman endet mit einem Duell in den Rheinauen von Kehl, aus dem Faublas als Sieger hervorgeht.

Als Nebenhandlung in diesem Romangeschehen erzählt der alternde Baron de Lovzinski die Geschichte seines Lebens:

In Warschau der 1760er Jahre verliebt sich der junge Lovzinski in Lodoïska, eine atemberaubende Schönheit, Tochter des Grafen Pulaski. Der Graf ist mit der Wahl seiner Tochter zunächst sehr zufrieden.

1764 wird in Polen ein neuer König gewählt und Lovzinski steht auf der Seite des Kandidaten Stanislaus Poniatowski. Pulaski hält Poniatowski für jemanden, der Polen an die Russen verraten will und ist deshalb so wütend auf Lovzinski, dass er seine Tochter Lodoïska versteckt.

Poniatowski wird König von Polen. Er ist ein Günstling der russischen Kaiserin Katharina der Großen, die später Polen zwischen Russland, Preußen und Österreich aufteilen wird.

Lovzinski und sein Diener Boleslaw ziehen los und suchen Lodoïska in ganz Polen. Nach Monaten vergeblichen Suchens werden die beiden in ein Scharmützel mit vier Tataren[17] verwickelt. Die Polen schlagen drei der Tataren in die Flucht, der Anführer bleibt verwundet liegen. Lovzinski verschont ihn, und als kurze Zeit später 300 Tataren zu dessen Befreiung angaloppieren, gebietet ihnen der Verletzte Einhalt und gewährt den beiden Polen freies Geleit. Er stellt sich als Titzikan, Anführer der Tataren, vor. Lovzinski und Boleslaw reiten zum nahegelegenen Schloss des Grafen Durlinski und bitten um Gastfreundschaft, die ihnen gewährt wird. Auf dem Schloss entdecken sie Lodoïska, die Durlinski im Turm eingesperrt hat, weil sie ihm nicht zu Willen sein wollte.

Lovzinski und Boleslaw werden von Durlinski gefangengenommen, doch die Tataren, mit Titzikan an der Spitze, stürmen das Schloss und zünden es an. Lodoïska, Lovzinski und Boleslaw werden befreit, Durlinski in Ketten gelegt.

Ein Tatarenkommando schleppt den von ihnen gefangen genommenen Pulaski, den Vater von Lodoïska, in die Halle. Als sich herausstellt, wer der Gefangene ist, lässt ihm Titzikan die Fesseln abnehmen. Lovzinski sagt sich von Poniatowski, dem polnischen König, los. Nach weiteren klärenden Reden, ist es dann so weit:

„Pulauski bewilligt die Hand der Lodoïska an Lovzinski“.

Der schreckliche Durlinski wird in den brennenden Schutt seines Schlosses geworfen.

Nach ihrer Befreiung zieht Lodoïska mit Lovzinski und Pulaski mehrere Jahre mit einer Befreiungsarmee durch Polen, sie bekommt 5 Kinder, von denen nur das Jüngste überlebt. Beim letzten Feldzug stirbt Lodoïska, die dreijährige Dorliska wird vom Freiherr von Görlitz geraubt. Das ist ein Deutscher in russischen Diensten.

Pulaski und Lovzinski gehen nach Amerika und kämpfen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. „Dort fand Pulawski den Heldentod in der Armee Washingtons“.

Das ist die Lebensbeichte des Baron de Lovzinski[18]. Besonders diese kurze, romantische Episode aus dem umfangreichen Roman, bei der es um die Befreiung der Lodoïska geht, hat die Menschen um 1800 beeindruckt und interessiert.

In Europa entstehen vier Opern:

- Im Juli 1791 wird in Paris „Lodoïska“ von Luigi Cherubini uraufgeführt[19].
- Es folgt im August 1791 ebenfalls in Paris „Lodoïska ou les Tartares“ von Rodolphe Kreutzer.
- 1794 kommt in London „Lodoïska“ von Stephen Storace auf die Bühne.
- 1796 erklingt in Venedig „Lodoïska“ von Giovanni Simone Mayr.

Das junge Amerika macht aus der Geschichte eine Erzählung von nationaler Bedeutung.

In Philadelphia erscheint 1797 eine Schrift: „Liebe und Patriotismus“ oder die außergewöhnlichen Abenteuer von Herrn Lovzinski, Offizier in den amerikanischen Armeen, mit überraschenden Ereignissen aus dem Leben des Grafen Pulauski.

1807 ein weiteres Buch in New York: „Die Interessante Geschichte des Baron von Lovzinski.“ Untertitel: Interessanter Bericht über den Grafen Pulaski und seinen Tod in Savannah 1779. Als Autor von beiden Büchern wird Louvet angegeben.

Lodoïska wurde ein beliebter Vorname. In der ersten Hälfte des 19. Jh. gab es viele Mädchen, die in den USA Lodaska hießen, in Frankreich Lodoïska.

Über den historischen Pulaski habe ich einiges herausbekommen:

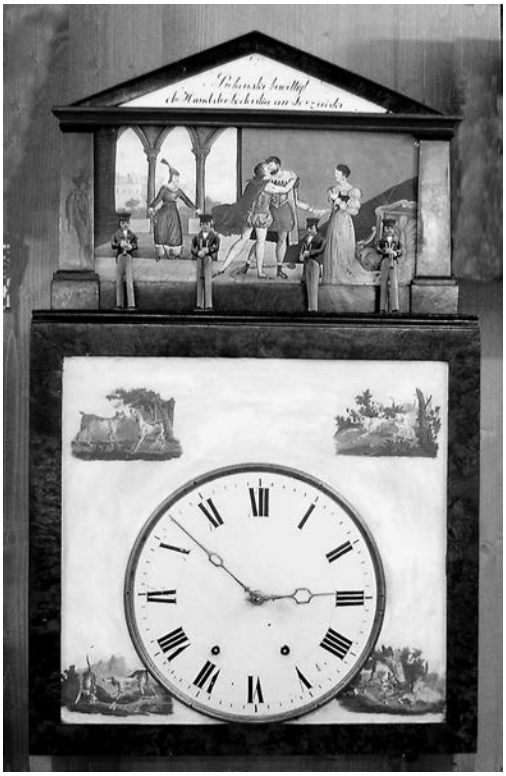
Casimir Pulaski wurde 1747 in Litauen geboren. 1764 wurde Stanislaus II. Poniatowski König von Polen. Daraufhin schuf Joseph Pulaski, der Vater, eine bewaffnete Organisation, um die Russen aus Polen zu vertreiben. Als der Vater starb übernahm Casimir das Kommando der Truppe. 1769 besiegte er die Russen in Tschenstochau, was ihn zum polnischen Nationalhelden machte. Er war 1771 an einem Attentat gegen den König beteiligt und musste nach Paris fliehen. Dort lernte ihn Benjamin Franklin kennen, der ihn für den amerikanischen Unabhängigkeitskampf begeisterte. Er wurde nach Amerika geschickt und baute in der Armee von George Washington die amerikanische Kavallerie auf. Unter seinen Offizieren waren 13 Polen.

Die Engländer sagten: „Die Kavallerie ist das Beste was diese verfluchten Rebellen haben“, gemeint war natürlich die Armee von Washington. In der Schlacht um Savannah (Georgia USA) wurde Pulaski 1779 von einer englischen Kanonenkugel getroffen.

Es gibt in den USA einen Pulaski-Day, eine Festung Fort Pulaski, und in Tennessee gibt es die Stadt Pulaski.

Von Lovzinski wissen wir, dass er Generalmajor in der Befreiungsarmee gewesen sein soll.

Der Roman von Louvet wurde auch im deutschen Sprachraum viel gelesen. Noch vor 1800 erschien eine anonyme Übersetzung. Die



Flötenspieluhr von Mathias Siedle, Dorf- und Uhrenmuseum Gütenbach Foto: Oswald Scherzinger

Opern wurden überall aufgeführt, wo dazu eine Möglichkeit bestand.

Gegen 1840 entdeckte man, dass die „Liebesabenteuer des Chevalier Faublas“ ein wenig unsittlich seien. Die Queen Viktoria soll sich empört haben. Das Buch verschwand aus den Buchhandlungen, die Opern wurden vergessen.

Wie kam nun Mathias Siedle dazu, die Rettung der Lodoïska auf unserm Uhrenschild darzustellen? Die Schreibweise der Namen entspricht nicht der in den Opern. Louvet schreibt Pulawski mit „aw“, so auch die erste deutsche Übersetzung. Siedle schreibt Pulauski mit „au“, wie die amerikanische Publikation von 1797. Wie kommt die Umwidmung des bekannten Goetheliedes „Kennst du das Land wo die Zitronen blühn …“ in „Kennst du das Land darin Washington lebte …“ auf die Walze? Wie wurde dem Spieluhrenbauer die Melodie eines „Rustic Reel“ bekannt?

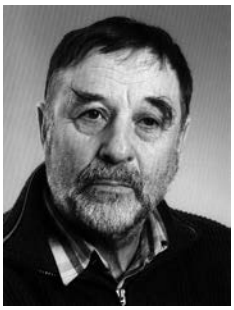
Es ist anzunehmen, dass die Flötenspieluhr eine Auftragsarbeit aus Amerika war.

Unsere Uhr soll in Spanien in einem Gasthof gewesen sein. Sie wurde vor sechs Jahren auf der „Internationalen Uhrenbörse“ in Eisenbach zum Verkauf angeboten. Oswald Scherzinger aus Gütenbach entdeckte dort die Uhr, und die große Anteilnahme der Bewohner von Gütenbach am Kauf der Uhr, hat es möglich gemacht, dass dieses Kunstwerk nach 170 Jahren an seinen Ursprungsort zurückkehrte.

Die Rätsel sind noch nicht alle gelöst. Aber eine alte Spieluhr ohne Geheimnisse, das ist wie ein Winter ohne Schnee.

Anmerkungen

1 Dorf- und Uhrenmuseum in 78148 Gütenbach. Sammlung von Uhren, die in Gütenbach hergestellt wurden und Zeugnisse der Dorfgeschichte. Geöffnet von Juni bis Ende September; Samstag 11 bis 13 Uhr, Mittwoch 14 bis 17 Uhr. Auskunft Tel.: 0 77 23/25 26.
2 Kistner, Adolf: Die Schwarzwälder Uhr. In: Vom Bodensee zum Main, Heft 31; Karlsruhe 1927. S. 52; Generelle Beurteilung der Spieluhren des Mathias Siedle.
3 Hermann, Manfred: Zum Spieluhrenmacher Mathias Siedle. In: Heimatblättle, Heimat- und Geschichtsverein Gütenbach 1/1988. S. 22 ff.
4 Die Gemeinde Neukirch gehört seit 1971 zu 78120 Furtwangen.
5 Mathias Grieshaber wohnte im Scherehisli am Kohlerwald in Gütenbach.
6 1 fl = 60 kr; Gulden/Kreuzer. Das Wentzingerhaus in Freiburg am Münsterplatz wechselte im Jahr 1798 für fl 10 000 den Besitzer.
7 Langenscheidts Handwörterbuch; Französisch; Berlin/München 1992
serin des Canaries = Kanarienvogel
seriner un air à un oiseau = einem Vogel ein Lied vorpfeifen
serinette = Vogelorgel
Ab ~1800 wurden Vogelorgeln mehr und mehr als Kinderspielzeug verkauft.
8 Kaiser, Erich: Das musikalische Leben im Kloster St. Peter zur Zeit Abt Steyrers. In: Hans-Otto Mühleisen (Hg): Philipp Jakob Steyrer. Freiburg 1996. S. 228.
9 Ebd.: S. 239.
10 Jäck, Markus Fidelis: Tryberg, oder Versuch einer Darstellung der Industrie und des Verkehrs auf dem Schwarzwald. Constanz 1826, S. 37. Einzelne Beiträge von Jäck (1768–1845) erschienen zwischen 1810 und 1815 in „Magazin für Handlung und Handelsgesetzgebung Frankreichs und der Bundesstaaten“ herausgegeben von K. H. Freiherr von Fahnenberg. Diese Beiträge wurden 1826 zu einem Buch zusammengefasst.
11 Blessing, Martin 1774–1847; Spieluhrenbauer in Furtwangen. (Blessingmarte).
12 Kolb, J. B.: Lexicon von dem Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1813. S. 405.
13 Jüttemann, Herbert: Die Schwarzwalduhr. Karlsruhe 2000, S. 223–224.
14 Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1843. S. 485.
15 Meitzen, August: Über die Uhren-Industrie des Schwarzwaldes (Dissertation). Breslau 1848. S. 28.
16 Aloys Siedle war der einzige der ausgewanderten Söhne, der um 1856 nach Gütenbach zurückkehrte. Er baute in Gütenbach ein repräsentatives Haus „das Schlößle“ (neben dem heutigen Rathaus). Er starb kinderlos 1881.
17 1768 erklärte die Türkei Russland den Krieg; Tatareneinheiten kämpften auf Seite der Türken. Russisch-Türkischer Krieg 1768–1774.
18 Jean-Baptiste Louvet de Couvray: Les Amours du Chevalier de Faublas (Die Liebesabenteuer des Chevalier Faublas). Leipzig 1979. S. 79–97 und 157–169.
19 Die Aufzeichnung einer Aufführung der Oper vom Februar 1991 im Teatro alla Scala in Mailand liegt als CD vor. Sony classical, SM2K 93126.



Anschrift des Autors:
Otto E. Hofmann
Dorerhof 2
78148 Gütenbach

Heinrich Hauß

Heimat, Heimaten, Heimat im Plural

Zur Interpretation des Heimatbegriffs im Zeitalter der Globalisierung

I. Gegensätzliche Positionen

„Der neue Heimatbegriff ist nicht mehr kompensatorisch“. Rainer Piepmeier, 1990

Zwei extreme und gegensätzliche Positionen sind im gegenwärtigen Diskurs im Hinblick auf Heimat im Zeitalter der Globalisierung festzustellen. Einige Autoren sehen sich genötigt festzustellen, dass der Heimatbegriff „eine furiose Wiederauferstehung erlebe“[1]. Andere Autoren, wie zum Beispiel der Soziologe Hartmut Rosa, behaupten dagegen, „dass Heimatlosigkeit in einem radikalisierten Sinne“ als Folge der Globalisierung „zu unserem Schicksal“ werde[2]. Angesichts der fortschreitenden Globalisierung wird von einigen Autoren der Heimat die Funktion einer „Universalmedizin“ zugeschrieben, die gegen die Unannehmlichkeiten der Zeit helfen soll, „gegen Traditionsverlust, gegen die allgemeine Beschleunigung des Lebens und ganz besonders natürlich gegen Globalisierung“[3]. Hermann Bausinger hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass das Konzept Heimat gerne als Kompensationsmodell gegen Globalisierung aufgefaßt werde. „Auf der einen Seite die Wirtschaft rückstandslos und rücksichtslos, den unerbittlichen Gesetzen des Marktes ausgeliefert – auf der andern Seite die heimatliche Kultur als gediegene Wärmeflasche gegen die Kälte des Ökonomischen“[4]. Vor der Versuchung, Globalisierungsfolgen durch eine entsprechende Heimatkonzeption kompensieren zu wollen, muss eindringlich gewarnt werden. Rainer Piepmeier hat schon 1990 darauf hingewiesen, dass der „neue Heimatbegriff“ sich von der alten kompensatorischen Funktion freigemacht hat[5]. Ließe sich eine Heimatkonzeption erneut auf ein Kompensations- und Kontrastprogramm ein, würden der Heimat wieder Leistungen abverlangt, die wir längst als erledigt anzusehen gewöhnt sind. Im schlimmsten Falle kehrten wir dann wieder zurück, zu Vorstellungen wie „Heimat als Fettabreibung gegen den Weltfrost“, um mit Christoph Meckel zu reden[6]. Heimat als Kompensationsprogramm läßt sich immer für etwas in Dienst nehmen, dem Heimat von seinen Bedingungen her absolut nicht gewachsen ist. Heimat kann nicht für Defizite einstehen, die anderwärts – psychologisch, politisch, ökonomisch – entstanden sind.

Es kann geradezu als ein Ergebnis des Globalierungs-Heimatdiskurses gesehen werden, dass im Gegensatz zu allen Indienstnahmeversuchen der Eigenwert von Heimat wieder entdeckt wurde.

II. Globalisierung und Heimat

„Globalisierung meint das erfahrbare Grenzenloswerden alltäglichen Handelns in verschiedenen Dimensionen der Wirtschaft, der Information, der Ökologie, der Technik, der transkulturellen Konflikte und Zivilgesellschaft“. Ulrich Beck

Die Globalisierung hat verschiedene Dimensionen. Der Begriff wird „inflationär und konturarm“ meint Otfried Höffe. Aber, „vorausgesetzt man gibt ihm ein genaues Profil, hat er aber für unsere Epoche einen hohen diagnostischen Wert“[7]. Im Falle von Heimat und Heimatkonzeptionen ist deshalb zu fragen, welche Aspekte der Globalisierung das Heimatverständnis fundamental betreffen. Ulrich Beck sieht eine Folge der Globalisierung vor allem in der „Entmächtigung nationaler Politik“ und als eine weitere Folge das Verschwinden der

Vorstellung geschlossener (nationaler) Räume[8]. „Kein Land, keine Gruppe kann sich gegeneinander abschließen“[9]. Dem Verschwinden nationalstaatlicher geschlossener Räume entspricht eine soziale Dynamik, die auch die lebensweltlichen Orte betrifft. Das ist der Punkt, an dem Globalisierung für zukünftige Heimatkonzeptionen relevant wird. Denn das eigene Leben ist nach U. Beck jetzt „über mehrere Orte ausgespannt“ und damit verlieren vermutlich die Orte ihre lebensprägende Bedeutung. „Das traditionelle Band zwischen unseren physischen Orten und den sozialen und psychologischen Erlebnissen ist zerschlissen – Wir leben nicht mehr in einer Region, sondern in einem Kommunikationssystem. Wir hausen nicht mehr in Dörfern und Städten, sondern in Programmsegmenten“[10]. Der Erfahrungs- und Handlungsraum der nachwachsenden Generation „läßt sich nicht länger als national begrenzte Einheit begreifen, sondern ist von globalen Dynamiken bestimmt“[11]. In Zukunft ist damit zu rechnen, dass Menschen ihr Leben an mehreren Orten, im günstigsten Falle mit mehreren „Heimaten“ und mehreren Identitäten verbringen.

Vergegenwärtigt man sich, wie sehr der alte Heimatbegriff auf eine „Stillstellung des Weltverhältnisses“[12], auf eine stabile Welt abgestellt war, auf eine „Traumhülle der bodenständigen, des eingehausten, der sich selber orientierten und aus eigenem heilsmächtigen Kollektivlebens“[13], dann ist leicht einzusehen, dass der unumkehrbare Prozess der Globalisierung auch Auswirkungen auf die Heimatkonzeptionen haben muss. Relativierung des Ortes, Pluralisierung von (Lebens)Orten und das Leben unter den Imperativen von Mobilität und Flexibilität sind die unmittelbaren Auswirkungen der Globalisierung, mit denen sich der Heimatgedanke auseinandersetzen muss.

III. Das Verschwinden der Orte

„Für die avancierte Moderne ist der Trend zum multilokalen Selbst charakteristisch – ebenso wie der zum polyethischen oder ‚denationalen Ort‘.“ Peter Sloterdijk

Die Ortsbezogenheit, die Verbindung mit einem Ort war bisher ein Kriterium, das alle Heimatkonzeptionen miteinander verband. Heimat wurde stets „ortsmonogam“[14] verstanden, um einen Ausdruck von Beck zu verwenden. Diese strenge Ortsbezogenheit von Heimat mag ihren Ursprung in dem Erlebnis von Heimat in der Kindheit und Jugend haben. „Heimat ist vor allem der Ort, an dem man geboren wurde und seine Kindheit verbracht hat“[15]. Die einmalige, exklusive Bedeutung des Ortes der Kindheit wird noch verzaubert durch den „Blick zurück“[16] in der Erinnerung. Karen Joisten geht sogar so weit anzunehmen, „dass man erst dann einen Ort zur Heimat machen kann, wenn man in der Kindheit, die Geborgenheit und Sicherheit erlebt hat“[17]. Nach Peter Sloterdijk provoziert nun die Globalisierung eine Krise des Heimatbegriffs in doppelter Weise. Einmal durch die „Loslösung des Selbst vom Ort“ und durch die zunehmende Bedeutung der Transiträume für die Menschen[18]. Zur Relativierung des Ortes trägt auch die Interpretation von Heimat als „Ort des guten Lebens“ bei. „Denn die Heimat als Ort des guten Lebens läßt sich immer weniger einfach dort vorfinden, wo man durch Zufall der Geburt schon ist. Sie muss, wo immer man sei, durch Lebenskünste und kluge Allianzen fortwährend neu erfunden werden“[19].

„Transit – Räume, Bahnhöfe, Häfen und Flughäfen, Straßen, Plätze und Einkaufszentren, sind Orte, an denen zwar Menschen zusammenkommen, ohne jedoch ihre Identität an die Lokalität binden zu wollen.“[20] Der bisher für unveräußerlich gehaltene „lokale Kern von Heimat“[21] wird von Sloterdijk zu Gunsten eines „multilokalen Selbst“ aufgegeben. „Wenn die Modernen also von Heimat sprechen, so meinen sie ihren Ausgangspunkt im offenen Erdraum und nicht mehr die unentrinnbare Klausur von einst“[22]. Heimat, will man den Begriff überhaupt noch gebrauchen, ist reduziert auf einen Ausgangspunkt für Bewegung, ein „leerer Behälter“, der auch fortan leer bleibt. Wo Sloterdijk von einem „multilokalen Selbst“ spricht, spricht Beck von „Ortspolygamie“: mit mehreren Orten verheiratet sein. Ortspolygamie ist das Einfallstor der Globalisierung ins eigene Leben. Zur Illustration berichtet Beck von einer älteren Dame, die abwechselnd in

Tutzing und in Kenia lebt. „Sie lebt ortspolygam, liebt, was sich auszuschließen scheint, Afrika und Tutzing, transnationale Polygamie, das Verheiratsein mit mehren Orten, die verschiedenen Welten zugehören“[23]. Hermann Bausinger hat aus dieser Konstellation die Konsequenzen gezogen: Pluralisierung von Heimat.

IV. Heimat wird pluralisierbar

„Heimat war lange Zeit ein gebieterischer Singular, inzwischen ist sie zum Plural geworden“. Hermann Bausinger

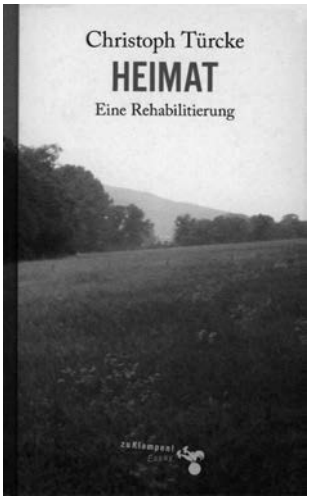
Der Wechsel vom „gebieterischen Singular zum Plural“ der Heimatkonzeption ist wohl die wichtigste Neuerung im Heimatdiskurs im Zusammenhang mit der Globalisierung. Bausinger hat vorgeschlagen, zu bedenken, „dass Heimat nicht nur die Bindung an eine Örtlichkeit bedeutet, sondern vor allem Bindung an soziale und kulturelle Gegebenheiten“. „Heimat ist nicht mehr zwingend der eine Ort, sondern die soziale Verortung an verschiedenen Plätzen.“[24]. Die Loslösung der Heimat von einem signifikanten Ort wurde schon in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts vorbereitet. Einmal wurde der heimatliche Ort, den veränderten Lebensgewohnheiten folgend, zur Region erweitert[25] und dadurch, dass Heimat zunehmend als Ort sozialer, kommunikativer und kultureller Vorgänge gesehen wurde. Die sozialen und kommunikativen Beziehungen lösen den Mythos Ort ab. Nach Bausinger haben „die Menschen mehr und mehr gelernt, heimatliche Strukturen in Bewegung zu setzen, Heimat auszuweiten, also persönliche Nähe nicht nur auf fortdauernde räumliche Nähe zu konzentrieren“[26].

Ist für einige Autoren „die Idee einer stabilen Heimat“ immer unplausibler und die „Heimatlosigkeit deshalb unser Schicksal“ (H. Rosa), versuchen andere, die unrettbare „eine Heimat“ durch ihre Pluralisierung zu „retten“. Das Konzept der „moblisierbaren Heimat“ ist, so weit ich sehe, erst vor kurzem entwickelt worden und hat bisher noch keine kritische Würdigung erfahren.

V. „Prinzipielle und gewollte Ortlosigkeit?“

„Scheinbar alles globalisiert sich heute – nur der Mensch will sich nicht fügen“. Martin Hecht

Die Globalisierung sucht „Weite und Ungebundenheit, will sich nicht von lokalen Verhältnissen bestimmen lassen“[27]. Andererseits kann Bausinger der Globalisierung auch etwas abgewinnen: „Die über das Stichwort Globalisierung laufende Argumentation läßt sich auch umkehren: Weil die Verbindungen weiträumiger, die früheren festen Horizonte viel durchlässiger geworden sind und weil die Welt ins-



gesamt unübersichtlicher geworden ist, entstand ein starkes Bedürfnis nach einem strukturierten und transparenten Binnenraum, in dem man sich mit Sicherheit bewegen kann". Bausinger hat dieses Bedürfnis die „Fortdauer der raumbezogenen Identität" genannt, „für die Heimat ein vielleicht etwas altväterlicher, jedoch kein falscher Begriff ist"[28].

Bei intensiver Beschäftigung mit den Positionen verschiedener Autoren zu dem Thema Heimat und Globalisierung, wird man an den Punkt kommen, sich zu fragen, warum denn Heimat unbedingt diskutiert werden muss unter der „diagnostischen Allgewalt"[29] des Schlagwortes Globalisierung. Dazu hat der gleiche Autor zu bedenken gegeben, ob denn die globale Grenzenlosigkeit nicht der „Idee des Verleugnens der psychologischen Notwendigkeit soziologischer Grenzziehung"[30] folge. Sollte das Bedürfnis nach strukturierten Raum, Grenze und Geborgenheit eine anthropologische Konstante sein, dann entspräche die von Philosophie und Politik geforderte Grenzenlosigkeit mehr einer Konditionierung des Menschen als einer Beschreibung seiner Bedürfnisse. In diesem Sinne hat auch Ute Guzzoni von „einer prinzipiellen und gewollten Ortlosigkeit des traditionellen philosophischen und wissenschaftlichen Diskurses" gesprochen[31]. Bausinger ist recht zu geben, wenn er meint, dass der Globalisierungseffekt „leicht überschätzt" werde, denn „vieles spielt sich immer noch auf engem Raum ab"[32].

VI. Die andere Heimatkonzeption

„In Wirklichkeit ist Heimat natürlich kein Ort. Heimat sind Leute, zu denen man zu Fuß gehen kann und bei denen man einfach nur rumsitzt und nicht geistreich sein muß".

Fanny Müller

1. Lösung des Begriffes der Heimat vom Primat des Ortes

Die Heimatkonzeption, die wir die andere nennen wollen, läßt sich am einfachsten von dem Verschwinden der Orte oder zumindest ihrer Relativierung herleiten. Die für frühere Heimatkonzeptionen charakteristische Exklusivität des Ortes wurde unter den Imperativen der Mobilität und Flexibilität aufgegeben. Besonders der Ort der Kindheit als Inbegriff von Heimat spielt nicht mehr die fundamentale Rolle in der Konstituierung von Heimat. Für die heutigen Erwachsenen wie aber besonders für die Jugendlichen stellte Edgar Reitz fest, dass „unsere Heimat jetzt die Zeit ist". Die global verbreiteten Lebensstandarts, Lifestyles und Moden der Konsumgesellschaft funktionieren unabhängig vom jeweiligen Ort. „Alle haben die gleichen Vorbilder in Werbung, Internet, Fernsehen, sogar die Art, sich auf der Straße zu bewegen". „Die Spielzeuge, die moderne Kinder bekommen, die Filme, die Videos und Computergames, die man später mit den Freunden teilt, die Inlineskates, die Lieder und Tanzstile vereinen alle Kinder in einer Weltheimat"[33]. Wir leben nicht mehr in erster Linie ortsbezogen, sondern mit den weltweiten zeitlich begrenzten Lifestyles.

2. Heimat ist pluralisierbar

Bisher existierte Heimat ausschließlich im Singular. Der an die Erinnerung der Kindheit gebundene Heimatbegriff konnte nur „singulär" sein. Mobilität und Lebensstandarts machen es inzwischen möglich, im Jahresrhythmus an verschiedenen Orten zu leben, im Elsaß, in der Toscana, in der Provence. Der eine heimatliche Lebensort wird abgelöst durch mehrere Orte mit mehreren möglichen Heimaten.

3. Heimat ist Lebensraum

Unter Heimat wurde bisher ein eng umgrenzter Raum verstanden: ein Haus, ein Straße, ein Quartier, ein Dorf. Heimat in diesem Sinne war als Erinnerung und Sehnsucht ein Lebensfundus. Inzwischen versteht man Heimat als konkreten Lebensraum mit einer entsprechenden Erweiterung des Raumes ins Regionale. Menschen leben zunehmend regional, sie nehmen ökonomische und kulturelle Angebote der weiteren Umgebung wahr. Die Interpretation von Heimat als Lebensraum bedeutet, dass an das, was Heimat genannt werden soll, Ansprüche gestellt werden. „Zum guten Heimatort (gehören) auch gute Leistungen"[34]. Die gilt vor allem, wie Prewo gezeigt hat, für Städte. Wurde Heimat bis in die 50er

Jahre des letzten Jahrhunderts mit Vorliebe im Ländlichen verortet, so heute, der zunehmenden Tendenz zur Verstädterung folgend, in der Stadt. „Der Heimatbegriff hat für Städte Bedeutung und nimmt zu“[35]. Der Heimatbegriff muss nach Bausinger „saniert und instandgesetzt werden“, um der Forderung nach (urbaner) Lebensqualität[36] gerecht zu werden. „Heimat, richtig verstanden, hat zu tun mit Lebensqualität“ und nicht nur mit passiv wahrgenommenen „Heimatsignalen.“ Die hohen Forderungen der Lebensqualität an die Heimat scheinen denn auch nur in Städten erfüllbar zu sein. In Verbindung mit Lebensqualität kann man von einer Verstädterung des Heimatbegriffes sprechen.

5. Heimat sind Leute

Das fundamentale Bedürfnis nach einer vertrauten, überschaubaren Umgebung bleibt auch weiterhin ein Anliegen von Heimat, aber die Umgebung wird nicht mehr rein lokal, sondern sozial verstanden.

„Heimat ist vor allem personelle Kommunikation, Sichkennen, Freundschaft und Liebe“, schrieb Piepmeier schon in den 70er Jahren. Und Bausinger bestimmt Heimat als „ein Kürzel für Orientierungssicherheit für konstante und verläßliche Beziehungen und Erfahrungen“[37].

„Wenn man gelegentlich von Leuten hört, ihre eigentliche Heimat sei ein Freundeskreis oder ein Verein, dann wird deutlich, dass es nicht ausschließlich auf eine für allemal fixierte räumliche Anbindung ankommt“[38].

6. Heimat ist ein Projekt und kein Bestand

Heimat ist nach heutigem Verständnis „etwas, was erworben und gestaltet und nicht bloß vorgefunden wird“[39]. „Heimat ist nicht nur der Ort der Muße, sondern auch der des tätigen Lebens. Nicht nur der Innenraum verschafft Heimatgefühle, sondern der innen selbst gestaltete Raum“[40]. „Heimat wird zum Projekt, zu dem wir beitragen können“ (Prewo).

7. Heimat ist Alltag, Alltag bedeutet Problemvielfalt

Wird Heimat verstanden als konkreter Lebensraum, dann wird Heimat Alltag. Veralltäglichung von Heimat kann als ein weiteres Merkmal der anderen Heimatkonzeption gesehen werden. Mit dem Alltag sind vielfältige Probleme verbunden, kulturelle, ökonomische, städtebauliche usw. Die Gestaltung von Heimat von den alltäglichen Problemen her wird so zu einem „kommunalen“ Projekt mit hohen Anforderungen an das Engagement und die Kreativität der Beteiligten. Nun gibt es aber, wie gezeigt, Menschen, die an mehreren Orten leben, und die Orte jeweils als eine Heimat empfinden wollen. Wird der Heimatbegriff auf mehrere Orte ausgedehnt, liegt die Vermutung nahe, dass Heimat konsumierbar wird. „Wer sich nicht an einen Ort binden lassen will“, wird nach Zygmut Bauman, „das Spiel kurz halten“ und sich „nicht auf langfristige Verpflichtungen einlassen“[41]. Zygmut Bauman hat die Problematik im Hinblick auf Vagabunden und Touristen als typische Figuren der Postmoderne so beschrieben: „Beide bewegen sich

durch Räume, in denen andere leben; diese andern mögen für die Raumstrukturierung verantwortlich sein, doch die Ergebnisse ihrer Bemühungen berühren den Vagabunden und vor allem den Touristen nicht“[42]. Es geht letztlich um die Frage: Wer gestaltet in einem mobilen und ortspolygamen Zeitalter überhaupt noch Heimat *vor Ort?*

8. „Heimat gehört zum guten Leben“

Mit der Thematik von Heimat als Teil des „guten Lebens“ nimmt der Diskurs eine philosophische Fragestellung auf, die seit gut einem Jahrzehnt diskutiert wird[43]. Die Philosophie beschäftigt sich im allgemeinen nur mit „Lebenskonzeptionen“, die Bedingungen für ein gutes oder gelingendes Leben sind. Sie enthält sich aber, Felder der Realisierung anzugeben, da die Philosophie nicht glaubt, das Bedürfnis nach konkreter Lebensorientierung befriedigen zu können.

Immerhin, mit der Thematisierung des „gutes Lebens“, der Betonung des kommunikativen Elements und des Alltags, bewegt sich der Heimatdiskurs auf Forderungen des heutigen Lebensstiles zu.

Anmerkungen

1 Johanna Romberg, Wo Heimat liegt, Geo 10 (7. Oktober 2005), S. 117.
Auch Martin Hecht in „Verschwinden der Heimat“, 2000: „Die Sehnsucht nach Heimat (ist) noch nie so groß gewesen wie heute“ (S. 11).

2 Hartmut Rosa, Heimat im Zeitalter der Globalisierung, der blaue reiter, Journal für Philosophie, Ausgabe 23 (1/2007), S. 16.

3 Johann Romberg a. a. O., S. 118.

4 Hermann Bausinger, Globalisierung und Heimat. Ein Essay. Schwäbische Heimat, Heft 3, Juli–September 2004, S. 270.

5 Rainer Piepmeier, Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs in: Heimat – Analysen, Thesen, Perspektiven. Hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung. Schriftenreihe Bd. 294/I, 1990.

6 Christoph Meckel, Suchbild, Über meinen Vater, 1980, S. 174.
Meckel hat in sehr drastischer Weise die kompensatorische Funktion, die Heimat für seine Vater hatte, beschrieben. „Behagliche feste Burg gegen Abbruch, Wahnsinn, Nihilismus und Zweifel, gegen Wüste, Zittern, Verlust und Tod, Gefährdungen aller Art und Ohrensausen, Heimat, eine Tintenfischwolke, einzig mögliche Sicherung des Geschwächten. Das war der Dunstkreis, in dem jeder Zweifel erstickte. Das war die Selbstbeschränkung des Menschen auf seine bescheidene Einheit und lebenslange Wahrnehmung dessen, was von Geburt vorgegeben war. Was nicht zur Heimat gemacht werden konnte, wurde abgedrängt oder ausgeschieden“ (S. 174).

7 Otfried Höffe, Demokratie im Zeitalter der Globalisierung, 1999, S. 13.
Martin Hecht warnt davor, dem „Schlagwort der Epoche“ „diktatorische Allgewalt“ zuzumuten (Das Verschwinden der Heimat, S. 19).

8 Ulrich Beck, Was ist Globalisierung? suhrkamp taschenbücher 3867, 2007, S. 38 u. 14.

9 A. a. O., S. 28.

10 Bernd Guggenberger, Virtual City in: Perspektiven metropolitaner Kultur. Herausgegeben von Ursula Keller, edition suhrkamp 2000, S. 44.

11 U. Beck, Generation Global. Ein Crashkurs, suhrkamp taschenbücher 3866, 2007, S. 236. „Denn die gesellschaftlichen Wirklichkeit heute, die globalisierte Moderne, ist charakterisiert durch die globalisierten Handlungsräume des Kapitals, die Ausweitung der Kommunikation- und Transporttechnologien, die Entstehung globaler zivilgesellschaftlicher Bewegungen, das Aufkommen globaler Terrornetzwerke u. s. w.“ (S. 236).

12 Hartmut Rosa, Heimat im Zeitalter der Globalisierung in: der blaue reiter, Journal für Philosophie, Ausgabe 23 (2/2207), S. 14.

13 Peter Sloterdijk, Im Weltinnenraum des Kapitals, 2006, S. 52.

14 Ulrich Beck, Was ist Globalisierung? S. 131.

15 Karen Joisten, Philosophie der Heimat, Heimat der Philosophie, 2003, S. 25.

16 Martin Hecht, Das Verschwinden der Heimat, 17.
Nach Hecht entsteht Heimat „erst im Blick zurück, im Augenblick des Innwerdens des Verlustes eines Ortes. Ohne diesen erlebten Verlust gibt es keine Heimat“.
Die Verzauberung des Ortes der Kindheit hat B. Waldenfels relativiert: „Es gibt keine natürliche Heimat. Wie die Kindheit, so ist auch Heimat immer schon zurecht gemacht, zurecht gestutzt, gedeutet, verarbeitet, umgesetzt und fortgesetzt, kurz: sie ist in ihrer Natürlichkeit mit Künstlichkeit durchsetzt“ (Heimat in der Fremde, S. 2001).

17 A. a. O., S. 25.

18 Peter Sloterdijk, Der gesprengte Behälter, Notizen über die Krise des Heimatbegriffs.
In der globalisierten Welt, Spiegel Spezial, Sehnsucht nach Heimat, Nr. 6, Juni 1999, S. 27.

19 A. a. O., S. 29.

20 A. a. O., S. 27.

21 Christoph Türcke, Heimat. Eine Rehabilitierung, 2006, S. 75.

22 A. a. O., S. 27.
Der Heimatbegriff gehört nach Sloterdijk „zu einem Zeichen- Reservoir, dessen Haupt-Geltungszeit offenbar vorüber ist“ (S. 24).

23 A. a. O., S. 129.
Eine Vielfalt von Orten gab es auch in der alten Heimatkonzeption, aber es waren Orte „vor Ort“. So schreibt W. Siebel: „Jede Stadt enthält eine Fülle an besonderen Orten, an die die persönlichen Erinnerungen von Individuen geknüpft sind: das Haus, in dem man herangewachsen ist, Orte, wo man Glück oder Unglück erfahren hat. Ihre Plätze,

Straßen und Gebäude sind ein in Stein gewordenes Erinnerungsbuch“ (Die europäische Stadt).

24 Hermann Bausinger, Heimat? Heimat! Heimat als Aufgabe in: der blaue reiter, Journal für Philosophie 23 (1/2007), S. 10.

25 Ich denke es ist nicht angemessen, wenn Rüdiger Görner behauptet, der Begriff „Region“ klinge „weniger vorbelastet als Heimat“ und sei deshalb benutzt worden. Zudem stellte der Regionalismus in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Politisierung der Heimat dar. Zur Region schreibt Waldenfels: „Dieser Begriff umschreibt einen Lebensraum mittlerer Reichweite“ (A. a. O., S. 206).

26 A. a. O., S. 10.

27 Edgar Reitz, Heimat ein modernes Niemandsland in: Universitas, November 2004, Nr. 701, S. 1109.

28 Hermann Bausinger, Wozu noch Region? in: Universitas, November 2004, Nr. 701, S. 109 u. 108.

29 Martin Hecht, Das Verschwinden der Heimat, 2000, S. 19.

30 A. a. O., S. 26.
Nach Karen Joisten ist für den Menschen konstitutiv, dass er sich von Geburt an … an einem vorgegeben Raum – Zeit – Stelle befindet. Die anthropo-ontologische Verfasstheit wird von Joisten „Heim-weg“ genannt, weil der Mensch durch sein Heimisch sein und sein Unterwegssein zu kennzeichnen ist – „Der Mensch kann nur durch Heimat das werden, was er der Möglichkeit nach ist“.

31 Ute Guzzoni, Wohnen und Wandern. 1999, S. 15.

32 Hermann Bausinger, Globalisierung und Heimat, S. 266.

33 Edgar Reitz, Heimat ein modernes Niemandsland in: Universitas, Schwerpunkt Heimat, November 2004, S. 1112.

34 Rainer Prewo, Leitbild Heimat: Die Rolle der Stadt in der mobilen Welt. Schwäbische Heimat, Heft 3, Juli–September 2007, S. 260.
Prewo hat in seinem Aufsatz eine Reihe Kriterien aufgeführt, die diesen Ansprüchen gerecht werden: ein lebendiges Stadtzentrum, ein Zentrum, das zugleich Handels-, Aufenthalts- und Begegnungsort ist, auch Bühne für Ereignisse. Wert ist auch legen auf Städtebau und Stadtbild, Freizeitmöglichkeiten, sowie Umgebung und Kulturangebote gehören zu den Kriterien.

35 A. a. O., S. 260.
Nach Prewo muss Heimat „offen und inklusiv sein: Heimat für alle. Nicht nur für die Alteingesessene. Auch für die, die neu zugezogen sind“ (S. 29).

36 A. a. O., S. 270.

37 A. a. O., S. 270.

38 Bernhard Waldenfels a. a. O., S. 199.

39 H. Bausinger a. a. O., S. 10.

40 Martin Hecht a. a. O., S. 52.

41 Zygmut Bauman, Unbehagen in der Postmoderne, 1999, S. 159.

42 Zygmut Bauman, Postmodernen Ethik, 1995, 360.
„Vielleicht vermitteln diese beiden Bilder, des Vagabunden und des Touristen, nur zusammen die ganze Realität des Lebens in der Postmoderne. Der Tourist weiß wie der Vagabund, dass er da, so er angekommen ist, nicht lange bleiben wird“.

43 Martin Seel, Versuch über die Form des Glücks, 1995.
Ursula Wolf, Die Philosophie und die Frage nach dem guten Leben, 1999.
Holmer Steinfath (Hrsg.), Was ist ein gutes Leben? 1998.
Wilhelm Schmid, Philosophie der Lebenskunst, 1998.

Literatur

Baumeister B 1, Zeitschrift für Architektur. Heimat. Festhalten oder Loslassen? Anmerkungen von Edgar Reitz und Hans Stimmann, Januar 2007.

Hermann Bausinger, Globalisierung und Heimat. Ein Essay. Schwäbische Heimat, Heft 3, Juli–September 2004. S. 265–274.

Ulrich Beck, Was ist Globalisierung? 2007.

Ulrich Beck (Hg.) Generation Global. Ein Crashkurs.

der blaue reiter. Journal für Philosophie. Thema Heimat, Ausgabe 23 (1/2007).

Geo, Heimat. Warum der Mensch sie wieder braucht. 10/Oktober 2005.

Rüdiger Görner, Heimat und Toleranz, Im Paradoxen zu Hause, Reden und Reflexionen, Isele, 2006.

Martin Hecht, Das Verschwinden der Heimat. Zur Gefühlslage der Nation, Reclam Leipzig 1703, 2000.

Karen Joisten, Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie, 2003.

Peter Sloterdijk, Im Innenraum des Kapitals, 2005.

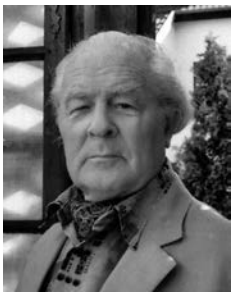
Rainer Prewo, Leitbild Heimat: Die Rolle der Stadt in der mobilen Welt, Schwäbische Heimat, Heft 3, Juli–September 2007, S. 253–260.

Spiegel Spezial, Sehnsucht nach Heimat. Nr. 6, Juni 1999.

Christoph Türke, Heimat. Eine Rehabilitierung, 2006.

Universitas. Orientierung in der Wissenschaft. November 2004. Nr. 701.

Bernhard Waldenfels, Heimat in der Fremde (1984) in: In den Netzen der Lebenswelt, suhrkamp taschenbuch wissenschaft 545, 1985.



Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Leonhard Müller

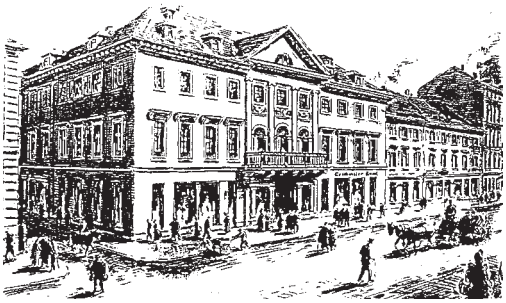
„Straßentumult in Karlsruhe“

Verlauf und Hintergründe des Haber-Skandals 1843

Liberales Baden? Da blickt man in erster Linie auf die Zeit Großherzog Friedrichs I. (1852–1907) zurück, als der Liberalismus regierende Partei wurde. Historikern schien freilich schon die Zeit vor der Revolution 1848, der Vormärz in Baden anders akzentuiert zu sein als anderswo, durch bekannte Professoren und Journalisten, durch Abgeordnete der II. Kammer, durch eine qualifizierte Beamtenschaft, den sogenannten „Geheimratsliberalismus“ geprägt, ein „Testfeld für Fortschrittlichkeit“ trotz des bundesdeutschen Metternich-Systems, eine „Schule des vormärzlichen Liberalismus“ trotz Obrigkeitsstaat, so Franz Schnabel. Aber neben dem Ringen um mehr politische Freiheit im Landtag und in der Presse gab es in Baden Proteste aus vielen Gründen, ökonomische und rechtliche, „Brotcrawalle“ und „Hungerunruhen“, Handwerker gegen Studenten, Bürger gegen Militär und Polizei, lokale Rivalitäten und Gasthausstreitereien. 58 davon hat man vor der Märzrevolution 1848 gezählt,[1] und einer von ihnen ist in vieler Hinsicht nicht nur in den damaligen deutschen Ländern bekannt und umstritten gewesen, sondern auch später,[2] ja heute noch mit seinen Hintergründen aufschlussreich, der Karlsruher Haber-Skandal 1843.

Ausgangsbasis

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts zog der jüdische Händler Salomon Haber aus Breslau nach Karlsruhe und wurde bald wohlhabend, denn nach Napoleons imperialistischen Kriegszeiten fehlte überall das Geld für die Beseitigung der Zerrüttungen. Öffentliche Subskriptionen waren bei der allgemeinen Verarmung kaum möglich, also mußten die Fürsten und ihre Regierungen sich an die „Geldhändler“ halten, und die erste Hälfte dieses Jahrhunderts war eine klassische Ära der Privatbankiers. Haber stieg bald zum „Hofbankier“ auf. 1829 wurde ihm von Großherzog Ludwig der erbliche Adel verliehen, und seine Dienste wurden „durch ein Denkmal der Ehre, das über die Schätzung gewöhnlicher Glücksgüter sich erhebt“, ausgezeichnet.[3] In kurzer Zeit war das Bankhaus Haber mit entscheidender Beteiligung an den Aktiengesellschaften Spinnerei Ettlingen, Zuckerfabrik



Palais Haber an der Kaiserstraße

Waghäusel und Maschinenfabrik Karlsruhe zum wichtigsten Förderer der Industrialisierung Badens aufgestiegen.

Auch die Söhne Habers arbeiteten im Bankhaus, und der älteste Sohn Moritz, seit 1823 im Ausland tätig, kehrte 1838 mit einem bei manchen umstrittenen Ruf nach Karlsruhe zurück, weil er in England und Spanien die finanziellen Belange der vertriebenen Bourbonen und Carlisten mit welchen Methoden auch immer betrieben hatte. Ausgezeichnet mit entsprechenden Orden erstrebte er nichts mehr als in der Oberschicht, zu denen Habers gehörte, durch den engen Kontakt zum groß-

herzoglichen Hof eine besondere Rolle zu spielen. Großherzogin Sophie, Tochter des vertriebenen schwedischen Königs Gustav IV., betraute Moritz v. Haber mit einer diplomatischen Mission, um in Schweden für die dortige Thronfolge ihres Bruders Prinz von Wasa zu werben, freilich ohne Erfolg. Aus vielen Treffen ergab sich ein „unangemeldeter Zugang“ zu ihr, mit dem sich Haber brüstete, wobei ihm unterstellt wurde, er hätte ein sexuelles Verhältnis mit der Großherzogin. „Dieses Gerücht drangen nicht allein bis zu den Ohren des Großherzogs, was zu unliebsamen Familienszenen Veranlassung gab, sondern auch in weitere Kreise und riefen, da Großherzog Leopold wegen seiner Freundlichkeit und Herzensgüte allgemein beliebt war, eine ungeheure Erbitterung gegen Haber hervor.“[4]

Duelle

Der Skandal begann 1843 mit einer Liste zur Einladung für einen Ball in Baden-Baden, auf der sich Moritz v. Haber eintrug. Das veranlasste den Oberleutnant Julius Göler von Ravensburg aus Protest an dem Ball nicht teilzunehmen, hatte er doch Jahre zuvor Haber einen Schurken genannt, weil dieser sich abfällig über ein Mitglied der Offiziersgesellschaft äußerte. Da Haber von einer standesgemäßen Forderung zu einem Duell zurückgeschreckte, sei er auch in dieser Gesellschaft nicht satisfaktionsfähig, was er dem Ballkomitee mitteilte. Dieses verfügte zunächst die Streichung Habers von der Teilnahmeliste, zog aber diese Entscheidung zurück, als der Vorgang in der halboffiziellen „Karlsruher Zeitung“ veröffentlicht worden war. Das ließ den russischen Gardekürassierleutnant Verefkin eine Intrige gegen Moritz v. Haber vermuten, und er forderte Göler zum Pistolenduell. Am 2. September konnte er auf dem Gottesauer Schießstand des Artillerieregiments Göler schwer verwunden, der aber noch im Stande war, ihn, Verefkin, mit seinen Schüssen zu töten. Göler erlag wenig später seinen Verletzungen.

Sturm auf das Haus Haber

Gölers Sarg wurde am 5. September in einem pompösen Leichenzug unter großer

Großherzog Leopold und seine Familie

Beteiligung der Bevölkerung durch die Langestraße (heute Kaiserstraße) vorbei am Haus Haber (heute Kaufhaus Karstadt) getragen. Haber war nach Karlsruhe zurückgekehrt und das Gerücht besagte, dass er vom Fenster aus, andere behaupteten vom Balkon, das Trauergefolge beobachtete, gerade er, der doch der Urheber des tödlichen Duells gewesen sei. Karlsruhe sah sich in allen Ständen in größter Aufregung, so heißt es, und am Abend dieses 5. Septembers kam es deshalb vor dem Haberschen Haus zu einem Auflauf. „Die nach und nach bis auf ungefähr 150 Personen angewachsene Menge verhielt sich anfangs ruhig, bald aber … begann, während die Zahl der vor dem Haus Verweilenden sich mehrte, lautes Schreien (Hepp, Hepp und Juden raus) und Pfeifen.“[5] Die Karlsruher Polizeibehörde unter Direktor Picot sah sich trotz Vorwarnung überfordert. Die wenigen Soldaten der Rathauswache konnten nicht Herr über die erregte Menge werden und bald eskalierte die Demonstration. Im Tagebuch eines Zeitzeugen liest man: „Ich begab mich [nach dem Theater-

besuch] rasch an Ort und Stelle und sah eine Szene unbeschreiblicher Verwirrung. Verkleidete Offiziersburschen, unterstützt von Pöbelhaufen … schlugen mit Äxten die Türen und Fensterläden ein, bewarfen das Haus mit Pflastersteinen und drangen endlich ein, schlugen alles kurz und klein, zerstörten Möbel und alles, was sie erreichen konnten, warfen Kleider, Weißzeug, Silber und dergleichen auf die Straße, wovon vieles geraubt wurde. Keine Polizei, keine Gendarmerie ließ sich sehen.“ Endlich, nachdem das Zerstörungswerk ziemlich vollendet war, kam Kavallerie von der Dragonerkaserne herangeritten, um die Straße zu säubern. „Es war aber nicht Ernst damit. Die Offiziere riefen den Tumultuanten zu: fürchtet euch nicht! Es geschieht euch nichts, und ließen Raum, dass der Pöbel immer wieder durchgehen konnte.“[6] Moritz v. Haber wurde in Schutzhaft genommen und durch eine Seitentür in Sicherheit gebracht. Vom Rathausturm soll er der Zerstörung des Hauses zugesehen haben.

M. de Verefkin

Konsequenzen

Der Vorgang in dem sonst so biedermeierlichen, gesetzestreuen Karlsruhe fand eine weite Verbreitung. „Hörte man die Erzählungen einiger rheinischen und sächsischen Blätter, so wäre an einem von vorne herein angelegten Plane Moriz v. Haber aus dem Lande zu vertreiben, kaum zu zweifeln“ heißt es in der Broschüre „Exzesse“.[7] Damit bekam dieses Ereignis einen politischen Akzent, und das Ministerium des Innern tat zunächst nun alles, um den Skandal mit „unglücklichen Umständen“ und „Zufällen“ herunterzuspielen. Das Militär ließ sich zum einen gar kein Versagen zuweisen noch konnte das Offizierskorps beschuldigt werden, den „Pöbelhaufen“ begünstigt zu haben. Als Bauernopfer diente lediglich die Zurruhesetzung des Polizeidirektors Picot, der, obwohl tätig, „bei der Ausübung seines Amtes die nötige Vor- und Umsicht nicht angewandt und in den dringenden Momenten die rechte Zeit zum Handeln verfehlt und die nötige Entschiedenheit in derselben ermangelt hat“, freilich „ohne üble Absicht“.[8] Die Strafen von 36 Tumultuanten bezogen sich auf knappe Gefängniszeiten; 17 Angeklagte wurden freigesprochen. Das Innenministerium versuchte jedoch den weiteren Verstößen auf den Grund zu gehen, während die lokalen Behörden den Tumult um den Ruf der Residenzstadt willen bagatellisierte. Aber der Landtag diskutierte die Vorgänge und beklagte die Ausschreitung. In einer Resolution wurde Aufklärung gewünscht, „wie es ohne weiteres Verschulden der Behörden möglich gewesen sei, dass die gegen das Eigentum eines Bürgers verübten Gewalttätigkeiten stundenlang fortgesetzt werden konnten.“[9] Im Obrigkeitsstaat hatte Ordnung zu herrschen, und in der Presse der anderen Länder des Deutschen Bundes sollte man wissen, dass Baden ein Rechtsstaat sei. So waren auch die Duelle verboten, und der Sekundant von Göler, der spanische Adlige Georg von Sarachaga-Uria, badischer Oberleutnant a la suite, wurde zwar vom Kriegsgericht wegen Mitwirkung zu zehn Monaten Festungsarrest verurteilt, was aber dann „wegen mildernder Rücksichten im Wege der Gnade“ vom Großherzog auf „vierwöchigen einfachen Hausarrest herabgesetzt“ wurde.[10]

Koelle notiert dazu in seinem Tagebuch: „Die Herren v. Uria und Haber sorgten dafür, dass der Skandal nicht sofort aufhörte. Sie bedienten sich gegenseitig mit Zeitungsartikeln und Broschüren, welche von dem skandalsüchtigen Publikum mit großer Begierde gelesen wurde. In diesem geistigen Kampfe war aber der Sieg auf Seiten Habers, denn Uria stand ihm an Intelligenz weit nach.“[11] Auf den Vorwurf des Spaniers, Haber sei ein Feigling, antwortete diesmal dieser mit einer Forderung. Am 14. Dezember starb Sarachaga-Uria auf hessischem Boden, eine Familie mit Sohn und Tochter hinterlassend, im Pistolenduell. In einem Schreiben für den Fall seines Todes hatte er gewünscht, dass er „dieser Sache ein Ende“ machen wollte, „weil ich Baden, das mir eine zweite Heimat geworden, das Land, welches ich nach Spanien am meisten liebe, von einem Menschen befreien wollte, der ihm zur Geißel geworden ist.“

Das Bankhaus Haber & Söhne geriet unabhängig von den Ereignissen 1843 vier Jahre später in eine Liquidationskrise, möglicherweise durch immer größere Wechselreiterei. In der Heidelberger „Deutschen Zeitung“ meldete der Börsenkorrespondent am 31. Dezember 1847: „Heute haben die Bankhäuser L. H. Flersheim, J. F. Gontard & Söhne und S. v. Haber & Söhne ihre Zahlungen eingestellt. Es läßt sich denken, welche Bestürzung dieses Ereignis an der Börse brachte.“[12] Der Name Moritz v. Haber tauchte noch einmal 1847 bei der Gründung einer Darmstädter Bank auf, die seiner Brüder Max und Louis 1855 in der Schweiz und Österreich, dann verliert sich die Spur.[13]

Hintergründe

Versucht man die Gründe für diesen Skandal zu finden, so ergeben sich verschiedene Akzente. Koelle beschreibt Moritz v. Haber als „unverkennbar mosaischen Typs“. Offenbar erschien er für viele der badischen Oberschicht und nicht nur dieser als Fremder, Sohn eines eingewanderten schlesischen Ostjuden, nicht zugehörig trotz badischen Adelstitels. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts war zwar die Emanzipation der Juden fortgeschritten, doch waren sie von Handwerksberufen ausgeschlossen. Sie sollten allein auf „Handel mit Vieh-, Trödel- und Krämerwaren, Gold, Silber, Geld, Wein, Früchte etc. und solchen Hantierungen, welche von keinem Handwerker im Lande betrieben werden“ kann, beschränkt werden.[14] Nach der Verfassung von 1818 durften nur christliche Staatsbürger Zivil- und Militärstellen besetzen. Die Masse der jüdischen Bevölkerung blieb Grenzgänger, gesellschaftlich nicht anerkannt, und das galt bei den einfachen Ständen wohl auch für die wenigen jüdischen Vertreter der Oberschicht.

Julius Göler von Ravensburg

Jedenfalls fiel diese durch die Schnelligkeit im Erwerb des Reichtums auf. In der bisherigen ständischen Gesellschaft vollzog sich das Wohlstandswachstum langsam. Nun waren aber andere Zeiten angebrochen, die Aufhebung der Leibeigenschaft und damit Veränderungen im ländlichen Besitz, die neue Gewerbefreiheit, der Beitritt Badens zum Zollverein 1836 und dadurch die Verstärkung des Wettbewerbs. Wenn etwa ein Viertel der sozialen Proteste im badischen Vormärz Ausschreitungen gegen Juden waren, so gründeten sie in ökonomischen und rechtlichen Mängeln, z. B. beim Heidelberger „Judensturm“ 1818, vorwiegend durch Handwerksburschen ausgelöst, ebenso wie im gleichen Jahr in Karlsruhe. Schon damals hatte man

George von Sarachaga-Uria

sich an der engen finanziellen Beziehung des Bankhauses Haber mit dem Hof gerieben, aber hier griff Militär und Polizei entschiedener zu.

Die Industrialisierung brachte Chancen und Bedrohung zugleich. Viele Schneider waren nun Arbeiter in einer „Kleiderfertigungsfabrik“, Tischler in einer „Möbelhandlung“, die auch von agilen jüdischen Unternehmern geleitet wurden und wie andere nur knappe Löhne zahlten. Man fühlte sich dequalifiziert, weil der wachsende Status der anderen den eigenen bisherigen Status beschränkte.

Neben diesen antijudaistischen Tumulten gab es freilich auch das, was man seit 1879 (Wilhelm Marr) als „antisemitisch“ bezeichnete, also eine Diskriminierung aus rassischen Gründen. An der Universität Heidelberg verfaßte schon Anfangs des Jahrhunderts der Religionsphilosoph Jakob Friedrich Fries die Schrift „Über die Gefährdung des Wohlstands und des Charakters der Deutschen durch die Juden“ (bald konfisziert), und sein Kollege, der evangelische Theologe Heinrich Eberhard Paulus stand diesen Tendenzen ebenfalls nah.[15] Und „unter der Bürgerschaft von Karlsruhe“, schrieb 1898 der Stadthistoriker F. von Weech über den Haber-Skandal, „herrschte unzweifelhaft noch die gleiche Stimmung wie im September 1830, als sich am jüdischen Neujahrstag allerlei Volk vor der Synagoge versammelte und von ihrem Gottesdienst kommenden Israeliten belästigt und geneckt hatten.“

Offiziersehre

Auslöser des Haber-Skandals waren letztlich Offiziere. Das badische Heer umfaßte um diese Zeit ca. 10 000 Mann. Das Offizierskorps stammte um 1806 noch zu 56% aus dem Adel, doch der Freiburger liberale Professor Rotteck hatte schon 1817 in einer Schrift „Nationale Miliz und stehendes Heer“ ein demokratisches „Bürgerheer“ gefordert.[16] Der adlige Offizier sah sich durch zunehmende Bewerber aus dem Bürgerstand auch in seiner Dominanz begrenzt, und einen Ehrenkodex zu zelebrieren war für von Göler, „ein Duellant von Profession“, ein Statussymbol, denn, so schreibt Koelle, unter den Gerüchten litt ja auch das Ansehen der großherzoglichen Familie, des Großherzogs, dessen Rock man trug. Koelle, der später noch der Großherzogin Sophie begegnete, streitet entschieden ab, dass sie mit Moritz v. Haber ein Verhältnis gehabt habe, kritisiert aber, „eine Frau sollte nicht allein tugendhaft sein, sie muß auch tugendhaft scheinen“.[17] Sie hätte also den direkten Zugang Habers zu ihren Räumen nicht zulassen dürfen, und so entstand wohl unter der Dienerschaft jenes Gerücht, durch Habers Wichtigtuerei noch bestätigt.

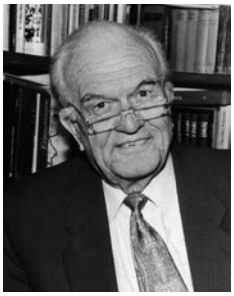
Unter den Tumultuanten mischten sich wie zitiert Offiziersburschen, so dass bald ein neuer Rumor die Runde machte: der Offiziersstand versuchte planmäßig Moritz v. Haber zu verjagen, und letztlich stand der Bruder des Großherzogs, Markgraf Wilhelm, dahinter, der seine Familie durch einen Juden „besudelt“ sah. Man habe also den „Pöbel“ instrumentalisiert, zumal das Militär viel zu spät bei dem Tumult eingriff. Solche Meinungen veranlaßten also das Innenministerium, entschieden durchzugreifen, um auf jeden Fall das Militär von jeglicher Schuld freizusprechen.

„Nichts Neues“

Ein Bündel von Problemsträngen eröffnen sich bei diesem Skandal, die den heutigen Leser der Quellen nachdenklich machen: das Gespenst des neuen industriellen Wettbewerbs und einen ersten Schritt im Prozeß einer letztlich umfassenden Globalisierung, der Aufstieg der Kapitalisten, Fabriken kaufend und verlassend, die Börsenkurse im Hintergrund, die Angst vor dem Pauperismus, vor dem Abstieg ins „Prekariat“, also vom Handwerksmeister zum Tagelöhner, das Gerechtigkeitsverlangen bei zunehmendem Auseinanderklaffen von Arm und Reich, und schließlich vielleicht eine Affäre mit sicher drei Toten. Wie konnten all diese Nachrichten in einer von der Zensur kontrollierten Presse gedruckt werden? Wer stand hinter dem Zensor? Und wie begierig las man all diese Querelen! Was für ein Material für den aufstrebenden Zeitungsmarkt und damit für die öffentliche Meinung. Trug das zur politischen Unruhe der kommende Jahre bei, oder war das nur Karlsruher Lokalklatsch? Wie heißt es im Buch Koholet 1,9: „Was geschehen ist, wird wieder geschehen, was man getan hat, wird man wieder tun: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.“

Anmerkungen

1 R. Wirtz, Widersetzlichkeiten, Excesse, Crawalle, Tumulte und Skandale, Soziale Bewegung und gewalthafter sozialer Protest in Baden 1815–1848, Baden-Baden 1997, S. 247 ff.
2 Die Erzählung „König Haber“ von Alfred Neumann, Stuttgart 1927, stützt sich nur zum Teil auf historische Fakten. Die Veröffentlichung in der „Frankfurter Zeitung“ hatte „eine fühlbare Erregung bestimmter Kreise“ zur Folge, der die Redaktion entgegnete, hier handele es sich um „Dichtung und Wahrheit!“ (S. 135/36).
3 Badische Biographie, Heidelberg 1875, Bd. I, S. 325.
4 GLA 65/715, Eduard Koelle, Aus meinem Leben, I. Bd., S. 74 ff.
5 GLA 231/1569 „Über die Excesse zu Karlsruhe am 5. September 1843 und deren mittelbare Veranlassung“, Karlsruhe 1843, S. 73, „Hepp“ gilt als Abkürzung des Kreuzfahrerrufs „Hierosolyma est perdita“ auch als Abkürzung für Hebräer. Nach Wirtz (Anm. 1, S. 289) hätten schon die Römer bei ihrem Angriff auf den jüdischen Tempel gerufen. „Jerusalem ist hin“.
6 Anm. 4, S. 11.
7 Anm. 4, S. 3.
8 GLA 233/17819.
9 F. v. Weech, Karlsruhe, Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung, Karlsruhe 1885–1904, Bd. II, S. 72.
10 Georg v. Sarachaga’s Vermächtnis oder neue Folgen in der Göler-Haberschen Sache, Stuttgart 1843, S. 40/41.
11 Anm. 4, S. 79.
12 „Deutsche Zeitung“, 31. Dezember 1847.
13 A. Strobel, Der Fall des Karlsruher Bankhauses S. v. Haber & Söhne Ende 1847, Alemannisches Jahrbuch 1973/75, S. 634/35.
14 J. A. Zehnter, Zur Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Durlach, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, NF 12 1897, S. 606.
15 Anm. 1, S. 74 und S. 290.
16 K. Stiefel, Baden 1648 bis 1953, Karlsruhe 1977, S. 1022/23.
17 Anm. 4, S. 75, S. 81.



Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Erlenweg 2
76199 Karlsruhe

Große Landesausstellung Baden-Württemberg

Grünewald und seine Zeit

8. Dezember 2007 – 2. März 2008

Matthias Grünewald (1475/80–1528), einem der großartigsten, geheimnisvollsten und wirkmächtigsten Künstler der europäischen Kunstgeschichte um 1500 widmet die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe eine Große Landesausstellung unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Horst Köhler. Mit rund 160 Werken ermöglicht die Ausstellung „Grünewald und seine Zeit“ eine Zusammenschau seines singulären Schaffens mit Arbeiten anderer hochrangiger Künstler jener Epoche und eröffnet damit einen neuen Blick auf die anrührend expressive Qualität von Grünewalds Werk und auf dessen wegweisende künstlerische Erneuerungskraft.

Zeitgleich zeigt das Unterlindenmuseum in Colmar, das Grünewalds „Isenheimer Altar“ beherbergt, die Ausstellung „Grünewald – Blicke auf ein Meisterwerk“, eine in jahrelanger Zusammenarbeit mit der Staatlichen Kunsthalle konzeptionell eng auf die Karlsruher Präsentation abgestimmte Schau. Während in Karlsruhe die herausragende Stellung des Meisters in seiner Zeit thematisiert wird, konzentriert sich die Ausstellung in Colmar auf die Entstehung des Isenheimer Altars. Als dritter Partner wird das Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz in Berlin vom 13. März bis 1. Juni 2008, also im Anschluss an die Ausstellungen in Karlsruhe und Colmar, erstmals das gesamte zeichnerische Werk Grünewalds präsentieren. Die Ausstellungstrias wird sich zu einem ästhetischen Panorama einer kunsthistorischen Epochenwende runden, in dessen Zentrum die Leistungen eines bis heute faszinierenden Genies stehen.

Grünewald in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

Grünewald (eigentlich Mathis Gothardt Neithardt) war in Aschaffenburg, Mainz und Halle tätig und arbeitete unter anderem für Kardinal Albrecht von Brandenburg – übrigens nicht nur als Maler, sondern auch als „Wasserkünstler“. Seine Biographie liegt zu weiten Teilen im Dunkeln. Von den wenigen erhaltenen Werken des Meisters – bekannt sind lediglich rund 25 Einzelkompositionen und etwa 35 Zeichnungen – besitzt die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe allein vier Gemälde und darüber hinaus die Zeichnung eines gekreuzigten Christus. Damit verfügt sie über den bedeutendsten Bestand an Gemälden Grünewalds in einem deutschen Museum. Die beiden großformatigen (195,5 x 142,5 cm), um 1524 entstandenen Tafeln des Tauberbischofsheimer Altars mit der Darstellung der Kreuztragung und der Kreuzigung Christi wurden 1900 von Hans Thoma für die Kunsthalle erworben. Im Jahr 1971 konnte Jan Lauts zwei Grisaillen (1509/11) mit der Darstellung der heiligen Elisabeth und einer heiligen Märtyrerin des Frankfurter Heller-Altars der Sammlung hinzufügen. Diese Werke bilden die zwei Säulen des Ausstellungskonzepts. Zwölf weitere Arbeiten des Meisters aus Aschaffenburg, Basel, Berlin, Coburg, Frankfurt am Main und Oxford werden in Karlsruhe zusammengeführt und Gemälden und Graphiken unter anderem von Albrecht Dürer, Albrecht Altdorfer, Hans Burgkmair, Hans Baldung Grien, Lucas Cranach d. Ä, Hans Holbein d. Ä, Hans Holbein d. J. und dem Meister H. L. aus internationalem Museums- und Privatbesitz gegenübergestellt.

„Grünewald und seine Zeit“ – Grisaille und Passion

Die Ausstellung „Grünewald und seine Zeit“ beleuchtet erstens, wie Grünewald die schon Anfang des 15. Jahrhunderts in den Niederlanden zu einer frühen Blüte gebrachte

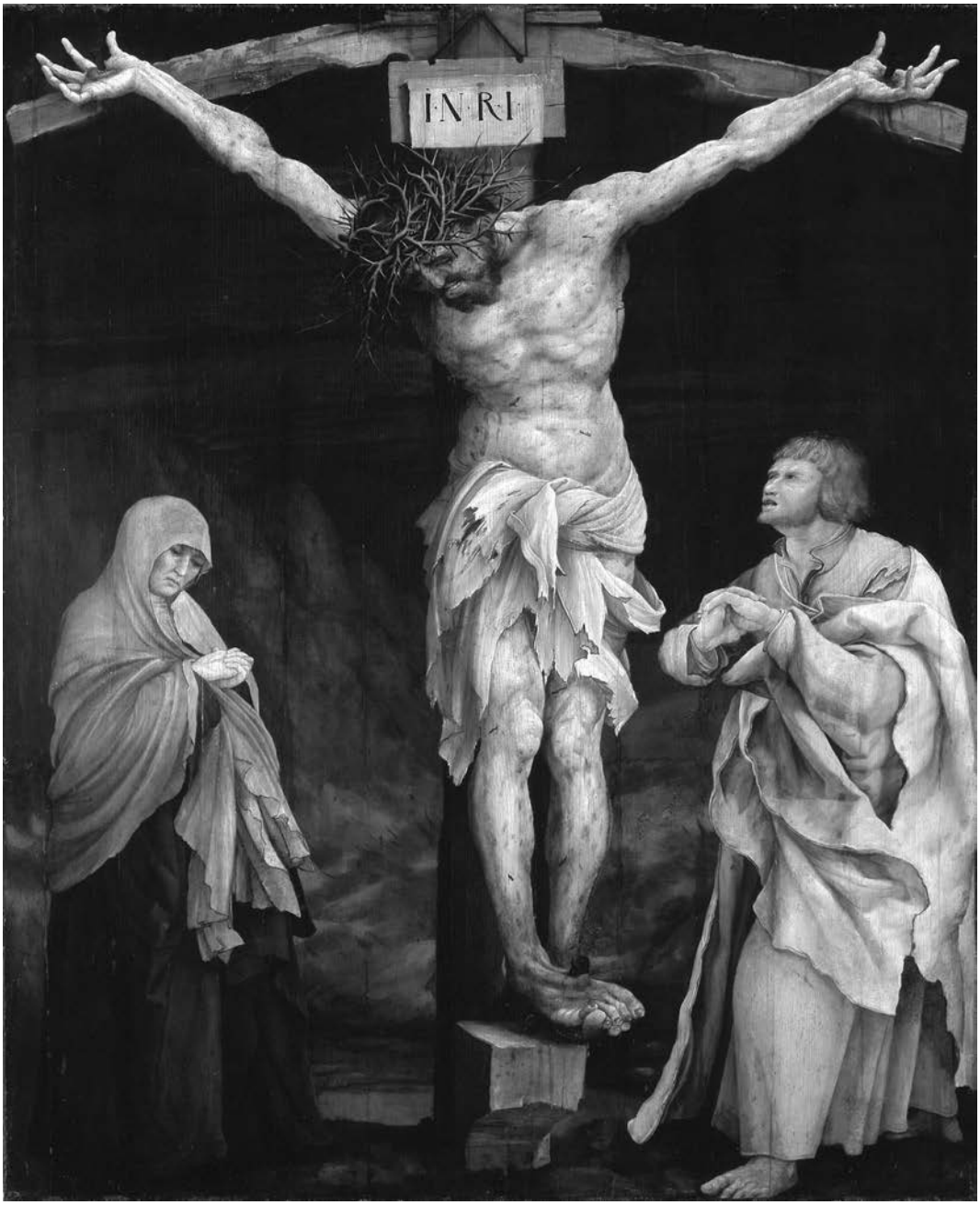
Grünewald: Die Kreuztragung Christi, um 1523/25, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe Foto: SKK

Grünewald: Die heilige Elisabeth, 1509/11, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe Foto: SKK

Eine heilige Märtyrerin, 1509/11, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe Foto: SKK

Ton-in-Ton-Malerei einsetzte und variierte. Den Auftakt der Schau bildet eine Sensation: Erstmals seit ihrer Trennung im 18. Jahrhundert werden die beiden Karlsruher Heiligen-Grisaillen des Heller-Altars mit ihren im Frankfurter Städel befindlichen Pendants mit der Darstellung der männlichen Heiligen Cyriakus und Laurentius öffentlich vereint zu sehen sein. Der Frankfurter Kaufmann Jakob Heller gab das Retabel 1507 bei Albrecht Dürer in Auftrag, der die Mitteltafel schuf. Nach 1509 wurde es von Grünewald um die beiden Standflügel ergänzt.

Neben Gemälden fand die Grisaille-Malerei auch in gehöhten Zeichnungen, Clair-obscur-Drucken, Scheibenrissen und Glasfenstern um 1500 in der deutschen Kunst ihren verwandelten und großartigen Widerhall. Im ersten Sektor der Ausstellung werden deshalb weitere Werke verschiedenster Gattungen gezeigt, die



Grünewald: Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes, um 1523/25, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe Foto: SKK

vom inhaltlichen Facetten- und formalen Nuancenreichtum der Ton-in-Ton-Malerei zeugen. Zu diesen Werken zählen unter anderem die „Kreuztragung“ (1495/1500, Staatsgalerie Stuttgart) der „Grauen Passion“ von Hans Holbein d. Ä., „Die vier Evangelisten“ (um 1490, Groeningenmuseum Brügge) des Meisters der Ursulalegende, die „Verkündigung“ (um 1510, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) des Meisters von Frankfurt und – vom selben Meister – die Heiligen Odilie und Cecilia (um 1506). Auch berühmte Zeichnungen wie Albrecht Dürers

„Stehender Apostel“ (1508), Hans Baldung Griens „Der heilige Christopherus“ (1513) und Albrecht Altdorfers „Heiliger Johannes“ (1517) werden zu sehen sein.

„Grünewald und seine Zeit“ widmet sich zweitens dem bewegenden Thema der Passion Christi, das der Künstler wiederholt mit bis heute bezwingender, dramatisch wirkender Intensität und einer teilweise kühnen Innovationskraft ins Bild setzte. Seine Werke reflektieren nicht nur die zeitgenössische Passionsfrömmigkeit, eine Umbruchphase der Religions- und Geistesgeschichte, über die diese Ausstellung auch anhand von Passionstraktaten, Gebetbüchern und Meditationsschriften Aufschluss gibt, sondern sie wurden zu zeitlosen Inbildern existenziellen Leidens, die Menschen seit Jahrhunderten ergreifen. „Mit seinen Farbenfanfaren, seinen tragischen Aufschreien, mit seinen gewalttätigen Apotheosen und wahnwitzigen Beinhausvisionen beschlagnahmt und bezwingt er uns; verglichen mit diesem Tosen, dieser Unbändigkeit erscheint alles andere tonlos und fade,“ schrieb der französische Dichter Joris Karl Huysmans im Jahr 1905 über Grünewalds Kunst – und weiter: „Man begreift nun, warum Grünewalds Name nicht wie der Holbeins, Dürers und Cranachs auf den Bestellungs- und Zahlungslisten der Kaiser und Fürsten zu finden ist. Sein Christus der Aussätzigen hätte den höfischen Geschmack verletzt; er konnte nur von den Kranken, den Verzweifelten und den Mönchen, von den leidenden Gliedern Christi, verstanden werden.“

Erstmals seit seiner Spaltung im 19. Jahrhundert wird das Retabel des „Tauberbischofsheimer Altars“ wieder in einer dem Originalzustand nahen Aufstellung gezeigt – beide Tafeln werden Rücken an Rücken präsentiert. Sie bilden das Zentrum einer ausführlichen Darstellung des Passions-Themas. Als weitere Höhepunkte der Ausstellung werden Grünewalds „Kreuzigung“ (1504/1507) aus dem Kunstmuseum Basel, aber auch seine „Beweinung Christi“ (1525) aus der Aschaffenburger Stiftskirche St. Peter und Alexander zu sehen sein. Ihnen werden Kreuzigungstafeln von Albrecht Altdorfer („Christus am Kreuz zwischen den Schächern“, um 1526/28, Staatliche Museen zu Berlin) und Lucas Cranach („Kreuzigung“, um 1515/1520, Unterlindenmuseum Colmar) oder Bernhard Strigel („Beweinung Christi“, nach 1520, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) und Hans Hirtz („Die Kreuztragung Christi“, um 1450/55, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) gegenübergestellt. Die folgenden Räume sind den Zeichnungen Grünewalds und seiner Zeitgenossen zu diesem Thema gewidmet. Seine „Halbfigur einer trauernden Frau“ (wohl um 1515, Ashmolean Museum Oxford) flankieren Studienblätter von Albrecht Altdorfer, Albrecht Dürer oder Urs Graf. Skizzen von Köpfen trauernder und leidender Figuren bereiten den Besucher auf die eindrucksvolle „Magdalenen-Klage“ vor, eine Kopie nach einem verschollenen Werk Grünewalds aus der Sammlung Würth (Künzelsau), die – obschon es sich um eine indirekte Überlieferung handelt – Grünewalds Ausdrucksstärke und kompositorische Kühnheit veranschaulicht. Der Einfallsreichtum, den Grünewald und seine Zeitgenossen bei der Behandlung der traditionell zentralen Bildthemen christlicher Kunst – eben der Passion mit ihren verschiedenen Stationen – entwickelten, wird durch weitere Exponate, darunter auch Skulpturen, verdeutlicht, die wie die „Magdalenen-Klage“ im Hinblick auf ihre revolutionäre Dynamik und Expressivität außergewöhnlich sind.

Die Ausstellung gewährt im letzten Teil einen hochinteressanten Einblick in den Verlauf der durch ausführliche Forschungen vorbereiteten, akribischen Restaurierungsarbeiten der „Kreuztragung“ des Tauberbischofsheimer Altars, die vor einigen Jahren begonnen wurden und wohl noch einige Jahre andauern werden. Die teilrestaurierte Tafel lässt schon heute erahnen, dass manche Details von Grünewalds hoch differenzierter Malkunst Jahrhunderte lang unter Verschmutzungen und Retuschen verborgen waren, dass die originale Farbigkeit von weit höherer Strahlkraft und Brillanz war, als es der uns bisher bekannte Zustand annehmen ließ.

Die Ausstellung wurde von Dr. Dietmar Lüdke, Oberkonservator für Alte Meister an der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe, in Zusammenarbeit mit den wissenschaftlichen Projekt-Mitarbeiterinnen Dr. Jessica Mack-Andrick und Dr. Astrid Reuter konzipiert und organi-

siert. Die Aufsätze des Kataloges, der im Deutschen Kunstverlag München erscheint, beschäftigen sich mit Grünewald und der Kunst um 1500 (Karl Arndt), Grünewald als „Wasserkünstler“ (Hanns Hubach), Grünewald und der Kunst der Grisaille (Michaela Krieger), Grünewald und Hans Baldung Grien (Anna Moraht-Fromm), dem Frankfurter Heller-Altar (Wolfgang Schmid), den literarischen Quellen von Grünewalds Werken zur Passion (Dietmar Lüdke), spätmittelalterlicher Frömmigkeit (Thomas Noll), Motiven und Bildsprache Grünewalds (Astrid Reuter), dem Tauberbischofsheimer Altar (Jessica Mack-Andrick) und der Restaurierung der „Kreuztragung“ (Karin Achenbach).

Praktische Informationen

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Hans-Thoma-Str. 2–6
76133 Karlsruhe
Tel. 07 21/9 26-33 59
Fax 07 21/9 26-25 73
info@kunsthalle-karlsruhe.de
www.kunsthalle-karlsruhe.de
www.matthias-gruenewald.com

Öffnungszeiten
täglich, außer montags, 10–18 Uhr, donnerstags 10–21 Uhr, 24. und 31. Dezember 2007 geschlossen

Eintrittspreise
Eintritt: 9,– €, Ermäßigt: 6,– €, Familien: 18,– €, Schüler: 2,– €
Kombiticket Colmar – Karlsruhe: 15,– €, Kombiticket Familien: 30,– €
Eintritt frei mit dem Oberrheinischen Museumspass
Audioguides (deutsch, französisch): 2,– €

Führungen
öffentliche Führungen (2,– €) täglich, außer montags, um 11, 13 und 15 Uhr,
Themenführungen donnerstags um 18 Uhr,
Führungen in französischer Sprache samstags um 14:30 Uhr

Anmeldung von Gruppenführungen (Gebühr 70,– €, am Wochenende 80,– €) unter
Tel. 07 21/9 26-35 75, Fax 07 21/9 26-25 73
oder ausstellung@kunsthalle-karlsruhe.de
Wir bitten auch um Voranmeldung von Gruppen mit eigenem Führungspersonal.

Bus-Shuttle Karlsruhe – Colmar
An folgenden Samstagen: 5. 1., 12. 1., 19. 1., 26. 1., 2. 2., 9. 2., 16. 2., 23. 2. und 1. 3. 2008
Information und Anmeldung bei Hirsch-Reisen Karlsruhe
unter Tel. 07 21/18 11 18 oder verkauf@hirschreisen.de

Liste der Leihgeber

Alpirsbach, Klosterkirche; Altshausen, Schloss, Sammlung Herzog Carl von Württemberg; Amsterdam, Rijksmuseum; Aschaffenburg, Museen der Stadt Aschaffenburg und Stiftspfarrei St. Peter und Alexander; Augsburg, Stadt- und Staatsbibliothek und Städtische Kunstsammlungen Augsburg; Basel, Kunstmuseum; Berlin, Bode-Museum, Staatliche Museen, Kupferstichkabinett und Gemäldegalerie; Bern, Burgerbibliothek; Braunschweig, Herzog-Anton-Ulrich-Museum; Bremen, Kunsthalle; Brno, Moravská Galerie; Brügge, Groeningenmuseum; Budapest, Szépmuvészeti Múzeum; Coburg, Kunstsammlungen der Veste Coburg; Colmar, Musée d’Unterlinden; Darmstadt, Hessisches Landesmuseum; Dollnstein, Katholische Pfarrkirche St. Peter; Dresden, Staatliche Kunstsammlungen und Kupferstichkabinett; Frankfurt am Main, Historisches Museum, Städelsches Kunstinstitut und Städtische Galerie; Freiburg, Universitätsbibliothek; Hamburg, Kunsthalle, Kupferstichkabinett; Hannover, Niedersächsische Landesgalerie; Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum; Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Badisches Landesmuseum und Privatbesitz; Koblenz, Mittelrhein-Museum; Köln, Wallraf-Richartz-Museum, Museum Schnütgen, Karmeliterinnenkloster, Diözesanmuseum; Konstanz, Städtische Wessenberg-Galerie; Kopenhagen, Statens Museum for Kunst; Künzelsau, Museum Würth; Leoben, museum sacrum; London, The British Museum; Lyon, Musée des Beaux-Arts; Madrid, Museo Thyssen-Bornemisza; München, Bayerisches Nationalmuseum, Bayerische Staatsbibliothek, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Alte Pinakothek, Staatliche Graphische Sammlung; Nördlingen, Stadtmuseum; Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum; Oxford, Ashmolean Museum; Paris, Musée du Louvre, Département des Arts graphiques, Collection Frits Lugt; Seitenstetten, Kunstsammlung des Benediktinerstifts; Sélestat, Bibliothèque Humaniste; Stockholm, Nationalmuseum; Stuttgart, Staatsgalerie, Württembergische Landesbibliothek, Württembergisches Landesmuseum; Tübingen, Universitätsbibliothek; Wien, Albertina, Kunsthistorisches Museum, Österreichische Nationalbibliothek; Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek.

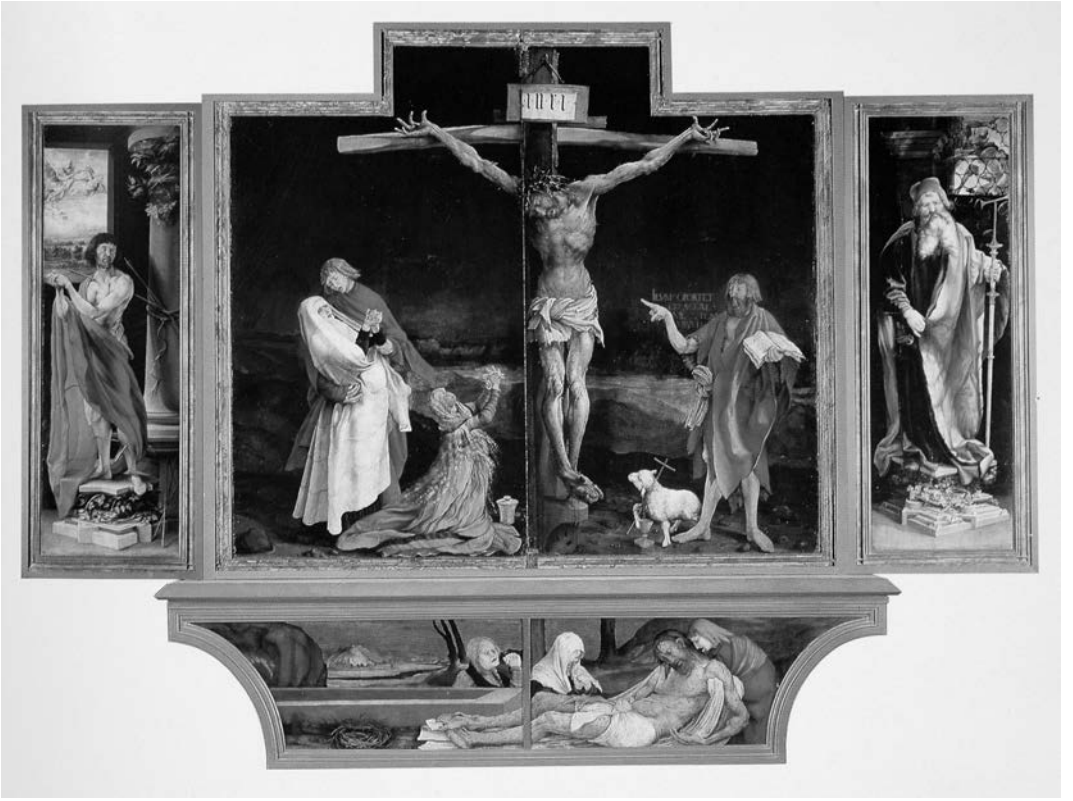
Musée d'Unterlinden, Colmar

Grünewald – Blicke auf ein Meisterwerk

Exposition d'intérêt national, 8. Dezember 2007 – 2. März 2008

Erstmals in Frankreich widmet das Musée d'Unterlinden, das den berühmten Altar der Antoniter von Isenheim aufbewahrt, dem Urheber dieses Meisterwerks, der einer der größten deutschen Maler der Renaissance war, eine eigene Ausstellung: „Grünewald. Blicke auf ein Meisterwerk". Mit dieser Ausstellung führt das Museum seine Politik fort, die darauf abzielt, seine beachtliche Sammlung von Gemälden und Skulpturen aus dem 15. und 16. Jahrhundert einem breiten Publikum bekannt zu machen und ihre Erforschung zu fördern. Diese Kunstwerke sind repräsentativ für eine Epoche, in der der Oberrhein geradezu ein „Goldenes Zeitalter" erlebte.

In der sich seit um 1400 in ganz Europa entwickelnden „Gotik", deren Stilmerkmale unter anderem fließende Linien und elegante Gesten sind, bildet sich gegen 1450 eine realistische und intimistische Strömung in der rheinischen Kunst heraus. Zu dieser Zeit gehört diese Region zum Heiligen Römischen



Matthias Grünewald: Der Isenheimer Altar, 1512–16, im geschlossenen Zustand: heiliger Sebastian, die Kreuzigung, heiliger Antonius, die Grablegung Christi
Musée d'Unterlinden Colmar

Reich deutscher Nation. Die oberrheinischen Künstler der frühen Neuzeit arbeiten in Straßburg, Colmar, Freiburg im Breisgau oder Basel.

Die Ausstellung zielt darauf ab, die Chronologie des Schaffensprozesses für den Isenheimer Altar zu präzisieren und unsere Kenntnisse über Grünewalds Identität aufgrund neuester Forschungen zu festigen. Dafür nutzt sie die Ergebnisse jahrelanger Untersuchungen, die vom Centre de Recherche et de Restauration des Musées de France (C2RMF) am Isenheimer Altar durchgeführt wurden, wie auch die Erkenntnisse eines internationalen Kolloquiums, das im Januar 2006 in Colmar abgehalten wurde. In Zusammenarbeit mit dem Berliner Kupferstichkabinett, das einen Großteil von Grünewalds graphischem Oeuvre besitzt, rückt die Ausstellung den Arbeitsprozess in den Mittelpunkt, dem wir dieses monumentale Meisterwerk verdanken.

Der Isenheimer Altar

Um 1512 bis 1516 malt Grünewald sein Hauptwerk, den berühmten Altar für das Antoniterkloster in Isenheim, einem Dorf, das etwa 20 Kilometer von Colmar entfernt liegt. Auftraggeber ist Guido Guersi, Präzeptor des Antoniterordens von 1490 bis 1516. Die Plastiken werden um 1515 von Nikolaus Hagenauer ausgeführt. Der Antoniterorden wurde 1092 gegründet; seine Berufung war die Pflege und Behandlung der Kranken, die am Antoniusfeuer litten. Verursacht wird dieses Leiden durch das Mutterkorn, einen Pilz, der auf den Ähren von Roggen wächst. Das um 1300 gegründete Antoniterkloster von Isenheim häufte nach und nach einen beträchtlichen Reichtum an, der es ihm ermöglicht, zahlreiche Kunstwerke in Auftrag zu geben und zu finanzieren. Der dem heiligen Antonius geweihte Wandelaltar ist ein solches Auftragswerk. Ursprünglich war er für den Chor der Antoniterkirche bestimmt. Dort stand er bis zur Französischen Revolution. Um seine Zerstörung zu verhindern, wurde er 1792 nach Colmar in die Bibliothèque Nationale du District gebracht. 1852 siedelte er in die Kirche des ehemaligen Dominikanerinnenklosters Unterlinden um, das damals zu einem Museum umgebaut wurde. Seitdem ist er das berühmteste Werk des Museums, das die Betrachter nach wie vor in seinen Bann schlägt. Der geschlossene Altar stellt die Figur des toten Christus am Kreuz dar. Die weiteren Tafeln sind Darstellungen der Auferstehung, der Verkündigung, des Engelskonzerts, der Versuchung des heiligen Antonius und des heiligen Antonius beim heiligen Paulus gewidmet.

Grünewald und seine Zeitgenossen

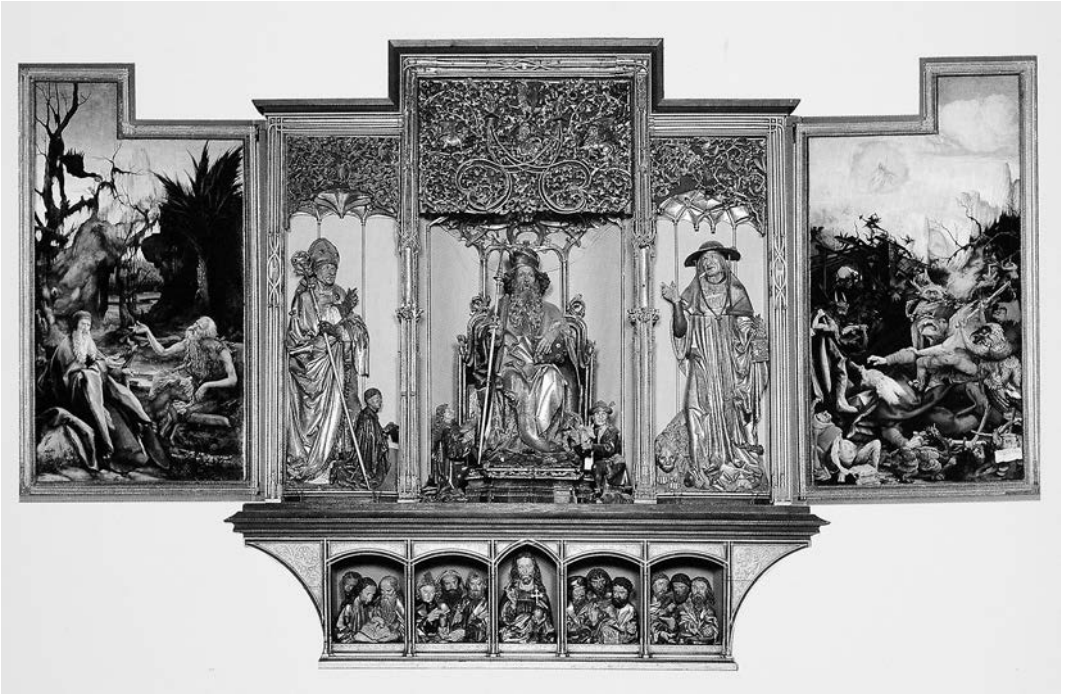
Eine neue Künstlergeneration beherrschte die Epochenschwelle um 1500: Wesentliche Meister der Renaissance sind Mathias Grünewald (um 1475/80–1528), Hans Holbein d. Ä. (um 1465–1524), Albrecht Dürer (1471–1528), Lucas Cranach (1472–1553), Albrecht Altdorfer (1480–1538), Hans Baldung Grien (um 1484–1545), Meister I. P. und Meister H. L. Ihre Leistungen sind wesentlich mit der künstlerischen Blüte verknüpft, die Deutschland in dieser Zeit erlebte.

In der Ausstellung „Grünewald. Blicke auf ein Meisterwerk“ werden den Vorzeichnungen zum Altar Zeichnungen anderer Künstler gegenübergestellt, die Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum entstanden. Dadurch wird Grünewalds persönlicher Stil ersichtlich, der ihn von der vorhergehenden Künstlergeneration und seinen Zeitgenossen unterscheidet.

Themenkreise der Ausstellung

Religiöse Szenen

Im Vergleich mit Arbeiten seiner Zeitgenossen (Zeichnungen, Plastiken) wird nicht nur Grünewalds Originalität offensichtlich, sondern auch der Wandel in der Auffassung verschiedenster religiöser Motive am Beginn des 16. Jahrhunderts. Gleichzeitig tritt der expressive Wille zutage, der diesen Künstlern im beginnenden 16. Jahrhundert gemeinsam ist. Neben die Zartheit der Mariendarstellungen mit der ausgeprägten Betonung ihrer Menschlichkeit (Altdorfers „Heilige Familie“, Basel) tritt eine drastische Darstellung des Schmerzes und der offensichtlichen Gewalt,



Matthias Grünewald: Der Isenheimer Altar, 1512–16, in geöffnetem Zustand: Besuch des heiligen Antonius bei Paulus Eremita, die Versuchung des heiligen Antonius; im Zentrum die Skulpturen von Nicolaus Hagenauer Musée d'Unterlinden Colmar

Matthias Grünewald: Der Isenheimer Altar, 1512–16, erste Öffnung des Altars: Verkündigung, Engelskonzert, Geburt Christi, Auferstehung, Grablegung Christi Musée d'Unterlinden Colmar

die das Passionsgeschehen beherrscht („Kreuzigung“ von Cranach, Berlin; „Beweinung“ von Hans Baldung Grien, Washington).

Naturalismus und Expressivität

Die Figuren werden zunehmend realistischer dargestellt: die Gesichter ausdrucksstark, die Körper differenziert durchmodelliert. Die Künstler interessieren sich tiefer für die Anatomie des menschlichen Körpers, wie Grünewalds Studien für den „Heiligen Sebastian“ des Isenheimer Altars oder Dürers Arm- und Handstudien belegen. Auch der Gesichtsausdruck wird genau beobachtet: flehend bei Maria Magdalena, ernst bei den heiligen Eremiten.

Die Rolle der Landschaft in der graphischen Ausarbeitung der Werke

Die Landschaften im Hintergrund mit ihren unzähligen Details zeigen die Nähe zwischen Grünewald und den Auffassungen flämischer Maler und der nordeuropäischen Landschaftskunst. Immer häufiger erarbeiten die Künstler Baum- oder Vegetationsstudien. In der Tafel mit dem „Heiligen Paulus beim heiligen Antonius“ des Isenheimer Altars wie auch in einigen Zeichnungen von Altdorfer verschmelzen die Figuren geradezu mit der üppigen Natur, die sie umgibt.

Gewandstudien

Beim Malen von Gewändern und Falten können die Künstler ihre Virtuosität zur Schau stellen. Die Stoffe werden detailreich wiedergegeben: einige Frauen tragen Gewänder mit weich fallenden Falten; die Kleider anderer – so das der „Jungfrau mit dem Kind“ auf dem Isenheimer Altar – sind dagegen aus schwerem Stoff, und der Faltenwurf weist erstaunliche Ähnlichkeiten mit Zeichnungen von Leonardo da Vinci auf.

Technische Analyse des Altars

Ergänzt wird die Ausstellung durch Material, das die vom C2RMF am Isenheimer Altar durchgeführten Analysen dokumentiert (Röntgenaufnahmen, Infrarotreflektographien, stratigraphische Analyse der Farbschicht). Sie beleuchten den Schaffensprozess, der diesem Meisterwerk zugrunde liegt.

Die Arbeitsetappen wurden mit Hilfe von Röntgenaufnahmen und Infrarotreflektographien analysiert. Im ersten Stadium der Vorbereitung ritzte Grünewald bestimmte Stellen ein, um Elemente wie die Anordnung der Pfeile in der Tafel mit dem „Heiligen Sebastian“ oder die runden Fenstergläser hinter dem „Heiligen Antonius“ auf der Bildfläche festzulegen. Die Art und Weise, wie die Unterzeichnung ausgeführt wurde, konnte dagegen nicht genau bestimmt werden, da sie nur schwierig auszumachen ist. Fotos und Infrarotreflektographien lassen vermuten, dass sie mit dem Rötel- und nicht mit dem Kohlestift ausgeführt wurde. Schraffuren – wie etwas bei Albrecht Dürer – finden sich bei Grünewald nicht – eine Ausnahme und eine Neuerung im Vergleich zum Vorgehen seiner Zeitgenossen. Grünewalds Anwendung von Zeichnungen im Werkprozess hat größere Ähnlichkeit mit jener Technik, die zu dieser Zeit in Italien üblich war.

Im Lauf des Malprozesses korrigiert oder verändert Grünewald nur wenige Elemente der Komposition. Die Linie als Grundelement von Grünewalds Maltechnik zieht sich wie ein roter Faden durch sämtliche Etappen des Werkprozesses hindurch. Sie geht einher mit einer meisterlichen Beherrschung der Farbe.

Kunstlandschaft Oberrhein

Grünewald und seine Zeitgenossen entfalteten ihre schöpferische Tätigkeit in einer Zeit, in der die Rheingrenze zwischen Frankreich und Deutschland nicht existierte. Damals war die oberrheinische Region eine Art Schmelztiegel, in dem die großen künstlerischen Strömungen Europas zusammenflossen. Es schien uns wichtig, an diese grenzüberschreitende Dimension anzuknüpfen, und zwar in Form einer Zusammenarbeit mit der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe, die zeitgleich eine Ausstellung über Grünewald organisiert, in der die Grisaille-Technik und die mit der Passion Christi verbundenen Themen in den Mittelpunkt gestellt werden.

Neben dem Berliner Kupferstichkabinett und der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe haben weitere renommierte Institutionen lebhaftes Interesse an diesem Projekt bekundet. Der Louvre und die Ecole Nationale supérieure des Beaux-Arts in Paris, die Museen in Rennes, Basel, Budapest, Dresden, München, London, Rotterdam und Washington

werden dem Musée d'Unterlinden Meisterwerke aus ihrem graphischen Bestand leihen.

Praktische Informationen

Musée d'Unterlinden
1, rue d'Unterlinden
F-68000 Colmar
Tel.: +33 (0) 3 89 20 15 50;
Fax: +33 (0) 3 89 41 26 22
info@musee-unterlinden.com;
www.musee-unterlinden.com
www.matthias-grunewald.com.

Ausstellungskommissariat
Pantxika De Paepe, Chefkonservatorin, Musée d'Unterlinden, Colmar
Philippe Lorentz, Professor für mittelalterliche Kunstgeschichte, Université Marc Bloch, Straßburg.

Öffnungszeiten
Täglich 9–18 Uhr
Geschlossen am 25. Dezember 2007 und am 1. Januar 2008.

Eintrittspreise
Einzelperson: 10,– e; Ermäßigungen: 8,– € (Gruppen ab 15 Personen, Senioren, Carte Cezam); 6,– € (Jugendliche von 12 bis 17 Jahren, Studenten)
Freier Eintritt für Kinder unter 12 Jahren
Kombiticket Colmar – Karlsruhe: 15,– €
Kombiticket Familien: 30,– €.

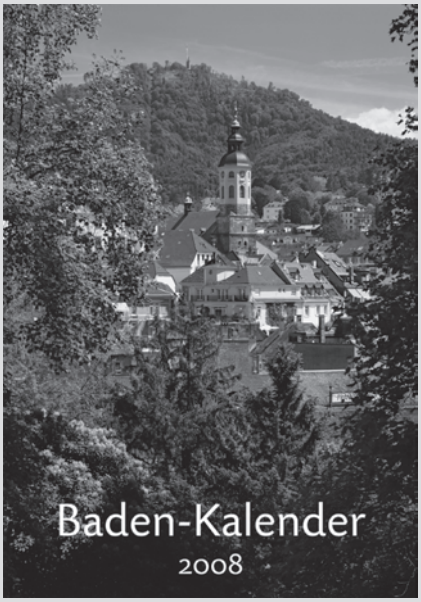
Öffentliche Führungen in deutscher Sprache
Jeden Samstag um 14:00 Uhr.

Bus-Shuttle Colmar-Karlsruhe
An folgenden Samstagen: 5., 12., 19. und 26. Januar, 2., 9., 16. und 23. Februar sowie 1. März 2008.

Information und Anmeldung
Voyages Lucien Kunegel.
+33 (0) 3 89 24 65 50 – info@lktours.fr.

Katalog
Editions Somogy, 280 Seiten, Preis: 32,– €.

Die Autoren: Pantxika De Paepe, Chefkonservatorin, Musée d'Unterlinden, Colmar; Elisabeth Clementz, Dozentin, Université Marv Bloch, Straßburg; Dr. Dagmar Eichberger, Universität Heidelberg; Carole Juillet, Restauratorin; Philippe Lorentz, Professor für mittelalterliche Kunstgeschichte, Université Marc Bloch, Straßburg; Dr. Michael Roth, Staatliche Museen zu Berlin, Kupferstichkabinett; Elsa Lambert, Michel Menu, Elisabeth Raveau, Forscher am C2RMF.



Baden-Kalender 2008

13 großformatige Bilder und auf den Rückseiten Informationen zu bedeutenden Persönlichkeiten und Ereignissen der badischen Geschichte

Format 29 x 42 cm, Ringbindung
€ 14,90 ISBN 978-3-7650-8370-9

G.BRAUN BUCHVERLAG

Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

Daimler AG: „Bitter stößt die Entscheidung den Menschen im badischen Landesteil auf“

Der Konzernname Daimler AG soll deutlich machen, dass es sich um ein anderes Unternehmen als früher handle als bei der Fusion mit Chrysler, so Konzernchef Dieter Zetsche (seit 1. Januar 2006 Konzernchef).

In Zukunft wird zwischen dem Konzernnamen Daimler AG und der Produktmarke Mercedes Benz unterschieden. Die gewählte Aufteilung mag wie ein Trostpflaster wirken, meint der Mannheimer Morgen. Aber es wurde auch eingewendet, dass das Unternehmen die Chance verpaßt habe, „sich bei seiner Namensgebung glaubwürdig auf seine Wurzeln zu besinnen und eine Bezeichnung zu wählen, die bei der Bevölkerung, bei Mitarbeitern und Kunden auf sehr breiter Basis nicht nur hohe Akzeptanz hatte, sondern eine enorme Popularität besaß“ (Mannheimer Morgen). Die Stuttgarter Zeitung wies auf die Konsequenzen hin, die die Umbenennung hat. „Dies auch deshalb, weil das Management versucht, die Benz-Freunde darüber hinweg zu trösten, dass der Name des badischen Autopioniers nicht mehr im Konzernnamen enthalten ist“. Lastwagen und Busse werden zukünftig unter dem Namen Daimler geführt. Die Finanzsparte heißt Daimler Financial Services. Die Mercedes Car Group wird in Mercedes Benz umbenannt.

Neues Schloss in Baden-Baden: ein warnendes Beispiel?

Prinz Bernhard von Baden droht, Salem zu verkaufen

Am Sonntag, den 14. Oktober 2007, sagte Prinz Bernhard von Baden bei einer Veranstaltung „Zeitzeugen im Haus der Geschichte“ in Stuttgart: *„Salem fährt 2007/2008 an die Wand“*.

Das Moratorium der Banken über 30 Million Euro läuft zum Ende des Jahres aus. Angesichts der drängenden Zeit entkoppelt Prinz Bernhard „mit dem angekündigten Verkauf offensichtlich das Problem des Erhalts der Anlage Salem durch seine Familie von der Frage nach dem Eigentum an jenen Kulturgütern im geschätzten Wert von 300 Millionen Euro, die zwischen Haus und Land Baden umstritten sind“ (FAZ). Die Entkoppelung schient dem Prinzen notwendig, da die Banken Druck machen, die Klärung der Eigentumsfrage aber mehr Zeit braucht. Die Expertenkommission wird ihren Bericht über die Eigentumsverhältnisse wohl erst vor Weihnachten veröffentlichen können.

Der Prinz hat inzwischen ein privates Immobilienunternehmen beauftragt, den Wert des Kulturdenkmals und der Immobilie festzustellen. Nun ist zu befürchten, dass das Neue Schloß in Baden-Baden zu einem warnenden Beispiel werden könne, denn beim Verkauf des Schlosses hat damals die Landesregierung nicht reagiert (Landesvereinigung Baden in Europa). Die FAZ vermutet, dass die Landesregierung ihr weiteres Vorgehen von der Expertise abhängig machen will, die ihr Verhandlungspartner für sich selbst in Auftrag gegeben hat. Soll das bedeuten, dass womöglich das Land selbst den vom Makler des Hauses Baden ermittelten „objektiven“ Preis zu zahlen bereit wäre?

Dem Land muss am Erhalt der kulturpolitisch unschätzbaren wertvollen Anlage unbedingt gelegen sein. Bei einem Verkauf wäre „Salem fortan ein Mahnmal für eine Politik, die kläglich versagt hat, als es darum ging, pragmatisch zu handeln und historische Werte für das Land zu sichern“ (Sybille Kranich, BNN).

Sollte Schloss Salem tatsächlich verkauft werden, hätte Oettinger mit den gleichen Vorwürfen der Fachwelt und der Bevölkerung zu rechnen wie beim geplanten Verkauf der Handschriften der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. In beiden Fällen handelt es sich um Kulturgut, dass das Land Baden-Württemberg zu schützen hat.

Diadem von Stephanie von Baden für Schloss Mannheim

„Die Bewahrung und die Pflege des kulturellen Erbes gehören zu den wichtigsten identitätsstiftenden Aufgaben unserer Gesellschaft. Dies gilt auch dann, wenn die Spielräume in den öffentlichen Haushalten eng sind und es schwierig ist, Mittel für den Kunsterwerb freizumachen. Der Erwerb des Diadems und seine Rückführung nach Mannheim war für uns eine Verpflichtung gegenüber der Geschichte der Region und damit auch gegenüber der Geschichte des Landes.“, so Finanzstaatssekretär Gundolf Fleischer.

Bei dem vermutlich vor 1829 in Paris hergestellten Schmuckstück handelt es sich um einen mit Perlen und Diamanten besetzten vergoldeten Reif mit kronenartigen Spitzen. Abgesehen von später zusätzlich angebrachten Perlen, befindet es sich heute noch weitgehend in seinem originalen Zustand. Das Diadem gehörte Großherzogin Stephanie von Baden (1789 bis 1860), einer Adoptivtochter von Napoleon Bonaparte, die 1806 den badischen Kronprinzen und späteren

Henri Gravedon Lemercier, Paris 1829, Lithographie

Großherzog Carl heiratete. Durch ihre Verbindungen zur napoleonischen Familie machte sie Schloss Mannheim zu einer Schaltstelle europäischer Politik. Die Herkunft des Schmuckstücks ist belegt durch ein Porträt der Großherzogin, das 1829 von dem berühmten Bildnislithografen Henri Grèvedon geschaffen wurde und das Stephanie mit eben diesem Kopfschmuck zeigt. Nach dem Tod der Großherzogin erbte ihre Tochter, Josephine von Hohenzollern-Sigmaringen, das Diadem. Über weitere Erbfälle ist es zur Prinzessin Marie José von Belgien gelangt, die 1930 den Prinzen Umberto von Italien heiratete, der 1946 zum letzten italienischen König gekrönt wurde. Schließlich wurde das Schmuckstück dieses Jahr in einer Londoner Kunstauktion zum Kauf angeboten und vom Land Baden-Württemberg erworben.

„Architektur ist Transfer von Werten“ oder „raumgewordenes Event“?

Zur Diskussion um den 1. Preis des Entwurfs zur Bebauung der Nordseite des Karlsruher Marktplatzes

„Je mehr die Städte als raumgewordene Events stilisiert“ werden, „desto dringlicher wird die Frage, wie sich die Kunst dazu verhält.“

Robert Kaltenbrunner

Die Diskussion um den 1. Preis (Büro Lederer, Ragnarsdottir + Oei) zur Bebauung der rechten Nordseite des Karlsruher Marktplatzes auf dem Stadtbauforum am 18. 10. 2007 hat grundsätzliche Aspekte

1. Preis: Entwurf Büro Lederer, Ragnarsdóttir + Oei aus Stuttgart

aufzuweisen. Der Vorsitzende des Preisgerichts, Prof. Fingerhut, Zürich, stellte bei der Vorstellung des 1. Preises die These in den Mittelpunkt, Architektur sei Transfer von Werten. Er wollte damit zu bedenken geben, dass Architektur nicht autonom und nicht „unschuldig“ sei. Leider hat er seine Ausgangsthese im weiteren Verlauf der Diskussion nur insoweit erläutert, als er meinte, die Menschen wollten heute in der Architektur nicht nur Rationalität, sondern Sinnlichkeit als Ausgleich. Welche „Werte“ werden denn von dem vorgelegten Entwurf des 1. Preises „transferiert“? Dr. Gerhard Kabierske (Südwestdeutsches Architektenarchiv der Uni Karlsruhe) beurteilte den Entwurf freimütig als trivial. Trivialität ist eigentlich ein literaturkritischer Ausdruck. Im Zusammenhang mit der Architektur sollte wohl mit dem Ausdruck der „Eventcharakter“, das bloß Fassandenhafte des Entwurfs gekennzeichnet werden: „raumgewordenes Event“, wie das Robert Kaltenbrunner vor kurzem in der Zeitschrift „der architekt“ (2/7) genannt hat. Was heißt Transfer von Werten in der Architektur? Heißt das, dass man bestimmten Entwicklungen in der Gesellschaft bereitwillig folgt und architektonisch umsetzt? Für die Teilnehmer des Stadtbauforums lag die Vermutung nahe, dass sich der geplante Bau in die überall präsente „Eventkultur“ einfügt und von der Stadt auch noch unter dem Motto: „Vom Wiederaufbau ins 21. Jahrhundert“ verkauft wird. Architektur sollte nicht unkritisch bereits vorhandenen oder prognostizierten Entwicklungen in der Gesellschaft „nachbauen“ oder „vorbauen“.

Ein Bau der von Leder vorgeschlagenen Art an dem „sensibelsten Ort“ der Stadt könnte aber auch geradezu als zynisch bezeichnet werden, weil er wissentlich oder unwissentlich den Ort mit dem geplanten Bau „verhöhnt“.

2. Preis: Entwurf Büro Ortner + Ortner aus Wien

Trivialität oder Zynismus – der Abschluss des Marktplatzes an der Nordseite und der Eingang zur Karl-Friedrich-Straße ist nicht geeignet, an dieser Stelle architektonisch in der vorgeschlagenen Weise thematisiert zu werden.

Könnte Architektur als Transfer von Werten nicht auch den Wert der Angemessenheit gegenüber dem Ort praktizieren, an dem gebaut wird?

Zur „Gerechtigkeit gegenüber dem Ort“ gehört zweifelsohne auch die Nutzung von Gebäuden. Die bisherige Nutzung des Gebäudes durch eine Bank garantierte eine „stille“ Geschäftsabwicklung. Die neue Nutzung in Form eines Geschäftshauses mit mehreren Läden paßt eigentlich nicht an diese Stelle. Ich weiß nicht, ob Bank, Stadt und Investor sich im Vorfeld über diese Problematik Gedanken gemacht haben.

Rückkehr zur Anfangsphase des Kulturgüterstreites

FDP: Kulturgegenstände ohne Bezug zum Land verkaufen

Eigentlich hätte man nach dem heftigen Handschriftenstreit annehmen können, dass das Ansinnen, ein Kulturgut gegen ein anders auszuspielen, um Schloss Salem zu retten, nicht mehr diskutabel ist. Mit dem Antrag des Landesvorstandes auf dem kleinen Parteitag der FDP auf Schloss Salem versuchte man, eine „Neuauflage des Kulturgüterstreites“ (W. Voigt) vorzubereiten. Der Antrag des Landesvorstandes sah vor, „Kunstwerke zu veräußern, die in keinem Bezug zum Land“ stehen. Diese Formulierung wurde dann wieder abgeändert in Kunstwerke „von nachrangiger Bedeutung.“ Völlig unrealistisch ist die „Annahme, Millionensummen durch den Verkauf vermeintlich weniger wichtiger Kulturgüter erzielen zu können“ (W. Voigt). Besorgt über neue Überlegungen zum Verkauf von Kunstschätzen hat sich Peter Michael Ehrle von der Landesbibliothek in Karlsruhe geäußert. „Einzelne Kulturgüter lassen sich nicht ohne weiteres aus Landessammlungen herauslösen“. Letztlich „weisen alle Sammlungen einen Bezug zum Land auf“. Ehrle nannte als Beispiel Handschriften des mallorkinischen Denkers Raimund Lull (ca. 1232–1316), die sich in der Landesbibliothek befinden. Die Schriften wurden im 18. Jahrhundert vom Abt des Klosters St. Peter im Schwarzwald erworben und sind ein südwestdeutsches Kulturgut von größter Bedeutung.

W. Stächele (CDU) hat völlig zu Recht festgestellt: „Niemand kann objektiv definieren, ob ein Kulturgut Bezug zum Land hat oder ob ein Kunstobjekt für das Land wichtig ist.“

Heidelberg: Bundeshauptstadt im Naturschutz 2007

Beim Wettbewerb des Bundesamtes für Naturschutz konnte sich Heidelberg gegen 115 Städte und Gemeinden durchsetzen. Das Projekt „Bundeshauptstadt im Naturschutz“ ist eine Förderinitiative des Bundesamtes für Naturschutz und wird mit Mitteln des Umweltministeriums unterstützt. Bewertet werden Themen der Naturschutzplanung, Arten- und Biotoppflege, kommunale Grünflächen, Gewässer, Land- und Forstwirtschaft. Öffentlichkeitsarbeit, Umweltbildung, Beratung von Bürgern und die Kooperation zwischen Städten du Interessengruppen. Heidelberg hat den Preis gewonnen, weil die Stadt in allen Themenfeldern deutlich über dem Durchschnitt liegt. (Axel Welge vom Deutschen Städtetag)

Heidelberg verfolgt seit 1997 einen Artenschutzplan zur Erhaltung der biologischen Vielfalt. Dazu wurden zum Beispiel Trockenmauern am Philosophenweg angelegt sowie Nisthilfen für Wildbienen am Schlangenweg und an der nördlichen Neckarseite. Durch Inselbiotope entstehen in den Feldern Rückzugsmöglichkeiten und Ausbreitungswege für Tiere und Pflanzen. Was die Gewässerentwicklung anbetrifft, so ist der naturnahe gestaltete Schlierbach ein Beispiel für Wiederherstellung und Pflege naturnaher Gewässer.

Dr. Erhard Richter feierte den 80. Geburtstag

Foto: privat

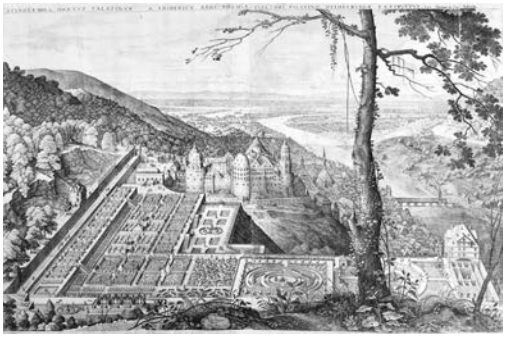
Seinen 80. Geburtstag konnte Dr. Erhard Richter aus Grenzach-Wyhlen am 26. Juli 2007 feiern. Aus diesem Anlass luden der Geschichtsverein Markgräflerland e. V. und der Verein für Heimatgeschichte Grenzach-Wyhlen zwei Tage später zu einem Empfang in die Römervilla in Grenzach-Wyhlen ein. Der Jubilar ist seit vielen Jahren Erster Vorsitzender und Verantwortlicher Schriftleiter des Geschichtsvereins Markgräflerland e. V. und den Mitgliedern der Badischen Heimat sicherlich auch durch seine Fachbeiträge im Bereich der Archäologie und der Flurnamenkunde bestens bekannt. Für seine vielseitigen Verdienste erhielt der Jubilar zahlreiche Ehrungen. Siehe auch Beitrag „70 Jahre und kein bißchen müde … – Dr. Erhard Richter zum Geburtstag“, in: Badische Heimat, Band 4/1997, S. 675 bis 677.

Elmar Vogt

Rekonstruktion des Hortus Palatinus in Heidelberg

Eine gute Idee?

Der „Pfälzische Garten“, seitlich zur Schlossanlage angeordnet, wurde von dem französischen Gartenarchitekten Salomon de Caus im Jahre 1616 entworfen. Er war der erste Renaissance-Garten nördlich



der Alpen, wurde aber wegen des Dreißigjährigen Krieges nie fertiggestellt. „Die städtebauliche Qualität dieses Hortus Palatinus liegt in der Art und Weise, wie er seitlich zur Schlossanlage angeordnet wird. Ohne direkten axialen Bezug zum Schloss gelingt es de Caus nach italienischen und französischen Vorbildern, durch raffinierte Terrassenbildung und kunstvoll gestaltete Gartendetails eine Gesamtanlage zu schaffen, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Deutschland ohne Beispiel ist“ (Bernd Müller, Architekturführer Heidelberg). Hans-Joachim Wessendorf und Klaus Tschira zusammen mit Manfred Lautenschläger wollen nun den Hortus Palatinus rekonstruieren. Geplant ist zu diesem Zwecke die Gründung einer gemeinnützigen Betriebsgesellschaft, die den Bau des Gartens und später auch das Schloss-Management übernimmt. Das Land als Gesellschafter soll mit 60 Prozent und die Stiftung von Wessendorf, Tschira und Co. mit 40 Prozent beteiligt werden. Der erste Bauabschnitt soll schon im nächsten Jahr beginnen, in zehn Jahren soll die Rekonstruktion des Gartens fertig sein. Wessendorf geht davon aus, dass sich das Schloss mit einer Million Besucher im Jahr künftig sich selbst trage. Zu den drei Euro Eintritt bisher kommen dann allerdings nochmals drei Euro hinzu.

Es darf immerhin gefragt werden, wie ein rekonstruierter Renaissance-Garten zu den heute als romantisch empfundenen Schlossruinen passen soll.

Thema der 7. Architekturtage:

Architektur lesen – Architecture(s) à lire

Grenzüberschreitende Architekturtage vom 5. 10. – 28. 10. 2007

„Die siebten Architekturtage widmen sich dem Thema Architektur lesen (verstehen). Im Elsaß und Baden-Württemberg möchten wir Architektur erfahrbar machen. Die Veranstaltung Architektur lesen wendet sich an eine breite Öffentlichkeit und lädt ein, Formen und Ausdrucksweisen der Architektur kennen und verstehen zu lernen“ (Pascale Richter). Die knapp 100 Veranstaltungen fanden in sieben elsässischen (Hagenau, Strasbourg Illkirch-Graffenstaden, Selestat, Colmar, Mulhouse) und deutschen (Karlsruhe, Marbach, Baden-Baden, Bühl Offenburg, Freiburg) Städten statt.

Das Landesgewerbeamt in Karlsruhe zeigte die neuesten prämierten Architekturergebnisse (Hugo-Häring-Preis) aus den verschiedensten Themenfeldern in Baden.

Brauerei Rothaus plant Freizeitangebot für Touristen

Die landeseigene Brauerei Rothaus in der Hochschwarzwald-Gemeinde Grafenhausen (Kreis Waldshut) will ihr Freizeitangebot ausbauen. In den nächsten drei Jahren werde das Unternehmen mindestens fünf Millionen Euro investieren, sagte Alleinvorstand Thomas Schäuble. Ziel sei es, Touristen anzulocken. Dafür habe Rothaus das neben der Brauerei stehende Hotel gekauft. Dort werde ein Besucherzentrum, ein Fan-Shop sowie eine Multimediaschau eingerichtet. Zudem ist der Bau eines Veranstaltungssaals geplant. Darüber hinaus werde an einem Besucherkonzept für die Brauerei gearbeitet.

Rothaus ist nach eigenen Angaben eine der größten Brauereien in Baden-Württemberg. Im vergangenen Jahr produzierte das 220 Mitarbeiter zählende Unternehmen 937 000 Hektoliter Bier. Der Umsatz 2006 betrug 88,2 Millionen Euro, der Gewinn nach Steuern und Abgaben 20 Mio. Euro.

Das Reliquiar des Seligen Bernhard von Baden gestohlen

Aus der St. Bernharduskirche in Karlsruhe wurde die 50 Zentimeter hohe Büste das Seligen Bernhard von Baden gestohlen. Die Büste wurde 1908 nach einem Modell des Bildhauers Schädler angefertigt. Die Büste zeigt eine jugendliche Gestalt mit lockigem Haar. Auf dem Haupt trägt sie ein Diadem mit einem Kranz. Auf der Brust ist eine Vertiefung für Überreste der Gebeine eingelassen. Die Büste stand etwa in einer Höhe von 3,50 Metern über dem Hochaltar. Für die Gemeinde St. Bernhard ist das Reliquiar von unschätzbarem Wert und der Verlust unwägbar, da sie besonders für die ältere Generation „ein Symbol für die Verbundenheit der Gemeinde“ (Pfarrer Erwin Schmidt) ist.

Im Jahre 1769 wurde Bernhard seliggesprochen und galt als Schutzpatron der katholischen Teile der Markgrafschaft.

Im Jahre 2008 jährt sich der Geburtstag des Seligen Bernhard zum 550. Mal. Um 1428 geboren, starb er schon im Alter von 30 Jahren am 15. 7. 1458 an der Pest im Franziskanerkloster Moncalieri bei Turin.

Bernhard II. überließ die Regierung seinem Bruder Karl, der dem Vater 1453 in der Regierung folgte. Bernhard II. dagegen führte ein mönchisches Leben. Bald nach seinem Tod förderten seine geistlichen Brüder, Johann, der Erzbischof von Trier, Georg, Erzbischof von Metz und Markus, Domherr in Köln die Vorstellung, „er habe ein heiligmäßiges Leben geführt und sei als Heiliger gestorben“. *H. M. Schwarzmaier*

„Hebeldank“ des Jahres 2007 für Dieter A. Walz

Beim „Schatzkästlein“ des Jahres 2007 verlieh das Präsidium des Hebelbundes Lörrach den „Hebeldank“ an den Rektor der Grund- und Hauptschule Hausen im Wiesental, Dieter Andreas Walz.

„Johann Peter Hebel und die Völkerverständigung“ war auch das Thema des Abends, der von der Jazz-Gruppe des Schopfheimer Theodor Heuss-Gymnasiums umrahmt wurde.

Den Festvortrag hielt Professor Georg Kreis, Leiter des Europa-Instituts der Universität Basel. Die Rede wird in der vereinseigenen Schriftenreihe des Hebelbundes abgedruckt werden.

Die Laudatio auf den Preisträger hielt der Präsident des Hebelbundes, Hans-Jürgen Schmidt. Mit seinen Schülern „setze sich Dieter Walz intensiv für Hebels Vermächtnis ein, bringe den jungen Menschen

Der Präsident des Hebelbundes, Hans-Jürgen Schmidt, (links), überreichte den „Hebeldank“ an Dieter A. Walz.
Foto: Dominik Wunderlin

den Dichter näher und platziere ihn hervorragend im Internet“, so der Präsident. Der Dank gehe auch an Dieter Walz für sein stetes Bemühen, den *„ganzen“* Hebel bekannt zu machen.

Etwas zu kurz kam wohl die Würdigung des Buches des Preisträgers, dass dieser im Jahre 2000 im Gutacher Drey-Verlag unter dem Titel „Mass und Mitte: Johann Peter Hebel – ein pragmatischer Psychologe“ veröffentlichte.

Dieter Walz, Jahrgang 1956, arbeitet seit 1991 als Lehrer im Hebeldorf Hausen im Wiesental. Als gebürtiger Franke kam er somit nicht umhin, sich mit dem Leben und Werk Johann Peter Hebels auseinanderzusetzen. Neben Familie und Beruf gehört seine Liebe der Jazzmusik und seiner Gitarre.

Elmar Vogt

Staufermedaille in Gold für Georg Thoma

„Georg Thoma hat sich in besonderem Maße für den Sport und die Förderung der Jugend, aber auch für das kulturelle und touristische Leben in seiner Gemeinde Hinterzarten und der gesamten Region eingesetzt. Unvergessen bleiben seine zahlreichen nationalen und internationalen sportlichen Erfolge. Sein großes Engagement für hilfsbedürftige junge Menschen ist beispielhaft. Dafür sind wir ihm dankbar“, würdigte Ministerpräsident Oettinger Georg Thomas Verdienste für Baden-Württemberg bei der Überreichung der Staufermedaille in Gold am 20. August 2007 im Kurhaus Hinterzarten.

Georg Thoma ist einer der erfolgreichsten Nordischen Skisportler Deutschlands. Unvergessen sind seine zahlreichen sportlichen Erfolge insbesondere der Olympiasieg in der nordischen Kombination bei den Olympischen Spielen 1960 in Squaw Valley. Nach seiner aktiven sportlichen Karriere hat sich Thoma insbesondere um die Förderung des Nachwuchses verdient gemacht. So habe er den Georg-Thoma-Talentpokal ins Leben gerufen. Darüber hinaus

ist er eng mit dem Trainingszentrum des Olympiastützpunktes Freiburg und dem Ski-Internat in Furtwangen verbunden.

Große Anerkennung verdiene auch das ehrenamtliche Engagement Thomas für seine Heimatgemeinde und die gesamte Region – so Oettinger. Thoma sei Initiator und Förderer des Schwarzwälder Skimuseums Hinterzarten. Das Museum habe seit seiner Eröffnung vor zehn Jahren fast 100 000 Besucher angelockt. Er habe mit der Gründung des Museums somit die Freude an seinem Sport an viele Menschen weitergegeben und den Tourismus in Hinterzarten nachhaltig gefördert. Soziales Engagement zeige Thoma als Förderer und Kuratoriumsmitglied der Krebs-Nachsorgeklinik „Tannheim“ sowie mit der Übernahme persönlicher Patenschaften für bedürftige Kinder. „Wohl kaum jemand kann jungen Menschen in Not mehr Rückenwind geben als so ein großer Sportler wie Georg Thoma. Er ist vielen Menschen Förderer, Vorbild und Unterstützer zugleich.“

Karlsruher Künstlerin erhält den Kunstpreis Alexander Bürkle

Katrin Herzner, Absolventin der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe, wurde der Kunstpreis Alexander Bürkle verliehen. Die von der Alexander Bürkle Gruppe gestiftete Auszeichnung, die erstmals vergeben wird, ist mit 7500 Euro dotiert und soll in Zukunft alle zwei Jahre einem Nachwuchskünstler aus dem Dreiländereck (Südbaden, Elsass, Schweiz) zu Gute kommen. Die Künstlerin wurde 1979 in Düsseldorf geboren. Sie studierte bei Professor Günter Umberg an der Außenstelle der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Freiburg. Sie lebt und arbeitet derzeit in Karlsruhe.

Neues Labor zur Altersbestimmung in Mannheim

Ein neues Labor zur naturwissenschaftlichen Altersbestimmung soll bis zum Frühjahr 2009 in Mannheim entstehen. Für die Einrichtung wurde am Freitag der erste Spatenstich gesetzt, wie die Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim mitteilten. Die Kosten für das Klaus-Tschira-Labor für physikalische Altersbestimmung, einen Komplex aus Laboren und wissenschaftlichen Büros, liegen nach Darstellung des Museums bei 4,1 Mio. Euro.

Finanziert wird die Einrichtung von der Klaus Tschira Stiftung und der Curt-Engelhorn-Stiftung. Im vergangenen Jahr war bereits das Curt-Engelhorn-Zentrum Archäometrie gegründet worden, das sich mit der Echtheitsbestimmung kulturhistorisch bedeutender Funde beschäftigt.

Im Klaus-Tschira-Labor sollen etwa Radiokohlenstoff-Analysen zur Altersbestimmung eingesetzt werden – zum Beispiel bei Datierungen für die Archäologie, bei der Rekonstruktion des Klimas in der Vergangenheit oder der Untersuchung von Spurenstoffen in der Atmosphäre.

Künstlerischer Leiter der documenta 12 kommt an Karlsruher Akademie

Roger M. Buergel, der künstlerische Leiter der documenta 12, übernimmt eine Gastprofessur in Karlsruhe. Wie die Staatliche Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe mitteilte, wird er im Wintersemester 2007/08 Kunstgeschichte lehren. Buergel, der in Wien studierte, wurde 2003 als künstlerischer Leiter der diesjährigen documenta berufen. Mit der 100-tägigen Schau der Gegenwartskunst wollte er Kunst aus verschiedenen Geographien und unterschiedlichen Epochen zusammenführen und sie ästhetisch zueinander ins Verhältnis setzen.

Erlebnispark in Triberg geplant

Knapp fünf Wochen nach der ersten Vorstellung der Pläne hat der Gemeinderat der Schwarzwald-Gemeinde Triberg (Schwarzwald-Baar-Kreis) im Oktober 2007 grünes Licht für den Bau eines Erlebnisparks gegeben. In einem Grundsatzbeschluss stellte sich die Mehrheit des Gremiums hinter das Projekt. 18 Gemeinderäte stimmten für die Planungen, lediglich ein Gemeinderat votierte dagegen. Die sei eine „phantastische Mehrheit“, sagte Bürgermeister Gallus Strobel (CDU).

Zwei private Investoren und die Gemeinde planen den Bau eines Freizeitparks, der ganzjährig geöffnet sein soll. In das Projekt mit dem Titel „Erlebniswelt Triberg“ sollen in den nächsten sieben Jahren rund 80 Millionen Euro investiert werden.

Baubeginn soll den Angaben zufolge Mitte 2009 sein. Zwei Jahre später soll der Park eröffnet werden. Erwartet werden jährlich bis zu eine Mio. Besucher. Die weltweit bekannten Triberger Wasserfälle sollen in den geplanten Freizeitpark integriert werden.

Zehn Jahre ZKM | Karlsruhe – eine Erfolgsgeschichte

Das ZKM | Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe mit seinen beiden Museen, dem Medienmuseum und dem Museum für Neue Kunst, wird seit seiner Gründung von einem Konzept bestimmt, das weit über die üblichen Museumsfunktionen des Bewahrens und Sammelns hinausgeht. 1989 als Stiftung des öffentlichen Rechts gegründet, wurde es 1997, genau vor 10 Jahren, als „digitales Bauhaus“ im Hallenbau der IWKA, einer denkmal-

geschützten, ehemaligen Fabrik, neu eröffnet. Seit seinen Anfängen bietet das ZKM dem Besucher nicht nur Raum für Kontemplation, sondern will darüber hinaus auch ein Ort der Ideen sein – ein Ort, der seine Besucher herausfordert, zum Denken und Mitmachen anregt, zu Reaktionen und kritischer Auseinandersetzung animiert.

Die Idee zu einem Zentrum für Kunst und Medientechnologie geht auf das Jahr 1986 zurück. Vertreter der Kommunalpolitik, der Universität, der Staatlichen Hochschule für Musik, des Kernforschungszentrums und anderer Karlsruher Institutionen bildeten eine Projektgruppe und formulierten das „Konzept 88“, in welchem die Initiative für die Zusammenführung der Künste und der Neuen Medien in Theorie und Praxis beschrieben wurde.

Die baden-württembergische Landesregierung unter Ministerpräsident Lothar Späth entschied 1988, das ZKM als Stiftung des öffentlichen Rechts zu gründen. Mit der Konstituierung eines Stiftungsrats 1989 und der Berufung von Professor Heinrich Klotz (†) zum Gründungsdirektor wurde die Realisierung des Zentrums für Kunst und Medientechnologie konkret.

Ursprünglich sollte für das ZKM ein Neubau südlich des Karlsruher Bahnhofs errichtet werden. Die geplante Architektur des Niederländers Rem Koolhaas hätte die finanziellen Mittel jedoch weit überstiegen. Nach langen und engagiert geführten Debatten wurde der Neubau schließlich abgelehnt. Das denkmalgeschützte Gebäude der ehemaligen Waffen- und Munitionsfabrik „Industriewerke Karlsruhe Augsburg“ (IWKA) wurde zum zukünftigen Sitz des Medienzentrums bestimmt. Planung, Umbau und Sanierung wurden dem Architekurbüro Schweger + Partner übertragen, das ein von statischer Monumentalität dominiertes Bauwerk in ein für avancierte Technologien und künstlerische Experimente zugängliches Gebäude verwandelte.

Vor dem Bezug des Hallenbaus waren die Büros des ZKM auf die ganze Stadt verteilt. Um dennoch von Anfang an einem interessierten Publikum Einblick in die Arbeit des ZKM zu geben, wurde mit der Veranstaltungsreihe „ZKM in der Fabrik“ und der „Multimediale“ mit der Verleihung des Siemens Medienkunstpreises bis zur Eröffnung im Jahr 1997 das Spektrum der Arbeit des ZKM repräsentiert.

Seit 1999 unter der Leitung von Professor Peter Weibel, setzt sich das ZKM in Theorie und Praxis mit den neuen Medien auseinander, erprobt mit Eigenentwicklungen ihr Potential, stellt mögliche Nutzungen exemplarisch vor und setzt sich kritisch mit der Gestaltung der Informationsgesellschaft auseinander. So steht zum Beispiel im ZKM | Medienmuseum die Interaktion zwischen Mensch und Kunstwerk im Mittelpunkt: Durch die Aktionen und Reaktionen jedes einzelnen Betrachters entstehen hier neue, spontane Kunstwerke. Der Besucher wird durch das Drücken von Knöpfen, durch Körperbewegungen, Audio- und Videoaufnahmen sogar zum integrativen Bestandteil der Installationen. Somit ist das Anfassen der meisten Kunstwerke nicht nur erlaubt, sondern sogar ausdrücklich erwünscht!

In enger Zusammenarbeit mit der Staatlichen Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe und anderen Institutionen versteht sich das ZKM als Forum für die Begegnung von Wissenschaft und Kunst, Politik und Wirtschaft. Mit dem Ziel und der Aufgabe, aktiv an der

Arbeit für die Zukunft mitzuwirken und sich den Fragen nach einem sinnvollen Einsatz von Technologien immer wieder neu zu stellen, versteht sich das ZKM als Plattform für Experiment und Diskussion.

Der Ideenreichtum der Denkfabrik ZKM zeigt sich nicht zuletzt in den Entwicklungen und Produktionen seiner vier Forschungsinstitute: dem Institut für Musik und Akustik, dem Institut für Bildmedien, dem Institut für Medien, Bildung und Wirtschaft sowie dem Filminstitut.

Virtuelle Bildwelten –
Das ZKM | Institut für Bildmedien

Das ZKM | Institut für Bildmedien versteht sich als Forum kreativer und kritischer Auseinandersetzung mit der sich permanent verändernden Medienkultur. 1991 gegründet, zählt es seit jeher zu den international führenden Forschungs- und Produktionsstätten an der Schnittstelle von digitaler Kunst und Informationstechnologie.

Als Kompetenzzentrum für digitale Bildtechnologien bietet das Institut ein innovatives Umfeld für Forschung und Entwicklung im Bereich multimedialer Kunstwerke und Informationstechnologien von soziokultureller, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Bedeutung. Neben Eigenentwicklungen sind die Zusammenarbeit mit internationalen Gastkünstlern sowie die Kooperation mit Kultur- und Forschungseinrichtungen ein zentraler Bestandteil der Arbeit des Institutes. Das Spektrum der Produktion reicht von digitalem Video und 3D-Animation bis zu interaktiven Installationen und Environments, von Softwaresystemen zur Echtzeit-Generierung natürlicher und architektonischer Umgebungen bis zu audio-visuellen Anwendungen für Performance-Kontexte.

Mittelpunkt der Arbeit des Instituts sind das Gastkünstlerprogramm und das Gastwissenschaftlerprogramm. Ziel ist es, Künstlern die Möglichkeit zu eröffnen, in einem technisch innovativen Umfeld Projekte und Vorhaben zu realisieren, Teilabschnitte dieser durchzuführen oder vorzubereiten. Die Unterstützung der Gastkünstler reicht von der Bereitstellung der technischen Infrastruktur des Instituts bis hin zur gemeinsamen Entwicklung von Hardware und Softwarelösungen für spezielle Projekte.

Das Gastwissenschaftlerprogramm zielt auf die Unterstützung wissenschaftlicher Forschungsarbeiten, die sich mit Medienkunst, Medientheorie, Mediengeschichte und -technologie sowie aktuellen Fragestellungen der digitalen Kultur auseinander setzten.

Die jüngste Entwicklung in diesem Bereich ist der so genannte „PanoramaScreen“, eine zylindrische Projektionsumgebung für 360º-Panoramaprojektionen, die in Zusammenarbeit des Instituts für Bildmedien mit dem iCinema Research Centre, Sydney, entstanden ist. Zur Bespielung dieser Umgebung kommt ein spezielles, am Institut für Bildmedien entwickeltes Softwaresystem zum Einsatz, die „Panorama Display Software“.

Die Produktionen und Arbeitsergebnisse des Institutes finden auf nationaler und internationaler Ebene Verbreitung und Resonanz durch kontinuierliche Präsentationen im Rahmen von Ausstellungen und Festivals, Publikationen und Konferenzen, welche sich an die interessierte Öffentlichkeit sowie Fachpublikum aus dem Kunst- und Wissenschaftsbereich wenden.

Der Screen kann konfigurierbar über vier oder sechs Projektoren mit vollpanoramischen Filmen, mit 3D-Animationen oder Videomaterial bespielt werden. Zur Aufnahme von 360º-Bewegtbildmaterial wurde am Institut eigens eine hoch auflösende 360º-Panorama-Camera entwickelt. In einer weiteren Variante kann der Screen für stereoskopische Virtual-Reality-Applikationen genutzt werden. Er verfügt über ein 8-Kanal-Audiosystem zur Echtzeitverteilung von Klängen und bietet mit einer am Institut für Bildmedien entwickelten Panorama Display Software-Lösungen für interaktive Echtzeitanwendungen, die im Rahmen internationaler künstlerischer und wissenschaftlicher Projekte und Kooperationen kontinuierlich weiter entwickelt wird.

Das ZKM | Institut für Musik und Akustik

Das ZKM | Institut für Musik und Akustik verbindet künstlerische Arbeit mit Forschung und Entwicklung. Dabei versteht es sich als Forum des internationalen Austausches. Das Institut für Musik und Akustik ist in vielfältigen Bereichen aktiv, so veranstaltet und initiiert es zeitgenössische Konzerte, Symposien und Festivals, die eine Plattform für Musikschaffende und -interessierte bieten.

Lautsprecher und Computer haben die Welt der traditionellen, instrumental-akustischen Klänge um eine neue Dimension erweitert. Das Musikinstitut ist ein Ort dieser „unerhörten“ Klänge und damit auch neuer sinnlicher Erfahrungen. Am ZKM wird zeitgenössische Musik als gleichberechtigter Partner in einem Medienkunstzentrum gesehen. Das Institut für Musik und Akustik hat von Anbeginn an die experimentellen Arbeiten in der Musik als eigenständiges Feld verfolgt.

In der Musikwelt wird das ZKM | Institut für Musik und Akustik vor allem dafür geschätzt, dass die künstlerische Arbeit im Vordergrund steht. Die ästhetische Bandbreite der im Institut realisierten Arbeiten ist nicht auf ein Paradigma von „Neuer Musik“ im Sinne des 20. Jahrhunderts beschränkt. Zwar liegen die Wurzeln der meisten Arbeiten dort, aber allgemein sieht sich das Institut als Basis für alle musikalischen Ansätze, die mit offenen Ohren neue Tendenzen und Technologien in der Musik verfolgen.

Bei seinen Produktionen kooperiert das Institut international mit anderen ähnlichen Einrichtungen, mit Festivals, Ensembles und Rundfunkanstalten. Das institutseigene Gastkünstlerprogramm wird zusätzlich unterstützt von Stiftungen und gemeinsamen Aufträgen mit Dritten.

In Zusammenarbeit mit dem Verlag Schott WERGO gibt das Institut für Musik und Akustik eine eigene Tonträger-Reihe, die „Edition ZKM“, heraus, in der bereits mehrere CDs und audiovisuelle DVDs erschienen sind.

Das Institut für Musik und Akustik verbindet die Welt der Computermusik mit professionellen Aufnahme- und Produktionsstudios. Künstler aus allen Teilen der Welt erforschen und benutzen Technologie für künstlerische Arbeiten, die die neuen Möglichkeiten ausloten. Die Kombination dieser Arbeit mit einer high-end Studioumgebung stimuliert neue Herangehensweisen, wie sie anderorts kaum entstehen können. Die eingeladenen Gastkünstler arbeiten in den Bereichen Live-Elektronik, Klangsynthese, algorithmische Komposition und Multimedia-Integration mit offenen Computersystemen. Das Institut für Musik und Akustik bietet Studios, Regieräume und Musikateliers. Letztere werden vor allem als Räume für Komponisten genutzt, die vorwiegend mit Computern arbeiten. Die Studios und Regieräume wurden als qualitativ hochwertige akustische Umgebungen mit speziellem Studioequipment für jeden einzelnen Raum konzipiert.

Seit 1990 haben mehr als 120 GastkünstlerInnen über 200 Werke im Institut für Musik und Akustik realisiert – vom Kammermusikstück mit Live-Elektronik über Klangsynthese bis zu Opern unter Einbeziehung von interaktiven Technologien, von akustischen Hörformen über Klanginstallationen bis Musikfilme und CD/DVD-Produktionen.

Kunst und Medientechnologie im Zeitalter des Web2.0

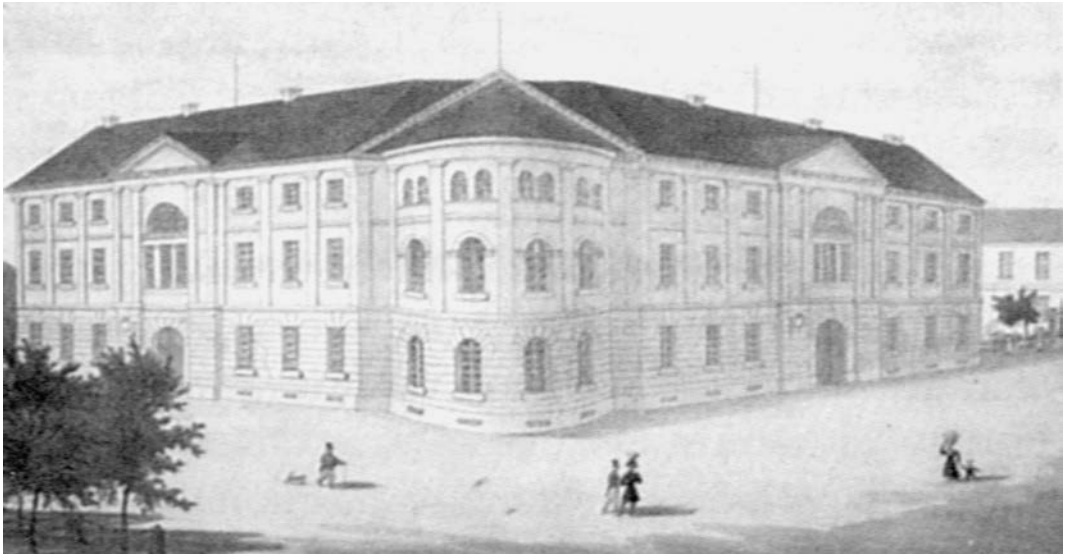
2007 wird in der bisherigen Institutionsgeschichte ein Ausnahmeereignis darstellen: Denn am 18. Oktober begeht das ZKM sein 10-jähriges Jubiläum im Hallenbau A! Dieser Anlass bietet allen Grund zum Feiern und wird daher von einem fulminanten Veranstaltungsprogramm begleitet, das sich durch spannende Projektpräsentationen, Konzerte, Filmvorführungen, Symposien, Tagungen und andere Events auszeichnet. Der Spannungsbogen der berührten Themen reicht dabei von Kulturwissenschaften über Religion und Philosophie bis hin zu interaktiven Phänomenen.

Bei der Schau „YOU_ser: Das Jahrhundert des Konsumenten“ wird ab Herbst 2007 schließlich erneut der Besucher aufgefordert, integrativer Bestandteil der Kunstwerke zu werden. Denn die hier gezeigten Werke konstituieren sich erst im Akt ihrer Rezeption durch den Zuschauer und schließen seine aktive Beteiligung am Werkentstehungsprozess mit ein. Das für seine weltweit einzigartige interaktive Sammlung bekannte ZKM | Medienmuseum wird anlässlich dieser Ausstellung vollständig neu konzipiert: Die bisherigen Exponate werden durch spektakuläre neue Arbeiten im Bereich der interaktiven Kunst ergänzt, zugleich wird die rasante Entwicklung der digitalen Medien und die nie zuvor gekannte Vielfalt der Kommunikationsmöglichkeiten beispielhaft anhand von Phänomenen wie „Flickr-Communities“, „Blogs“ und „Webcasts“ untersucht.

ZKM | Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, Medienmuseum und Museum für Neue Kunst, Lorenzstr. 19, 76135 Karlsruhe, Tel. 07 21/81 00-12 00, Mi–Fr 10–18 Uhr, Sa–So 11–18 Uhr, Mo, Di geschlossen.

Gedenktage Badischer Geschichte

Redaktion: Heinrich Hauß



125. Geburtstag:

Ludwig Marum

(5. 11. 1882 – 29. 5. 1934)

Ein jüdischer Politiker der Weimarer Zeit in Baden

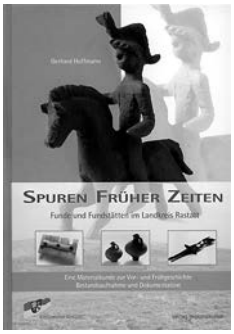
Ludwig Marum wurde am 5. November 1882 in Frankenthal geboren. Seine Mutter zog nach dem Tod des Vaters nach Bruchsal, dort machte er im Jahre 1900 das Abitur um in Heidelberg und München das juristische Studium aufzunehmen. Nach dem zweiten juristischen Examen 1908 ließ er sich in Karlsruhe als Rechtsanwalt nieder. Schon im Jahre 1904 war er der SPD beigetreten. 1911 wurde er Mitglied des Bürgerausschusses in Karlsruhe und vertrat dort die Sozialdemokratie. Dies war sein erstes politisches Mandat, und der Beginn einer 22 Jahre dauernden politischen Arbeit. Als Ludwig Frank (1874–1914), einer der führenden badischen Sozialdemokraten 1914 als Kriegsfreiwilliger in Lothringen gefallen war, rückte Marum auf dessen Landtagsmandat nach. Er wurde Vorsitzender der Justizkommission sowie der Geschäftsordnungskommission. Die Novemberrevolution 1918 bildete den Höhepunkt seiner politischen Karriere. Er war Mitglied des Wohlfahrtsausschusses in Karlsruhe und wurde in der vorläufigen badischen Volksregierung Justizminister.

Als Mitglied der Badischen Verfassungsgebenden Versammlung war er an der Ausarbeitung der neuen Landesverfassung maßgeblich beteiligt. In der Zeit von 1919 bis 1929 gehörte er der badischen Regierung in der Funktion eines Staatsrates an (Minister ohne Portefeuille). Gleichzeitig war er Vorsitzender der SPD-Fraktion im Badischen Landtag. 1928 wurde Marum in den Reichstag gewählt. Am 10. März 1933 wurde er wieder in den Reichstag gewählt, wurde dann aber im Wege der NS-Schutzhaft in das Amtsgefängnis in der Riefstahlstraße in Karlsruhe verbracht. Am 16. Mai 1933 wurde er zusammen mit den übrigen Sozialdemokraten auf einem offenen Lastkraftwagen von der Riefstahlstraße über die Kaiserstraße zur Polizeidirektion am Marktplatz gefahren. In der Nacht vom 28. zum 29. März 1934 wurde er auf Anweisung des NS-Gau-Leiters Wagner (1895–1946) im KZ Kislau erdrosselt. Um einen Suizid vorzutäuschen, wurde er am Fensterkreuz seiner Zelle aufgehängt. Die Umstände seines Todes wurden im Juni 1948 von der II. Strafkammer des Landgerichts in Karlsruhe aufgeklärt.

Im badischen Landesparlament plädierte Marum für die Abschaffung der Todesstrafe und wandte sich gegen die gesellschaftliche Ächtung lediger Mütter. Im Reichstag befasste er sich in erster Linie mit juristischen Fragen. Den besonderen Hass der Nationalsozialisten zog er sich durch seine Herkunft und seine politischen Überzeugungen zu, die er auch in zahlreichen Gerichtsverfahren deutlich zum Ausdruck brachte.

Buchbesprechungen

Gerhard Hoffmann: Spuren früher Zeiten. Funde und Fundstätten im Landkreis Rastatt. Sonderveröffentlichung des Kreisarchivs Rastatt. Bd. 5, 160 Abb., verlag regionalkultur, 2007. Preis: 17,90 €. ISBN 978-3-89735-495-1.



Der Autor Gerhard Hoffmann hat in den Jahren 1985 bis 1999 in dem vom Landkreis herausgegebenen Heimatbuch regelmäßig über Funde und Fundstätten der Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Rastatt berichtet. Nach dem Abschluß der Reihe wurden die Studien nun zu einem Sonderband des Kreisarchivs Rastatt veröffentlicht. Die Veröffentlichung ist der Versuch, für den Landkreis Rastatt eine Bestandsaufnahme der Bodendenkmale und Bodenfunde zu erstellen. Für den Landkreis Rastatt liegt nun „zum ersten Mal eine auch wissenschaftlich Ansprüchen genügende, fundierte Darstellung vor“ (Martin Walter).

Hoffmann hat sich zwanzig Jahre mit der Vor- und Frühgeschichte beschäftigt, so dass die vorliegende Publikation als sein Lebenswerk (Landrat J. Bäuerle) gelten kann.

Die Fundberichte sind gegliedert nach der alphabetischen Ordnung der Gemeinden und gegliedert innerhalb der Gemeinden nach Epochen, in die der Fund zu stellen ist. Der Verfasser gibt genaue Auskunft nach dem Frageschema: Was wurde wo wann und unter welchen Umständen gefunden? Die einzelnen Funde werden zeitlich mit vergrößerten Kennbuchstaben gekennzeichnet (z. B. B für Bronzezeit, U für Urnenfeldkultur). Am Ende des Buches findet sich eine „Fundstatistik“ nach Fundstücken und Fundorten (S. 218–223). Bemerkenswert ist, dass Durmersheim „gegenwärtig die fundreichste Gemarkung des Landkreises Rastatt ist“. Nahezu alle vor- und frühgeschichtlichen Funde stammen aus dem Umkreis der Bickesheimer Kapelle und dem nördlich der Kapelle gelegenen Gewann. *Heinrich Hauß*

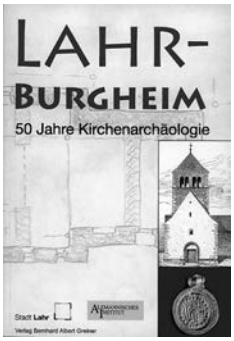
Helmut Kahlert: 300 Jahre Schwarzwälder Uhrenindustrie. 314 Seiten, Farb- und s/w-Abbildungen, Register. Casimir Katz Verlag, 2007. 29,00 €. ISBN 978-3-938047-15-6.

Die erste Auflage des Buches erschien 1986 und liegt nun in erweiterter und veränderter Form vor. Die Darstellung der Uhrenindustrie reicht bis zur Gegenwart, der Schwerpunkt liegt aber bei Hausgewerbe und früher Fabrik.

Diesem Zweck dienen die Kapitel „Aufkommen und Wachstum der hausgewerbliche Produktion“, „Produktion und Absatz“ und „Die Lage der hausgewerblichen Uhrmacher“. Zwar ist die Schwarzwälder Uhrenindustrie, einst ein Gewerbe von Weltgeltung, inzwischen zur historischen Erscheinung geworden. Die große Zeit endete in den 1970er und 1980er Jahren. Doch die geschichtliche Leistung Schwarzwälder Uhrmacher und Uhrmacherinnen bleibt bestehen. Das Schwarzwälder Uhrengewerbe ist insofern ein „historischer Sonderfall“ als im Gegensatz zu anderen Gebieten, in denen auch im 18. Jahrhundert eine Holzuhrenproduktion üblich war, die Schwarzwälder der technischen Entwicklung konsequent gefolgt sind. Die hölzernen Bauteile wurden sukzessive durch metallene ersetzt.

„In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewann das Schwarzwälder Uhrengewerbe dank geschickt organisierter Herstellung einen Produktionsvorsprung, den aktive heimische Uhrenhändler auf den Weltmärkten in großartige Verkaufserfolge umsetzen konnten“. Das innovative Produkt, die Wanduhr, fand weite Verbreitung. „Etwa ein Drittel aller weltweit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefertigten Uhren, Taschenuhren eingeschlossen, dürften in den kleinen Schwarzwälder Werkstätten entstanden sein.“ *Heinrich Hauß*

Niklot Krohn, Gabriele Bohnert, Lahr-Burgheim: 50 Jahre Kirchenarchäologie. Begleitheft zur Ausstellung der Stadt Lahr in Zusammenarbeit mit dem Alemannischen Institut. Museum Lahr + Villa Jamm im Stadtpark. 1. Oktober bis 30. Dez. 2006. Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Nr. 74, 2006. 136 Seiten. Verlag Bernhard Albert Greiner, Remshalden. Preis: 14,80 €. ISBN 978-3-935383-94-3.



Wegen der besonderen Bedeutung der Grabungen in der St. Peterskirche des Lahrer Stadtteils Burgheim wurde 50 Jahre nach Beendigung der Grabungs- und Instandsetzungsarbeiten mit einer Ausstellung mit einer entsprechende Begleitpublikation an das Ereignis erinnert.

Die Ausgrabungen in der Burgheimer Kirche in der Zeit von 1953–1955 „sind in jeder Hinsicht als

beispielhaft für die süddeutsche Kirchenarchäologie zu bezeichnen". Umbau- und Instandsetzungsmaßnahmen boten Anlaß zu archäologischen Untersuchungen. „Im Gegensatz zu anderen Ausgrabungen der frühen Nachkriegszeit wurden diese Untersuchungen von Beginn an mit Behutsamkeit und für die damaligen Zeit vorbildlichen Verständnis für die Notwendigkeit einer zeichnerischen und fotografischen Dokumentation durchgeführt". Die Ausgrabungen beschränkten sich nicht nur auf kleine Grabungsschnitte, sondern dehnten sich aus auf das unmittelbar außerhalb der Kirchenmauern gelegenen Areal. „Deshalb liegen für die Baugeschichte des Burgheimer Gotteshauses weitaus mehr Informationen vor, als für manchen kirschengeschichtlich bedeutsameren und in jüngerer Zeit ergrabenen Kirchenbau."

Die vorliegende Begleitpublikation umfaßt die Ausstellungsteile zur Geschichte und zu den Ergebnissen der Grabung in der Burgheimer Kirche, die hier, in wesentlich detaillierter Form als in der Ausstellung möglich, vorgelegt wurden. Die Publikation ist nach der grafische Gestaltung und den zum Teil farbigen Bildern vorzüglich ausgestattet. *Heinrich Hauß*

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land". Register Bd. 1–125, 2007, 152 Seiten, erhältlich bei der Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br., Tel. 07 21/2 01-27 01, E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de. ISSN 1434-2766.

Ein Instrument zur Pflege und Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse und Interessen sind die zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegründeten Historischen Vereine oder Geschichts- und Altertumsvereine. Ein Beispiel dafür ist der heutige Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land", der im Jahre 1873 gegründet wurde.

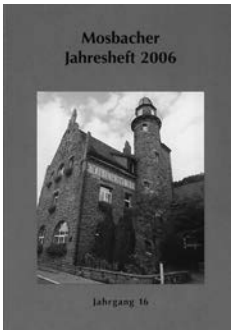
Die Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins Schau-ins-Land und des Breisgauvereins Schauinsland, als des namengebenden Vorläufers, wurden komplett seit 1873 erschlossen. Verzichtet wurde auf eine Neuauflage des Registers zur Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins, des anderen Vorläufers. Die Aufgaben sind seitdem gleich geblieben: die Erforschung der Geschichte, Volkskunde, Naturkunde, Geologie und der Genealogie.

So wie die Beiträge und Aufsätze Instrumente zum besseren Verständnis der Regionalgeschichte sind, ist der vorliegende Registerband nun ein Instrument zur besseren Verwendung dieser Instrumente. Das Register wurde in mehr als zweijähriger Arbeit von Dr. Hans-Peter Widmann erstellt. Das Register beginnt mit dem Abdruck der einzelnen Beiträge jahrgangsweise in chronologischer Folge. Es folgt ein Verzeichnis der Aufsätze nach Verfassern. Ein Orts-, Personen- und Sachregister runden die „Suchhilfe" ab.

Dem Register vorangestellt sind zwei aktualisierte Nachdrucke der Aufsätze von Berent Schwineköper: „Die Zeitschriften der beiden Freiburger historischen Vereine" und Renate Liessem-Breinlinger: „Die Schauinslandstube im Freiburger Kaufhaus", die für die Vereinsgeschichte von Bedeutung sind. Der Beitrag von Renate Liessem-Breinlinger wird durch eine Photodokumentation der „Stube" im Freiburger Historischen Kaufhaus, dem traditionellen Vereinslokal, ergänzt. Die Aufnahmen stammen von Hans-Peter Vieser, der jahrelang erfolgreich für das Augustinermuseum und das Stadtarchiv gearbeitet hat.

Neumitglieder erhalten den Band als „Willkommensgeschenk". Den neuen Registerband wird man wegen seines hohen Informationswertes immer wieder gerne zur Hand nehmen. *Elmar Vogt*

Mosbacher Jahresheft 2006. Jahrgang 16. Herausgegeben vom Geschichts- und Museumsverein Mosbach e. V. und der Großen Kreisstadt Mosbach. 188 S. Schriftleitung: Markus M. Wieland. ISBN 3-936866-14-7.



Das Jahrbuch weist zwei Neuerungen auf, erstmals erscheint ein Beitrag zu einem paläontologischen Thema, Marco Lichtenberger, Feilenmuscheln aus unteren Muschelkalk von Mosbach, und erstmals ein Jahresbericht des Stadtarchivs (Stefan Müller). Nach Umfang und überregionalen Interesse sind die die folgenden Aufsätze hervorzuheben:

Joachim Stephan widmete der „Entwicklung des Eisenbahnnetzes im Gebiet des Neckar-Odenwald-Kreises 1862–1914" (S. 81–111) seine Aufmerksamkeit.

Wilhelm Seußler hat über „Die kriegerischen Ereignisse im Zweiten Weltkrieg im badischen Nordosten" (S. 122–151) einen längere Aufsatz geschrieben.

Besonders hinzuweisen ist auf die Zusammenstellung des Schrifttums über Mosbach und Umgebung, die auch Zeitungsartikel einschließt.

Heinrich Hauß

Heimatbuch 2007. Landkreis Rastatt. Herausgeber: Landkreis Rastatt, Landrat Jürgen Bäuerle. Redaktion: Martin Walter, Leiter des Kreisarchivs Rastatt, 46. Jahrgang, 240 Seiten. Preis: 7,90 €. ISBN 3-925553-24-X.

Das Heimatbuch 2007 des Landkreises Rastatt unterscheidet sich erfreulicherweise schon im Umschlag – Graffiti-Kunst von Andreas Ernst – von Publikationen dieser Art. Unter der Sparte „Kultur und Lebensart" untersucht Bernd Künzig unter dem Titel „Das Zeichen unter uns. Graffiti-Art im Landkreis Rastatt" die Artikulation einer jugendkulturellen Sprache. Anstoß zu dieser Untersuchung gab wohl die im Jahre 1993 eröffnete öffentliche Ausstellung von

Graffitis im Schwarzwaldbad Bühl. Die „erwachsen gewordenen Graffiti stellen ihren künstlerischen Anspruch unter Beweis, indem sie ihr Medium in einer großangelegten Form der ästhetischen Reflexion zu Bilderfindung von Bestand werden lassen.“ Das zeigen zum Beispiel die im Auftrag der Bühler Stadtwerke von Graffiti-Künstler gestalteten Trafostationen. Meines Wissens beschäftigt sich ein Heimatbuch erstmals mit einer „Strömung der globalen Jugendkultur“ und nimmt qualifizierte Artikulationsformen dieser Art als Teil der Heimat wahr.

Die Sparte „Zur Geschichte unserer Heimat“ behandelt die „Schwarzwaldhochstraße“ (Claus Habrecht) und „Maria Bickesheim in Durmersheim“ (Martin Burkart). In der Sparte „Natur und Umwelt“ ist der Beitrag von Dietmar Laux, „Nächtliche Schönheiten im Schloßpark Favorite“ von allgemeinem Interesse.

Hinzuweisen ist auf das Inhaltsverzeichnis aller Bände der Heimatbuchreihe des Landkreises Rastatt von 1961–2006 (Seiten 231–240). *Heinrich Hauß*

Bodensee Gedichte aus zwölf Jahrhunderten. Eine Anthologie, zusammengestellt von Christel Hierholzer, Literaturverlag Isele, 2005. Preis: 14,– €. ISBN 3-86142-321-9.

Christel Hierholzer hat 150 Gedichte, die mit einem Bezug zum Bodensee sich durch Titel oder Text ausweisen, in chronologischer Anordnung präsentiert. Jeder Autor ist jeweils mit nur einem Gedicht vertreten. Die Autoren der Sammlung „sind sowohl ansässige als auch nur zeitweilig am Bodensee lebende Schriftsteller, Heimatsuchende, Durchreisende und literarische Feriengäste mit Beziehung zum See und seinen Drei-Länder-Ufern.“ Die Gedichtsammlung ist die bisher umfangreichste Dokumentation der mehr als ein Jahrtausend umfassenden poetischen Beschäftigung mit dem See.

Heinrich Hauß

Armin Schlechter: „Unnütze Bücher“. Die schöne Literatur in der Klosterbibliothek Salem. Mit einem Beitrag von Magda Fischer. Salemer Hefte 1. Herausgegeben vom Kulturamt Bodenseekreis im Schloß Salem. Verlag Lorenz Senn, Tettnang, 2007. ISBN 978-3-88812-212-5.

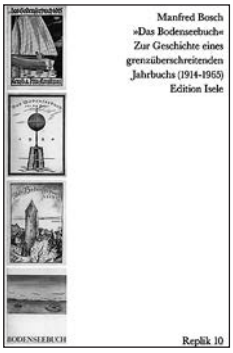
Die Salemer Bibliothek wurde bis zu etwa 30 000 Titeln ausgebaut. Nach der Säkularisation 1802/03 wurde die Klosterbibliothek 1826 an die Universitätsbibliothek Heidelberg verkauft. Die Salemer Bibliothek blieb als Ganzes dadurch erhalten und bildet ein Gutteil der Altbestände der Heidelberger Bibliothek.

Der Direktor der Universitätsbibliothek Heidelberg hat nun für die schönsten und wertvollsten Salemer Bücherschätze eine „Rückkehr auf Zeit“ ermöglicht. Im Bibliothekssaal des Schlosses Salem, der vom Kulturamt Bodensee übernommen wurde, sollen jährlich einzelne Themengruppen der Salem-Bücher ausgestellt werden.

Die Ausstellung 2007/2008 beschäftigt sich mit der Frage, „inwieweit die Mönche die geistigen Strömungen ihrer Zeit verfolgten und die schöne Literatur zeitgenössischer Autoren lasen“. Armin Schlechter, Leiter der Handschriften und Alte Drucke, zeigt mit seiner Auswahl, dass „die Salemer Klosterbibliothek in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Bereich der schönen Literatur ein gewisses Niveau besaß. Der Schwerpunkt lag weniger bei den Romanen als bei Gedichten und Schauspielen“. Magda Fischer hat zum Thema „nützliche und unnützliche Bücher in oberschwäbischen Klöstern“ einen begleitenden Aufsatz geschrieben. Der Aufsatz Armin Schlechters beschäftigt sich mit der „Schönen Literatur in Ausgaben aus der Bibliothek des Zisterzienserklosters Salem.“ Eine Auswahl von vierzig Titelkupfern werden mit ausführlichen Kommentaren präsentiert.

Heinrich Hauß

Manfred Bosch: „Das Bodenseebuch“. Zu Geschichte eines grenzüberschreitenden Jahrbuchs (1914 bis 1965). Edition Isele. Replik 10, Reihe Replik herausgegeben von Peter Solomon, 2006. Preis: 9,– €. ISBN 3-861421-388-X.



Das Bodenseebuch „war von der ersten Ausgabe an ein repräsentatives Jahrbuch, wie es zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur wenige deutsche Landschaften und Regionen aufzuweisen hatten“. Bosch kommt in seinem Essay zu dem Schluss, dass kaum irgendwo die geistige und kulturelle Physiognomie dieser Landschaft besser gespiegelt ist als in den vierzig Ausgaben des „Bodenseebuches“ von 1914 bis 1965. Grund genug, die wechselvolle Geschichte des Bodenseebuches zu beschrieben. Dem Essay sind Kurzbiographien der Herausgeber des „Bodenseebuches“ sowie eine Zusammenstellung der Autoren, die im Bodenseebuch Texte veröffentlichten, und eine Liste der Autoren künstlerischer Arbeiten beigefügt. *Heinrich Hauß*

Der blaue reiter. Journal für Philosophie. Heimat, Ausgabe 23 (1/2007). omega verlag, Siegfried Reusch, 2007. Preis: 15,10 €.
ISBN 978-3-933722-17-1.

Das Themenheft bietet Aufsätze der Autoren, die in den letzten Jahren sich zum Thema Heimat geäußert haben. So z. B. Hermann Bausinger, Hartmut Rosa, Karen Joisten, Bernhard Waldenfels, Christoph Türcke, Edgar Reitz, Rüdiger Görner. Das Heft gibt einen guten Überblick über die Positionen, die zum Thema Heimat im Zeitalter der Globalisierung vertreten werden. Die meisten der Autoren haben sich zuvor in eigenen Publikationen zum Thema geäußert, so Bausinger in „Fremde Nähe“ (2002), Karen Joisten in „Philosophie der Heimat, Heimat der Philosophie“ (1999), Bernhard Waldenfels „In den Netzen der Lebenswelt“, Christoph Türcke in „Heimat“ (2006) und Rüdiger Görner in „Heimat und Toleranz“ (2006). Die Auswahl der Autoren zum Thema Heimat durch den Chefredakteur S. Reusch trägt dazu bei, ein breites Spektrum des angesichts der Globalisierung neu aufgenommenen Heimatdiskurses zu entfalten. Man findet wohl zur Zeit keine vollständigere Entfaltung der Positionen als in dem vorliegenden Themenheft.

Nicht berücksichtigt wurden Peter Sloterdijk, „Der gesprengte Behälter“ (Essay, 1999) und Martin Hecht, „Das Verschwinden der Heimat“ (2000).

Heinrich Hauß

Johann Peter Hebel: Seine berühmtesten Alemannischen Gedichte und Kalendergeschichten auf einer Doppel-CD. Sprecher: Eva Nussbaumer und Beat Trachsler. Mit einer Einführung von Rudolf Suter. Herausgegeben von der Basler Hebelstiftung. Tonaufnahmen + CD Produktion. Preis: 20 €.

Auf dieses außergewöhnliche *Hörbuch* haben die Freunde und Verehrer des alemannischen Dichters, Lehrers, Theologen und Kalendermannes lange gewartet. Die letzten Werke in diesen Formen erschienen Ende der 1970er und 80er Jahre noch als Cassette und sind seit vielen Jahren vergriffen. Nun hat die Basler Hebelstiftung, 1860 gegründet und schon immer auf der Höhe der Zeit, rechtzeitig vor dem 250. Geburtstag Johann Peter Hebels (1760 bis 1826) ein Hörbuch mit zwei CD's mit seinen berühmtesten Alemannischen Gedichten (1803) und Kalendergeschichten (1811) herausgegeben. Hebel feilte im wahrsten Sinne des Wortes intensiv an seinen Gedichten, bis die Sprache, der Inhalt und das Versmaß zusammen passten. Das ist auch der Grund, weshalb die ganze Sammlung wie aus einem Guss erscheint, auch wenn die Themen der einzelnen Gedichte ganz unterschiedlich sind: rein lyrisch oder episch, belehrend oder religiös-philosophisch, heiter oder tief ernst. Die erste CD enthält die Alemannischen Gedichte, die zweite die Kalendergeschichten. Eine Einleitung zu den Hintergründen, Entstehung von Hebels Werken und der Sprachgeschichte, gibt Rudolf Suter. Den profunden Kenntnissen von Rudolf Suter würde man gerne noch länger zuhören, weil sie nicht nur fachlich sorgfältig sind, sondern auch erklären, warum das Werk von Johann Peter Hebel uns bis heute fesselt und aktuell geblieben ist. Die jeweils 16 Gedichte und Kalendergeschichten werden wortgetreu von keinem Geringeren als Eva Nussbaumer und Beat Trachsler in „baseldytscher“ Dialektfärbung gelesen, was einen besonderen Hörgenuss darstellt und die CD-Ausgabe noch wertvoller macht. Seit 147 Jahren hat es sich die Basler Hebelstiftung zur Aufgabe gemacht, an das Erbe Johann Peter Hebels zu erinnern und dieses nicht in Vergessenheit geraten zu lassen; das ist ihr, der Stiftung, mit diesem Hörbuch einmal mehr gelungen. *„Hebel sei zu lesen, wenn nicht einmal, so doch zehnmal wie alles Einfache“,* urteilte einst Jean Paul. Nun kann man Hebels Texte wieder hören, hundertmal wie alles Einfache. Und wie Hebel selbst in einem Gedicht schrieb, kann es den Hörern auch so ergehen: „Me chunnt schier nümme weg dervo“. Für alle, die Hebels Werk bisher nicht oder nur wenig kannten, ist die vorliegende CD-Ausgabe eine lohnenswerte Entdeckung. Wer Hebel mag und die Alemannische Sprache liebt, der sollte dieses „Hörbuch“ haben. *„Manchmal kann ein einzelnes Gedicht die Welt erklären“,* sagt ein anderer Dichter: José F. A. Oliver.

Elmar Vogt

Volkmar Wirth: Erdgeschichten aus der Oberrheinregion. Karlsruher Naturhefte Band 1, 64 S., Naturkundemuseum Karlsruhe 2007, 5,– €.

Erdgeschichte aus der Oberrheinregion heißt der erste Band einer neuen Veröffentlichungsreihe des Staatlichen Museums für Naturkunde Karlsruhe. Mit ihr sollen Themenbereiche aus Biologie und Geowissenschaften einer breiten Leseschicht nahe gebracht und naturkundliches Wissen in allgemein verständlicher Form vermittelt werden. Und am nachhaltigsten und spannendsten gelingt dies mit einer Geschichte.

Der Autor, der diese Erdgeschichten zusammengetragen und anschaulich illustriert hat, ist Leiter des Karlsruher Naturkundemuseums und seit Beginn seiner Amtszeit um moderne Präsentationsformen bemüht.

In lockerer Erzählform lässt er den Leser teilhaben an der Entstehung erdgeschichtlicher Ereignisse sowie geologischer Einzelbildungen und Phänomene der Natur. In 19 Beispielen erfährt dieser u. a. wie eine Doline entsteht („Der Erdfall Göschweiler“), warum

eine Wiese zum See wird und dieser nach kurzer Zeit wieder verschwindet („Der virtelle See“) oder wie das Gold in in Deutschlands größten Strom kommt („Rheingold“).

Wer oder was steckt eigentlich hinter den „Riesen von Reichenbach im Odenwald“ und kennen Sie die Stelle „wo der Teufel beim Mahle saß“? Was genau war der Grund warum im spätmittelalterlichen Basel und Umgebung einst über „60 Burgen barsten“ und was sich hinter „luftgeborenem Gestein“ verbirgt?

Diese und weitere Erdgeschichten eröffnen dem Leser fesselnde wie informative Fenster in die geologische Vergangenheit im deutschen Südwesten und regen zu wiederholten Besuchen der Dauerausstellung „Geologie am Oberrhein“ im Karlsruher Naturkundemuseum an.

Vorschau: Das zweite Heft mit dem Titel „Waldleben in der Oberrheinregion“ wird die Kultureinflüsse auf die Natur der Wälder am Oberrhein zum Thema haben und 148 Seiten umfassen. *Roland Heinzmann*

Martin Kuckenburg: Kultstätten und Opferplätze in Deutschland. Von der Steinzeit bis zum Mittelalter, 160 Seiten mit 124 farb. Abb., Karten und Plänen. Einführungspreis bis 31. 3. 2008 29,90 Euro, danach 34,90 Euro. Theiss-Verlag, ISBN 978-3-8062-2076-6.

Martin Kuckenburg verdanken wir bisher vor allem ein kenntnisreiches, gut lesbares, großzügig gestaltetes Werk über „die Kelten in Mitteleuropa“. Wieder im Theiss-Verlag legt er nun einen kenntnisreichen, gut lesbaren, im Format leider geschrumpften, aber dennoch gut gestalteten Band über „Kultstätten und Opferplätze in Deutschland“ vor. Die gleich lautende Bewertung seiner beiden Bücher kann hier schon deswegen nicht anders ausfallen, weil ein Gutteil dessen, was im neuen Buch zu lesen ist, bereits im alten präsentiert wurde. Thematisch variiert allerdings und angereichert, ohne Frage.

Kuckenburgs neues Buch muss daher als „Spin-off“ angesprochen werden. Diese so genannten „Spin-offs“ sind uns aus der bunten Fernsehwelt geläufig. Marktbewußte Produzenten generieren dabei aus der Nebenfigur einer bereits erfolgreichen Serie ein ähnliches neues Produkt und erhoffen sich damit sichere Einschaltquoten und Einnahmen. Auf diese Weise wird eine markterprobte Serie einer Zweitverwertung zugeführt. Auch wenn es – nicht immer, aber im besten Falle – einen tatsächlichen Bedarf für ein solches „Spin-off-Produkt“ geben mag, so verdankt es seine Existenz doch in erheblichem Maße rein ökonomischen Überlegungen. Wenn die Qualität dabei stimmt, ist dagegen nichts zu sagen, und bei Kuckenburgs Buch stimmt sie glücklicherweise.

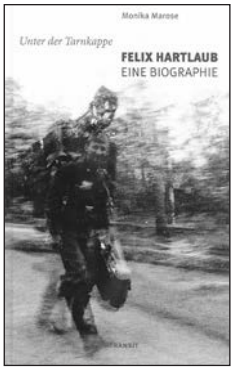
Der zeitliche Rahmen ist diesmal weiter gesteckt als in seinem Keltenbuch, im Untertitel wird dem Leser die Spanne „von der Steinzeit bis zum Mittelalter“ verheißen. Im Text selbst ist dann allerdings doch weit überwiegend von den Kelten die Rede. Für das Mittelalter gar bleiben gerade mal fünf Seiten! Sowas grenzt an Etikettenschwindel, zumindest ist der Untertitel mißverständlich, denn mit der Spätantike schließt Kuckenburg seine Tour d’horizon (thematisch einleuchtend) ab und gibt nur noch einige summarische Ausblicke ins anbrechende (christliche) Mittelalter.

Ansonsten liefert Kuckenburg, was der Buchtitel verspricht. Anhand exemplarisch ausgewählter archäologischer Fundstätten gibt er einen Einblick in damalige religiöse Riten und Gebräuche, soweit sie sich heute ohne allzu phantastische Spekulation erschließen lassen. Den Eindruck einer gewissen Beliebigkeit kann Kuckenburg bei der Auswahl dessen, was „Kult-“ oder „Opferplatz“ genannt werden darf, allerdings nicht vermeiden. Nicht jeder vergrabene Topf oder jede „Moorleiche“ muss nolens volens einen sakral aufgeladenen Ort kennzeichnen. Hier bleiben die Kriterien etwas schwammig. Auch in der (religionswissenschaftlichen) Begründung für kultisches Handeln wünschte man sich an mancher Stelle mehr theoretischen Tiefgang. Als Marginalie zu bemängeln ist auch Kuckenburgs etwas großzügig geratene Setzung von „Anführungszeichen“, deren Notwendigkeit nicht immer einleuchtet, vor allem wenn die Anführungszeichen – in ihrer „einfachen“ Variante – auch noch durchweg typographisch falsch gesetzt sind. Das schmerzt auf die Dauer beim Lesen, und: ja, auch wenn man inzwischen fast versucht ist, sich für solche „Pingeligkeit“ zu entschuldigen, es gibt noch Leser, die sich an solchen handwerklichen Fehlern reiben; der Rezensent zählt sich dazu. Insgesamt jedoch bleibt festzuhalten, dass es Kuckenburg in seinem klaren Schreibstil überzeugend gelingt, die religiöse Praxis jener Zeiten lebendig zu vermitteln.

Am Ende des Buches wird der Leser noch mit einem Zusatzschmankerl bedacht. Frei nach dem Motto: ein Buch bezahlen, zwei bekommen, finden sich im Anhang etliche Ausflugsziele in ganz Deutschland gelistet und näher beschrieben. Eine sinnvolle Ergänzung und Handreichung für alle diejenigen, die selbst einmal solche Stätten besuchen wollen. Dieser kleine „Zusatznutzen“ als Reiseführer ist nicht gering zu veranschlagen, als mögliche Ziele im Südwesten wären etwa der Mithras-Tempel in Riegel, der (frühkeltische) „Magdalenenberg“ bei Villingen oder der „Totenkultplatz“ von Herxheim anzusteuern. *Karl Heinz Kees*

Monika Marose: Unter der Tarnkappe – Felix Hartlaub. Eine Biographie. 216 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Dokumenten. Transit Verlag, Berlin 2005. ISBN 3-88747-205-5, 19,80 €.

Auf der Frankfurter Buchmesse 2007, am Stand der Berliner Galerie Transit, konnte man neben zahlreichen interessanten Neuerscheinungen, ein Buch aus dem Jahr 2005 entdecken, welches das Leben einer Person, die prägende Jahre in der Kurpfalz verbracht hat, beleuchtet. Es handelt sich hier um die Biographie des Schriftstellers Felix Hartlaub. Diese Biographie wurde mit großem Engagement von Monika Marose verfasst, die zahlreiche Zeitzeugen befragt hat und uns das Bild einer Jugend in einer Zeit illustriert, die für uns Deutsche entweder mit dem Mantel des Schuldgefühls oder mit dem Bedürfnis der Verdrängung zugedeckt wird. Er handelt sich um eine Jugendzeit, die zwischen den Jahren 1933 und 1945 stattgefunden hat. Felix



wuchs in einer Familie auf, deren Name weit über Mannheim hinaus in der Kunstwelt einen guten Klang hat, denn Felix war der Sohn des 2. Kunsthallendirektors Gustav F. Hartlaub, der 1925 mit der Ausstellung „Neue Sachlichkeit“ einer Kunstrichtung einen heute noch gebräuchlichen Namen gegeben hat und der 1933 zu den ersten Kunsthallendirektoren gehörte, die ihrer Stellung enthoben wurden, weil sie durch Wort und Tat dem Kunstideal der braunen Machthaber entgegengearbeitet hatten. Gustav F. Hartlaub musste erleben, wie die von ihm angekauften Werke 1933 in der Ausstellung „Kulturbolschewistische Bilder“ diskriminiert und wie deren Schöpfer aus der Kunstwelt des damaligen Deutschland verdrängt wurden. Der Sohn Felix war damals gerade 20 Jahre alt.

Felix Hartlaub wurde noch in Bremen geboren; im gleichen Jahr, 1913, als sein Vater in Mannheim die Stelle des Assistenten von Fritz Wichert antrat. Wichert verfolgte eine sehr bürgernahe Kunstpolitik. Er wollte den Menschen in der Arbeiterstadt Mannheim die bildende Kunst näher bringen und erlangte dadurch hohes Ansehen. Die neu eingerichtete Kunsthalle war ein Mekka der Moderne geworden.

Gustav F. Hartlaub war ein Forscher, wie sich nicht nur durch seine Ausstellungspolitik belegen lässt, sondern auch durch seine Schriften. 1922 erschien sein Werk: Der Genius im Kinde. In diesem Werk zeigt er an zahlreichen Beispielen, wie sich bereits früh ein künstlerisches Talent in den Zeichnungen feststellen lässt. Natürlich sind unter den Beispielen auch Zeichnungen des Sohnes zu finden.

Man spürt den weiblichen Blick der Autorin der Biographie, mit dem sie die Entwicklung des Kindes an dieser Stelle verfolgt. Gustav F. Hartlaub muss ein strenger Vater in Hinblick auf die Bildungsfähigkeit des Jungen gewesen sein. Trotzdem kommt es nie zum Bruch. Der Sohn legt dem Vater immer wieder die Manuskripte vor und bekennt freimütig sein Scheitern.

Als Schriftsteller ist Felix Hartlaub zu Lebzeiten nahezu unbekannt geblieben. Seine Werke sind lange nach seinem Tod erschienen, der rätselhaft ist wie sein Leben. Seine Spuren verlieren sich im zerbombten Berlin. Später wollen ihn noch Zeugen lebend in sowjetischer Gefangenschaft gesehen haben, aber sichere Beweise dafür gibt es nicht. Die Schwester Geno hat sich bezüglich der späteren Veröffentlichung der Schriften ihres Bruders sehr verdient gemacht, jedoch gibt es in diesem Zusammenhang auch einige Kritik der Biographin Monika Marose am Vorgehen bei der Edition, denn die Biographie wurde ihrer Ansicht nach geglättet. Wichtige Briefe wurden unterschlagen, Beziehungsgeschichten retuschiert, weil sie nicht in das Familienselbstbild der Hartlaubs passten. So die Beziehung zu Erna Gysi, die für die prägenden Berliner Jahre Hartlaubs so wesentlich war. Erna Gysi war die Mutter von Klaus Gysi. Klaus Gysi – der spätere Kulturminister der DDR und Vater von Gregor Gysi war damals Schüler in der selben Klasse wie Felix Hartlaub in der Odenwaldschule in Heppenheim. Erna war später in Berlin seine wichtigste Mentorin und Kritikerin bevor sie wegen ihren jüdischen Wurzeln und ihren politischen Ansichten nach Paris emigrierte.

Nach dem Abitur und einer längeren Italienreise schrieb sich Felix im Fach Neuere Geschichte in Berlin ein und studiert emsig und zur Freude des Vaters, der als Privatgelehrter in Mannheim und später in Heidelberg lebte.

Nach den bisher vorliegenden Erkenntnissen war Felix Hartlaub ein eher unpolitischer Mensch, was allerdings durch neue Zeitzeugenberichte etwas relativiert wird, denn immerhin standen die Gysis der kommunistischen Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ sehr nah. Felix Hartlaub führt, so weit dies von außen nachzuvollziehen ist, das Leben eines Unpolitischen und wird durch seine zahlreichen Aufzeichnungen, die den Krieg überlebten, zum authentischen Zeitzeugen einer Epoche, die von Verfall und Niedergang gekennzeichnet ist. Er ist Zeuge dieses Niedergangs von einem privilegieren Betrachterstandpunkt aus, denn er sitzt unmittelbar neben dem „Hirn der Bestie“, im Sperrkreis II des Führerhauptquartiers und ist in diesem Zusammenhang mit dem Schreiben des „Kriegstagebuches“ beschäftigt. Diese Abteilung, in die er nach einer Zwischenstation in Paris gelangte, koordiniert die Dokumentation der Militärberichte von der Front. Die Abteilung „Kriegstagebuch“ hat mehrere feste Orte in der Topographie der militärischen Infrastruktur der Nazis. Zum einen ist sie direkt neben den jeweiligen Hauptquartieren Wolfschanze I und II sowie beim Obersalzberg bei Berchtesgaden stationiert, zum anderen ist sie auch an anderen Orten zu finden, denn zu dieser Abteilung gehört auch ein Eisenbahnzug mit dem Namen „Atlas“, der quer durch die Lande rollt und ab und zu auch in Berlin Halt macht.

Bis zu den letzten Kriegstagen bleibt Hartlaub in dieser Abteilung und selbst als sich ihm zum Schluss noch Fluchtmöglichkeiten bieten, kehrt er von seinen tageweisen Urlauben und Besuchen bei den Freunden zurück, um seinen Dienst weiter zu führen. Nur eines hat er nicht versäumt: die privaten Aufzeichnungen, die während seiner Arbeit entstanden sind, unter seinen Freunden zu verteilen. Ein Teil dieser Schriften wurde vom Suhrkamp Verlag Frankfurt 2002 unter dem Titel „In den eigenen Umriss gebannt“ herausgegeben. Die 2005 erschienene kritisches Ergänzung durch Monika Maroses Biographie lässt nun Strukturen in jenen Schriften erkennen, die ohne Verweise auf biographische Zusammenhänge, wie jetzt geliefert, unverständlich blieben. *Helmut Orpel*

Vereinsnachrichten

Der Landesverein Badische Heimat e. V.

Zukunftsorientiert – orientiert an der Oberrheinregion

Versuch eines Porträts

Der folgende Text wurde für ein Porträt der Badischen Heimat im Publikationsorgan „Schwarzwaldverein“ geschrieben.

I. Vor hundert Jahren gegründet

Der Zusammenschluss der beiden Vereine „Badischer Verein für Volkskunde“ (gegründet 1904) und des „Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege“ (gegründet 1902) wurde am 26. Juli 1908 in Triberg beschlossen und trat am 1. Januar 1909 in Kraft. Der Zusammenschluss wurde vom Großherzog, der Regierung und den Ministerien gefördert, da sich die Vereine in ihren Aufgaben überschnitten. Der Name BADISCHE HEIMAT bezog sich auf das Territorium des damals selbständigen Staates Baden. Als Ziel des Vereins wurde formuliert: „Volkstum und Heimat erhalten, zu hüten und zu erforschen, für den Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kunst- und Naturdenkmale, ihrer Tier- und Pflanzenwelt zu sorgen, die Volks- und Heimatkunde auszubreiten und seelisch zu fördern, die Familienforschung anzuregen und zu pflegen – und so die Heimatliebe zu wecken und die Heimatkultur zu vertiefen – insgesamt zu wirken für Heimat und Volkstum“.

Der Landesverein gab zwei Zeitschriften heraus: „Mein Heimatland“, die so genannten gelben Hefte (1914–1942) und die „Badische Heimat“, die so genannten grauen Hefte (1914–1941). Dazu kam noch der „Ekkhart“, ein „Kalender für das Badener Land“ (1920–1943). Die Publikationen mussten 1943 „wegen Papiermangel“ eingestellt werden. Ab 1950 erschien die Publikation im 30. Jahrgang wieder unter dem Titel „Badische Heimat. Mein Heimatland“.

II. Der Name

Der Landesverein und seine Publikation tragen auch heute noch den Namen BADISCHE HEIMAT, der auf der Sitzung am 1. April 1908 für den neuen Verein gebilligt wurde. Der Name wurde auch bei der Wiedergründung im Jahre 1949 und nach der Vereinigung von Baden und Württemberg 1952 beibehalten. Die Wiedergründung des Vereins war aus zwei Gründen notwendig geworden: Nach der Angliederung Elsass-Lothringens an das Reich musste sich die Badische Heimat „Oberrheinischer Heimatbund“ nennen und mit der Gründung Württemberg-Badens durch die Amerikaner und (Süd-) Badens durch die Franzosen hörte das Land Baden auf zu existieren und damit auch der Verein Badische Heimat. Der Landesverein versteht sich auch nach mehr als 50 Jahren Baden-Württemberg für den früheren Landesteil Baden als Lebensraum zuständig. Auch in Baden-Württemberg sind selbstverständlich die „geschichtlichen, kulturellen und landsmannschaftlichen Eigenarten Badens“ (R. Böhme) Realitäten, die durch die BADISCHE HEIMAT vertreten und weiterentwickelt werden.

III. Badische Heimat in Baden-Württemberg

Der Landesverein BADISCHE HEIMAT ist am Anfang des letzten Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem badischen Land und Staat entstanden und trug zur Integration der Landesteile und der Identifikation der Bürger mit dem Lande Baden bei. Für das Land leistete er eine wesentliche Kulturarbeit. Die Gründung des Staates Baden-Württemberg und der Verzicht Badens auf Eigenstaatlichkeit mussten sich notwendigerweise mit der Zeit auch auf die Heimatkonzeption der BADISCHEN HEIMAT auswirken. Rolf Böhme hat diese Konzeption treffend so zusammengefasst: „Baden hat zwar vor einem halben Jahrhundert die politische Eigenständigkeit verloren, aber eine europäische Perspektive gewonnen“ (Badens Mitgift, 1998). Auch Heimat braucht eine weiterführende Perspektive, eine Vision, wie man das heute gerne nennt. Die neue oberrheinische Perspektive macht eine „badische Larmoyanz“ über die verlorene Staatlichkeit endgültig überflüssig. Die einmal an ein Land und eine großherzogliche Herrschaft gebundene badische Heimat weitet sich zu einem grenzüberschreitenden Lebensraum Oberrhein aus.

IV. Erinnerungskultur und badische Mitgift

Eine wesentliche Aufgabe sieht die BADISCHE HEIMAT in der Pflege der Erinnerungs- bzw. Gedächtniskultur badischer Geschichte. Unter Erinnerungskultur ist vor allem die „Sicherung der badischen Geschichte im Bindestrichland Baden-Württemberg“ zu verstehen und der nicht nachlassende Hinweis auf die „badische Mitgift“, die der badische Landesteil vor allem historisch und kulturell in das Land Baden-Württemberg eingebracht hat. Über ihre vierteljährliche Publikation hinaus hat die BADISCHE HEIMAT dieser Erinnerungskultur in dem Buch „Badisches Kalendarium. Von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr. Personen und Ereignisse“ versucht, dem badischen Gedächtnis eine Stütze zu geben. Die Erinnerung an die badische Geschichte verdankt sich vor allem „ihrer Modellhaftigkeit für zentrale allgemeingeschichtliche Entwicklungen des 19. Jahrhunderts“ (G. Hepp) und dem „Vorbildcharakter“ (H. Fenske) des politischen Lebens für das übrige Deutschland.

V. Die Badische Heimat ist kein Geschichtsverein

Die Pflege der Erinnerungskultur der badischen Geschichte ist zwar ein zentrales Anliegen der BADISCHEN HEIMAT, aber sie versteht sich nicht als bloßer Geschichtsverein. Genauso wichtig wie die Erinnerungskultur ist die Aktualität des heimatlichen Lebensraumes. Die heutigen Lebensräume haben sich auf Grund der Mobilität territorial ausgeweitet und differenziert in ihren Problemen. Heimat, verstanden als konkreter Lebensraum, ist deshalb heute weit mehr als nur geschichtlich bestimmter (Rückzugs-) Raum. Die BADISCHE HEIMAT hat sich deshalb mit den Problemen auseinanderzusetzen, die diese Lebensräume kennzeichnen.

VI. Das Zukunftspotential der Badischen Heimat: die Oberrheinregion

Das Projekt „Trinationale Metropolregion Oberrhein“, das angedacht ist, „bietet die Chance, die Oberrheinregion und die badische Raumschaft in Europa zu positionieren“ (S. v. Ungern-Sternberg). Die Zukunft des Landesvereins BADISCHE HEIMAT liegt in seiner Einordnung in der grenzüberschreitenden Oberrheinregion. Die „alte“ badische Heimat wird sich in Zukunft im Sinne eines Teiles der „Städtelandschaft am Oberrhein“ (U. Einsele) verstehen. Ein Modell „einer anderen Wahrnehmung des Lebens und Raumes“ (P.-L. Weinacht). Was Ungern-Sternberg für Südbaden festgestellt hat, wird für den ganzen Oberrheinraum gelten, nämlich dass „grenzüberschreitende Zusammenarbeit eine unausweichliche Notwendigkeit (ist) und das recht verstandene Zukunftspotential der regionalen Eigenentwicklung Südbadens“.

Das Zukunftspotential der BADISCHEN HEIMAT sind die badischen und oberrheinischen Regionen am Rhein. Diese Zielsetzung mag auch erklären, warum es im Lande zwei Heimatvereine gibt: den Schwäbischen Heimatbund und die BADISCHE HEIMAT.

VII. Die Publikation des Landesvereins Badische Heimat

Die Hefte des Landesvereins BADISCHE HEIMAT erscheinen unter dem gleichen Titel mit vier Heften pro Jahr inzwischen im 87. Jahrgang. Die Zeitschrift widmet sich mit Schwerpunkt Themen zur Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt und Denkmalschutz. Themen zur badischen Geschichte spielen naturgemäß eine bedeutende Rolle, da die Zeitschrift eine Chronistenpflicht wahrnimmt. Der veränderte Heimatbegriff machte eine Zuwendung zu aktuellen Themen des „Lebensraumes Heimat“ zunehmend für die Redaktion der Zeitschrift interessant. Die Option für ein Baden als Teil des oberrheinischen Raumes bringt notwendigerweise eine Öffnung für Themen mit sich, die über die engere badische Heimat hinausgehen.

Die Zeitschrift ist das Flaggschiff des Landesvereins und verbindet den Verein mit den Regionalgruppen und der interessierten Öffentlichkeit.

Heinrich Hauß, Schriftleiter der Badischen Heimat

Adel und Nationalsozialismus im deutschen Südwesten

Herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg

240 S., 14 s/w-Abb., 13 x 20 cm, broschiert
ISBN 978-3-7650-8373-0, € 12,90
Im Buchhandel erhältlich

Fallbeispiele dokumentieren adeliges Verhalten zwischen begeisterter Unterstützung für das Regime und Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Das Leben des Hitlerattentäters Claus Graf Stauffenberg und seiner Brüder wird ebenso vorgestellt wie die Karriere von Hitlers Außenminister Konstantin von Neurath.

www.gbraun-buchverlag.de info@gbraun-buchverlag.de G.BRAUN BUCHVERLAG

Einladung zur Mitgliederversammlung 2008

am Samstag, 1. März, im Salmen in Offenburg
Lange Straße 52, 77652 Offenburg

10.30 Uhr **Geschlossene Mitgliederversammlung**

Begrüßung durch den Landesvorsitzenden

Grußwort der Oberbürgermeisterin Edith Schreiner, Stadt Offenburg

Geschäftsbericht

Kassenbericht und Bericht der Rechnungsprüfer

Entlastung des Vorstandes

Anträge, Anfragen, Verschiedenes
(Anträge, die zu begründen sind, sind bis spätestens sechs Wochen vor der Mitgliederversammlung schriftlich bei der Geschäftsstelle des Landesvereins einzureichen.)

Wahl des Wahlleiters für die Neuwahlen 2008

Neuwahlen des Landesvorstandes entsprechend der Landessatzung

Wahl der Beiräte

12.30 Uhr **Mittagessen**

14.00 Uhr kulturelles Nachmittagsangebot

14.00 Uhr für Landesvorstand und Beirat:
konstituierende Sitzung in Ortenberg

Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Landesvorsitzender der Bad. Heimat
Dr. Volker Kronemayer, stellvertretender Landesvorsitzender